



KULTURBEILAGE
Die besten
Geschenke fürs Fest

SCHATTENKRIEG
Putins Spione
sind unter uns

EX-GEISEL SHARABI
491 Tage in den
Händen der Hamas

DIE AKTE WHITE TIGER

Tod aus
dem Netz



Wie **Online-Sadisten** Jugendliche in den Suizid treiben.
Eine Spur führt nach Deutschland.



Benelux € 8,20
Dänemark dkr 99,95
Finnland € 10,20

Frankreich € 8,50
Griechenland € 8,80
Italien € 8,80

Kroatien € 9,50
Norwegen NOK 139,-
Österreich € 7,60

Portugal (cont) € 8,50
Schweiz sfr 10,-
Slowakei € 8,50

Slowenien € 8,50
Spanien € 8,30
Spanien/Kanaren € 8,60

Tschechien Kč 250,-
Ungarn Ft 3990,-
Printed in Germany

A woman with dark curly hair, wearing a green sleeveless top, is shown from the chest up. She is looking towards the camera with a slight smile. Her right hand is extended, holding a collage of images that represent different cultures and landscapes. The collage includes a group of people standing around a table with food, a landscape with a small house, and other scenic views. The background is a solid green color.

Begegnen Sie
Menschen und
ihrer Kultur

Studiosus

Reise-Kataloge: 00 800/24 01 24 01
www.studiosus.com

Intensiver**leben**

»Europa wird von allen Seiten bedrängt – und trotzdem spürt man die Selbstgefälligkeit.«

Seite 76

Titel »White Tiger«

Seit Jahren recherchieren die Redakteure Roman Höfner und **Max Hoppenstedt** (r.) über die dunklen Seiten des Internets. Der Fall, der sie nun beschäftigt hat, übersteigt an Brutalität alles, was sie bisher gesehen haben. Der Hamburger Shahriar J. soll unter dem Namen »White Tiger« Kinder auf kaum vorstellbare Weise gequält haben. Im Januar 2022 soll er den 13-jährigen Jay Taylor zum Suizid getrieben haben – live übertragen auf Instagram. Hoppenstedt besuchte Jays Eltern Leslie und **Colby Taylor** im US-Vorstadtidyll Gig Harbor bei Seattle. Jays Zimmer ist bis heute voller kleiner Kunstwerke, an denen er vor seinem Tod gearbeitet hat, darunter ein Perlenarmband mit den Namen seiner Brüder und ein halb fertiger pinkfarbener Pullover für seine Tante. Jays Mutter hat in dem Zimmer ihr Büro eingerichtet, seit seinem Tod macht sie eine Ausbildung zur Therapeutin. Die Hälfte der Klienten sind Kinder, oft ähneln deren psychische Probleme denen von Jay. »Seine Eltern wussten um die Gefahren aus dem Internet, doch sie konnten Jay nicht retten«, sagt Hoppenstedt.

Seiten 8, 12



Annabel Clark / The Washington Post

Ex-Gaza-Geisel



Michael Kohls / DER SPIEGEL

Eli Sharabi (2. v.l.) hat 491 Tage als Geisel der Hamas überlebt. Im Februar kam der Israeli frei, da wog er noch 44 Kilogramm. Seine Frau und die beiden Töchter waren von den Terroristen am 7. Oktober 2023 in ihrem Haus im Kibbuz Be'eri ermordet worden. Sharabi erfuhr davon erst nach seiner Freilassung. Kurz darauf beschloss er, ein Buch über sein Martyrium zu schreiben. Es wurde in Israel und den USA ein Bestseller, nun erscheint es auf Deutsch. In Hamburg traf Sharabi sich mit den SPIEGEL-Journalisten **Juliane von Mittelstaedt**, **Thore Schröder** und **Dominik Peters**, um über seine Entführung, das Überleben in den Hamas-Tunneln und die gesplante israelische Gesellschaft zu sprechen. Die Interviewer erlebten ihn gefasst und konzentriert. Als er über seine Familie sprach, hielt er inne, seine Augen wurden feucht. »Es ist beeindruckend, wie entschlossen Sharabi mit seinem Schicksal umgeht«, sagt Mittelstaedt. »Erst war das Überleben seine Mission, nun will er der Welt davon erzählen.«

Seite 56

Constantin Schreiber

Bis Mai dieses Jahres war **Constantin Schreiber** (M.) einer der bekanntesten Sprecher der »Tagesschau«. Seit September ist er »Global Reporter« beim Konzern Axel Springer, für dessen Medien »Bild« und »Welt« er unter anderem aus Israel berichtet. Warum wechselt einer wie er vom öffentlich-rechtlichen Rundfunk ausgerechnet zu Springer? Knapp ein halbes Jahr lang hat SPIEGEL-Redakteurin **Vicky Bargel** Schreiber nach seinem ARD-Abschied zu Terminen begleitet. Sie traf Schreiber und den Kameramann **Michael Shubitz** während Dreharbeiten in Jerusalem, bei einem Auftritt seiner True-Crime-Show im Circus Krone in München und hinter den Kulissen der WDR-Talkshow »Kölner Treff«. Bargel war erstaunt, wie viele Projekte Schreiber gleichzeitig verfolgt und wie hoch sein Arbeitspensum ist. Immer wieder kamen sie unterwegs auf seine Motivation zu sprechen. Schreiber sagt, er wolle Haltung zeigen. Zugleich versucht er, sich als Marke zu etablieren. »Seine größte Herausforderung ist vermutlich, zu zeigen, wofür er eigentlich stehen will«, sagt Bargel.

Seite 44



DER SPIEGEL

SPIEGEL BESTSELLER



Diesem Heft liegt die neue Ausgabe von SPIEGEL BESTSELLER bei. Titelheld ist der britische Schauspieler Josh O'Connor. Bekannt wurde er als Prinz Charles in der Netflix-Serie »The Crown«, den er ab der dritten Staffel spielte. Seither hat er eine steile Karriere hingelegt. In diesem Herbst zeigen ihn gleich vier große Filme in der Hauptrolle. Einer davon ist der dritte Teil der »Knives Out«-Reihe, in der er neben Daniel Craig zu sehen ist. SPIEGEL-Redakteurin Annina Metz traf O'Connor zum Interview in London. Britische Kollegen hatten sie gewarnt: Der Schauspieler sei schwierig, in Interviews gebe er kaum etwas preis. Überraschenderweise war das Gegenteil der Fall. O'Connor war höflich, er zeigte sich interessiert und ausgelassen. Metz lernte einen Star kennen, der sagt, dass er rote Teppiche nicht mag und am liebsten gärtnernd oder töpfernd. Außerdem in diesem Heft: ein Rückblick auf die erfolgreiche Netflix-Serie »Stranger Things«, die nun endet. Sowie die besten Bücher, Filme und Alben für Weihnachten.

INHALT

TITEL

- 8 Kriminalität** Der Fall »White Tiger«: Die Eltern von Jay Taylor erzählen, wie ihr Sohn zum Suizid vor laufender Kamera gedrängt wurde
- 12** Wie kann ich mein Kind im Netz vor Tätern schützen?

POLITISCHE BÜHNE

- 16** Digitalprojekt der Bundeswehr verzögert sich | Landesrechnungshof rügt Kosten für Hochrisikospiele der Bundesliga | Die da unten

DEUTSCHLAND

- 6 Leitartikel** Wie sich Trump zur Marionette von Putin macht
- 22 Geheimdienste** Mit Drohnen und »Wegwerfagenten« führt Russland in Deutschland einen Schattenkrieg
- 26 Affären** Der Kanzler stellt sich unvorsichtigerweise hinter Wolfram Weimer



DER SPIEGEL

Im Netz der Sadisten

Titel Eine Onlinegruppe um den Hamburger Shahriar J. soll einen 13-Jährigen zum Suizid gedrängt haben. Dessen Eltern erzählen vom Kampf um ihren Sohn.

Seiten 8, 12

- 28 Außenpolitik** Spitzen-
diplomatin Helga Schmid war
oft allein unter Männern
- 30 Marketing** Thüringen
will wieder »Das Grüne Herz
Deutschlands« sein
- 32 Karrieren** Oliver Ruhnert
wechselt von Union Berlin
zum BSW
- 34 Zeitgeschichte** Millionen
Kinder litten auf »Ver-
schickungskuren«. Eine
Spurensuche
- 38 Agenten** Der BND unterhielt
Kontakte zu einer
Terrormiliz in Mosambik
- 40 Beziehungen** Warum
Seitensprünge nicht immer
gleich Unheil bedeuten
- 43 Prominente** Das neue
Leben der Bettina Wulff

MEDIEN

- 44 Karrieren** Wie Ex-»Tages-
schau«-Sprecher Constantin
Schreiber sein Profil schärfen
möchte



Dominik Beckmann

Howard Carpendale

Der Sänger über seine Patchworkfamilie und sein Problem mit deutschem Humor

Seite 102



Gaelen Morse / REUTERS

Marjorie Taylor Greene

Sie war Trumps »Kriegerin«, jetzt ist sie die »Verräterin«.

Seite 54



UPI / dpa

Hannah Arendt

Vor 50 Jahren starb die Denkerin. Wie aktuell sind ihre Analysen?

Seite 92

DEBATTE

- 48 Armut** Nicht der Sozialstaat versagt, sondern der Kapitalismus

AUSLAND

- 50 Ukraine** Selenskyjs doppelte Krise
- 54 USA** Warum MAGA-Populistin Marjorie Taylor Greene mit Präsident Trump bricht
- 56 Israel** SPIEGEL-Gespräch mit der Ex-Geisel Eli Sharabi über das Grauen in den Tunneln der Hamas
- 61 China** Mit KI-Musik gegen Depressionen
- 62 Drogenmafia** Unterwandern Kartelle den belgischen Staat?
- 64** Dschihadisten blockieren Malis Hauptstadt | Schwedens Premier Ulf Kristersson über die Zusammenarbeit mit Rechtspopulisten

REPORTER

- 66 Frauenrechte** Die Exil-Iranerin Faravaz lebt in Berlin. Sie singt über Mullahs, Sex und die Freiheit
- 71 Kolumne** Leitkultur

WIRTSCHAFT

- 72 Wirtschaftspolitik** Die Brandmauer der Unternehmer zur AfD bröckelt
- 76 Wettbewerb** Im SPIEGEL-Gespräch sagt Ökonom Dan Wang, was der Westen von China lernen muss
- 79 Digitalisierung** Macht KI den Arztbesuch effizienter?
- 80** Deutschland bei Wagniskapital weit abgeschlagen | Millionengeschäft mit Adventskalendern



[M] DER SPIEGEL; Foto: Jens Büttner / dpa

Putins Schattenkrieg in Deutschland

Ausspähungen, Cyberangriffe, Brandanschläge: Die Zahl der Sabotagefälle steigt. Oft führt die Spur nach Moskau.

Seite 22



Michael Kohls / DER SPIEGEL

491 Tage in den Händen der Hamas

Ex-Geisel Eli Sharabi spricht über das Grauen in den Tunneln, die Trauer um seine Familie und sein neues Leben.

Seite 56



Gene Glover / DER SPIEGEL

Sie singt über Sex mit dem Mullah

Die Aktivistin Faravaz leistet von Berlin aus musikalischen Widerstand gegen das iranische Regime.

Seite 66

WISSEN

- 82 Notfallmedizin** Immer mehr schwer verletzte Menschen nach Messerangriffen
- 85 Seuchen** UNAIDS-Vizechefin Christine Stegling über steigende Infektionszahlen
- 86 Biologie** Tiere passen sich an das Stadtleben an
- 88 Luftfahrt** Comeback des Flugtaxis
- 90** Wird man im Urlaub häufiger krank? | Neue Hinweise zur Entstehung des Mondes

KULTUR

- 92 Denken** Hannah Arendt ist die Philosophin der Stunde
- 98 Stars** Der Oscarkandidat Stellan Skarsgård
- 101 Kulinarik** Friedrich Merz und der Brot-Fetisch
- 102 Musik** Howard Carpendale im SPIEGEL-Gespräch über Leben und Lieben
- 106 Film** Die französische Komödie »15 Liebesbeweise«
- 107** Daniel Craig als Detektiv | Eine miese Beatles-Doku

SPORT

- 108 Fußball** Ex-Profi Jérôme Boateng kämpft um seinen Ruf
- 113** Randsportart Roller Derby | Haltungsnote: Fanproteste in der Bundesliga
- 42** SPIEGEL-TV-Programm
- 105** Bestseller
- 114** Impressum, Leserservice
- 115** Nachrufe
- 116** Personalien
- 118** Posteingang
- 120** Hohlspiegel
- 121** Familienalbum
- 122** Niemals geht man so ganz

Trump ist Wachs in Putins Händen

US-Präsident Donald Trump will Moskau mit einem Friedensdeal auf Kosten der Ukraine schmeicheln. Es ist die falsche Strategie im Umgang mit Wladimir Putin, der nur eine Sprache kennt.

Von René Pfister

Es ist eine Tragödie der Weltpolitik, dass Wladimir Putin den amerikanischen Präsidenten offenbar besser kennt als der sich selbst. Donald Trump hat seine Amtszeit als Neoimperialist begonnen – mit dem Anspruch, nicht nur den Panamakanal und Grönland unter die Kontrolle der USA zu bringen, sondern auch Kanada, das Trump zum 51. Bundesstaat der Vereinigten Staaten machen will. Es waren Ankündigungen, die die Welt schockierten, aber schwerlich den Kremlchef. Putin hat einen klaren Blick für die Schwächen seiner Rivalen. Und ein Politiker wie Trump, der Imperialist sein will und gleichzeitig auf den Friedensnobelpreis hofft, ist ein Widerspruch in sich.

Die Geschichte neigt dazu, ihre Helden in ein mildes Licht zu tauchen. Alexander, den manche den Großen nennen, ließ das aufständische Theben dem Erdboden gleichmachen und seine Bewohner als Sklaven verkaufen. Napoleon, der heute im Pariser Invalidendom ruht, soll zum österreichischen Außenminister Metternich gesagt haben: »Ein Mann wie ich scheißt auf das Leben von einer Million Menschen.« Putin will den imperialen Glanz Russlands wiederherstellen. In der Ukraine zeigt sich gerade, dass es ihn nicht kümmert, ob dabei 100.000 oder 500.000 Menschen den Tod finden. Wie jeder echte Imperialist ist er bereit zum Massenmord.

Trump verachtet die Demokratie, es fehlt ihm nicht an dunklen Seiten. Aber man muss zu seinen Gunsten festhalten, dass ihm jene Ruchlosigkeit abgeht, mit der sich ein Potentat wie Putin in die Geschichte einschreiben will. Nichts ist Trump mehr zuwider, als Särge amerikanischer Soldaten zu empfangen, weswegen der Imperialismus seiner Regierung bisher vor allem performativer Natur war: ein unerwünschter Besuch seines Vize JD Vance auf Grönland, bunkerbrechende Bomben auf iranische Atomanlagen, ein paar versenkte Boote vor der Küste Venezuelas – mehr Muskelspiel hat sich Trump bisher nicht erlaubt.

Für die Welt ist es ein Segen, dass Trump so wenig Kriegslust zeigt. Aber ganz offenkundig sieht Putin in Trump einen Mann, der Wachs in seinen Händen ist. Der US-Präsident lud den Kremlherrscher im Sommer nach Alaska ein, obwohl dieser nicht den geringsten Friedenswillen zu erkennen gab. Nun lässt Trump einen Friedensplan verhandeln, der

sich wie eine Wunschliste des Kreml liest und offenkundig auch ist: Absage an eine Nato-Mitgliedschaft der Ukraine, faktische Anerkennung des Donbass und der Krim als russisches Gebiet, allenfalls vage Sicherheitsgarantien der USA. Es ist der Versuch, Putin mit maximalem Entgegenkommen in einen Deal zu locken. Aber warum soll sich der Kremlchef darauf einlassen, wenn er das Gefühl hat, er kann immer noch mehr für sich herausholen?

Es braucht keinen Barbaren im Weißen Haus, um der Barbarei in der Welt Einhalt zu gebieten. Franklin D. Roosevelt, der die USA durch den Zweiten Weltkrieg führte, ist dafür das beste Beispiel. Aber notwendig ist die Entschlossenheit, sich der Willkür entgegenzustellen. Trump war im Umgang mit

Putin bisher immer ein Präsident, der den Mund spitzte, aber nie pfiß: der mit der Lieferung von Tomahawk-Marschflugkörpern an Kyjiw drohte und dann Angst vor der eigenen Courage bekam. Trump hat den richtigen Reflex, wenn er einen Krieg beenden will, der für die Ukraine auf dem Schlachtfeld nicht zu gewinnen ist. Aber es ist dilettantisch, Putin die Wünsche von den Augen abzulesen, bevor echte Verhandlungen überhaupt begonnen haben.

Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, dass sich Putin früher oder später auf einen Deal einlässt. Die russische Wirtschaft ächzt unter den Folgen des Krieges und der Sanktionen, und die Fortschritte auf dem Schlachtfeld sind minimal. Für die Europäer wird die Arbeit dann erst richtig beginnen. Für

Trump ist der Krieg in der Ukraine ein lästiges Problem, das er sich schnell vom Hals schaffen will. Und Vizepräsident Vance, der neben dem 79-jährigen Präsidenten immer mehr als Zukunft der »Make America Great Again«-Bewegung erscheint, hat unmissverständlich klargemacht, dass er die Ukraine als alleiniges Problem der Europäer betrachtet.

Es ist Zeit, sich mit dieser unerfreulichen Realität anzufreunden. Für Europa ist es schwer, aber nicht unmöglich, Putin ohne die USA abzuschrecken. Russland ist ein alternatives Land, das technologisch den Anschluss verpasst hat und dessen Bruttoinlandsprodukt unter dem von Italien liegt. Europa hat die Wirtschaftskraft und die industrielle Basis, um sich so aufzurüsten, dass der Kreml keinen Angriff wagt. Putin kennt nur die Sprache der Stärke, diese Lektion hat Trump immer noch nicht gelernt. Die Europäer sollten nicht den gleichen Fehler begehen.





„Einen guten
Journalisten er-
kennt man daran,
daß er sich
nicht gemein
macht mit einer
Sache, auch
nicht mit einer
guten Sache.“

Hanns Joachim Friedrichs

Der Hanns-Joachim-Friedrichs-Preis für Fernsehjournalismus.

Der Preis wird alljährlich an Moderatoren, Reporter und Redakteure vergeben, die durch ihre Arbeit gezeigt haben, dass sie kreative, kritische und unabhängige Journalisten sind. Die diesjährigen Preisträger sind die ARD-Korrespondentinnen Sophie von der Tann und Katharina Willinger, der Sonderpreis geht an Reporter ohne Grenzen, der Förderpreis an den WDR-Reporter Borhan Akid.

Die Initiatoren und Juroren: Golineh Atai, Gabi Bauer, Jurek Becker (†), Manfred Bissinger, Nikolaus Brender, Klaus Bresser, Annette Dittert, Katrin Eigendorf, Christian Esser, Jürgen Flimm (†), Eric Friedler, Christoph-Maria Fröhder (†), Petra Gerster, Carl Gierstorfer, Johannes Hano, Tina Hassel, Hanna Herbst, Maybrit Illner, Claus Kleber, Constanze Knöchel, Theo Koll, Gerhard Krug (†), Stephan Lamby, Jürgen Leinemann (†), Jan Lorenzen, Ilse Madaus-Friedrichs (†), Sandra Maischberger, Marcel Mettelsiefen, Eva Müller, Susanne Ottersbach-Flimm, Frank Plasberg, Fritz Pleitgen (†), Christina Pohl, Ariane Reimers, Christoph Reuter, Claus Richter, Thomas Roth, Ulf-Jensen Röller, Ina Ruck, Dirk Sager (†), Isabel Schayani, Cordt Schnibben, Hermann Schreiber (†), Birgit Schwarz, Paul Schwenn, Hajo Seppelt, Volker Skierka, Marietta Slomka, Katharina Trebitsch, Harry Valerien (†), Wiel Verlinden, Mathias Werth, Ulrich Wickert, Anne Will, Armin Wolf.

Die Preisverleihung findet

am 4. Dezember statt,

eine Aufzeichnung strahlt

das WDR Fernsehen

um 23.50 Uhr aus.

Vorschläge für den

Preisträger des

Jahres 2026 können

die Zuschauer schicken an:

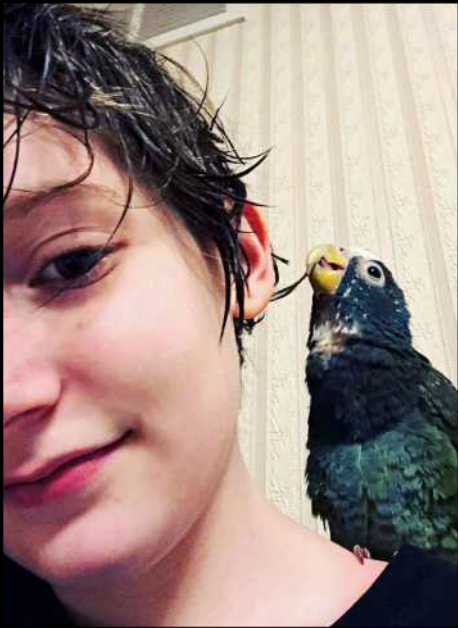
info@hanns-joachim-friedrichs.de

TITEL

Kriminalität Der Schüler Jay Taylor beging vor laufender Kamera Suizid.

Die Onlinegruppe »764« um den 21-jährigen Hamburger Shahriar J. alias »White Tiger« soll ihn gedrängt haben. Und es gibt noch viel mehr Opfer. Einblicke in ein Sadistennetzwerk.

**Mit 13 suchte
er im Netz
nach Freunden –
und wurde in
den Tod getrieben**



Schüler Taylor mit seinem Papagei Melon



Annabel Clark / The Washington Post

Eltern Taylor: »Die Welt muss wissen, wie gefährlich »764« ist«

Es ist noch dunkel draußen, als zwei Streifenpolizisten Leslie Taylor am 17. Januar 2022 aus dem Bett klingeln. Gegen sechs Uhr haben sie ihren Streifenwagen vor dem Haus im US-amerikanischen Vorstadtidyll Gig Harbor geparkt, nahe der Metropole Seattle. »Wissen Sie, wo Jay ist?«, hört die 47-jährige Lehrerin einen der beiden Polizisten fragen. Sie führt die Polizisten ins erste Stockwerk des Hauses und öffnet die Tür zum Kinderzimmer ihres 13-jährigen Sohns. Das Bett ist leer.

Einer der beiden Polizisten dreht sich zu dem inzwischen dazugekommenen Vater Colby Taylor. Der Polizist ringt um Worte, will erklären, was anderthalb Stunden zuvor geschehen ist: »Wir sind wegen Ihres Sohns gekommen«, setzt er an. Noch bevor er zu Ende sprechen kann, sagt Colby Taylor: »Er hat es getan, oder?«

Die Streifenpolizisten hätten nur genickt, erinnern sich Leslie und Colby Taylor. Jay sei aufgefunden wurde, berichteten die Polizisten, erhängt. Hinter einem Supermarkt, rund 15 Gehminuten entfernt. Es ist der Moment, der das Leben der Familie für immer in ein Davor und ein Danach teilt. »Ich hätte nie gedacht, dass ich mein 13-jähriges Kind einmal zu Grabe tragen muss«, sagt Leslie Taylor. »Es war der Beginn einer unendlich dunklen Zeit für uns.«

»Bis heute vergeht kein Tag, an dem ich Jay nicht vermissem«, sagt Colby Taylor. »Wir haben alles versucht, um ihn zu retten, doch am Ende war da diese dunkle Macht aus dem Internet, von der wir nichts wussten.«

Als die Polizisten weg sind, sitzen Leslie und Colby Taylor für einen Moment stumm

auf der Couch in ihrem Wohnzimmer. In der Ecke steht ein Plattenspieler, Vater und Sohn hörten gemeinsam gern Rockmusik von Green Day. An den Wänden hängen Familienfotos. Von gemeinsamen Wanderausflügen in den Bergen, von Jays Geburtstagswochenende mit der Familie auf einer Lamafarm, von Jay mit seinen zwei älteren und seinem jüngeren Bruder. Doch Leslie und Colby Taylor bleibt an diesem Montagmorgen keine Zeit zu trauern. Sie müssen funktionieren. Bald werden ihre anderen drei Söhne wach werden und Fragen stellen, auf die sie selbst noch keine Antwort haben.

Colby Taylor klappt das silberne MacBook auf, meldet sich von seiner Arbeit als Manager bei einem großen US-Techkonzern ab. Dann tippt er in die Google-Suche: »Wie erklärt man Kindern den Tod ihres Bruders?« Gegen zehn Uhr führen die beiden die wohl

schwerste Unterhaltung ihres Lebens mit ihren Kindern.

Während die Taylors weinen, wird im Netz gejubelt.

Es ist die sadistische Onlinegruppe »764«, die den Tod von Jay Taylor feiert. Ihr Name steht für die ersten drei Ziffern der Postleitzahl des 15-jährigen Texaners, der sie einige Monate zuvor, Anfang 2021, gegründet hat. Die Gruppe sucht gezielt labile Minderjährige, um sie zu schweren Selbstverletzungen zu treiben. Die Mitglieder täuschen Freundschaft vor, dann manipulieren, bedrohen und erpressen sie ihre Opfer, um sie zu immer drastischeren Gewalttaten gegen sich selbst vor der Kamera zu treiben.

Leslie und Colby Taylor ahnen zu diesem Zeitpunkt nicht, dass Jay Taylor seinen Tod filmen musste. Er ist eines der ersten Opfer der bis heute aktiven Szene. Seinen Totenkampf sollte er live auf Instagram übertragen. Für die Mitglieder von »764« gelten solche Aufnahmen als Trophäe. Für manche von ihnen ist der Suizid eines anderen im Livestream das oberste Ziel.

»Jemand hat sich wegen mir vor der Kamera umgebracht«, heißt es in einem dem SPIEGEL vorliegenden Onlineposting zum Tod von Jay. »Sagt Bescheid, wenn ihr das Video haben wollt.« Die Staatsanwaltschaft Hamburg glaubt, dass für den Tod von Jay Taylor ein in der Szene berühmter »764«-Nutzer aus Hamburg verantwortlich ist: der damals 17-jährige Shahriar J. Unter dem Namen »White Tiger« soll er einer der Rädelsführer der Szene gewesen sein.

Erst mehr als drei Jahre nach dem Tod von Jay Taylor wird J. in einem noblen Wohnhaus im Osten Hamburgs festgenommen. Er soll über 200 Taten gegen mehr als 30 meist minderjährige Opfer begangen haben. Vorgeworfen wird ihm unter anderem der Besitz von Kinderpornografie, schwerer Missbrauch mehrerer Minderjähriger oder Heranwachsender über das Internet und fünffacher versuchter Mord. Am schwersten wiegt der Mordvorwurf im Fall von Jay Taylor. Shahriar J. sitzt in Untersuchungshaft, er ist inzwischen 21 Jahre alt. Anfang Januar soll ihm vor der Jugendkammer des Hamburger Landgerichts der Prozess gemacht werden. Für J. gilt die Unschuldsvermutung.

Es ist ein in Deutschland, womöglich weltweit, bisher einmaliger Ermittlungskomplex. Erst durch den Tod von Jay Taylor begann die Polizei, das Ausmaß der Gewalttaten aufzudecken. Inzwischen gehen Beamte global gegen das Netzwerk vor und stoßen auf immer neue abscheuliche Verbrechen. Ermittlungsbehörden gehen davon aus, dass das Netzwerk bereits Tausende Kinder weltweit kontaktiert und belästigt hat. Allein beim FBI laufen landesweit mehr als 300 Verfahren, in Deutschland ermitteln 10 der 16 Landeskriminalämter.

Mutmaßlicher Rädelsführer J., »764«-Logo:

»Mal sehr nett, dann wieder gemein und creepy«



DER SPIEGEL (2)

Die Bedrohung geht weit über den Fall »White Tiger« hinaus. »764« ist Teil des Netzwerks »Com«. Die Kurzform steht für »Community«, also Gemeinschaft. Tatsächlich handelt es sich um ein globales Netz des Menschenhasses. Ein sadistischer Kult, dessen Mitglieder meinen, ihre Opfer kontrollieren und fernsteuern zu dürfen wie Charaktere in einem Videospiel.

Der SPIEGEL hat Tausende exklusiv vorliegende Nachrichten von »White Tiger« und Millionen Chatbeiträge aus dem »Com«-Netzwerk ausgewertet. Was sie zeigen, ist oft kaum auszuhalten, die Qualen der Opfer sind schwer vorstellbar. Hier sollen zumindest einige Details geschildert werden, um die neue Gefahr zu verdeutlichen, die im Netz entstanden ist. Eine SPIEGEL-Analyse offenbart, dass sich in dem aus Dutzenden Untergruppen bestehenden Netz Tausende Mitglieder tummeln. Noch heute erreichen einzelne Gruppen mehr als 1600 Mitglieder.

Über den mutmaßlichen Mord an Jay hinaus hat der SPIEGEL sechs weitere Fälle recherchiert, in denen Mitglieder der Szene Menschen in den Tod getrieben haben. Die Dunkelziffer dürfte deutlich höher liegen. Meist begingen die Opfer Suizid im Livestream, wie etwa im Fall des 25-jährigen Samuel Hervey. In einem Fall in Leipzig gehen Behörden dem Verdacht nach, dass ein »764«-Nutzer eine 13-Jährige dazu brachte, ihre siebenjährige Schwester zu erstechen. Auf dem Gerät der 13-Jährigen fand die Polizei verstörende Messenger-Nachrichten. Die Botschaft fassen Ermittler so zusammen: »Wir wissen, wo deine Familie wohnt, und wir kennen all deine Familienmitglieder. Wenn du nicht tust, was wir sagen, bringen wir euch alle um.«

Seit der Festnahme von Shahriar J. hat der SPIEGEL, der diese Geschichte gemeinsam mit der »Washington Post« recherchiert, vielfach mit Leslie und Colby Taylor gesprochen. »Wenn wir Jays Geschichte nicht erzählen würden, dann würden wir dem unbeschreiblichen Verlust nicht gerecht werden«, sagt Leslie Taylor. »Ich möchte von unserem Schicksal erzählen, um andere Familien zu warnen.« Erstmals sprechen die beiden öffentlich ausführlich darüber, wie sie um ihren Sohn gekämpft haben. Die Taylors übergaben dem SPIEGEL Jays Laptop und Handy. So ließen sich zahlreiche Onlineaccounts auswerten, die Jay vor seinem Tod genutzt hatte.

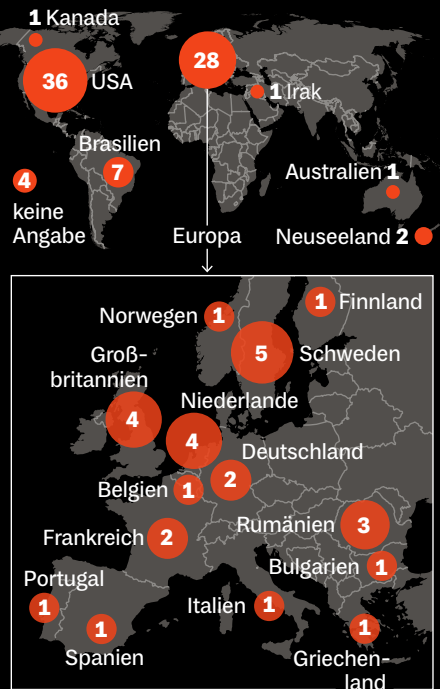
»Die Welt muss wissen, wie gefährlich »764« ist«, sagt Colby Taylor. »Wir haben alles für Jay getan, wir hatten die besten Voraussetzungen, und trotzdem konnten wir ihn nicht retten.«

Der Kampf um Jay

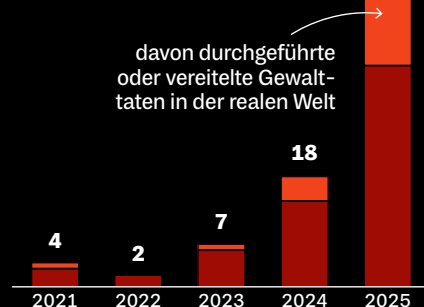
Für Jay Taylor war das Internet ein sozialer Ort. Noch einen Tag vor seinem Tod nutzte er die Chat-App Discord, um andere Teen-

Grenzenlose Gewalt

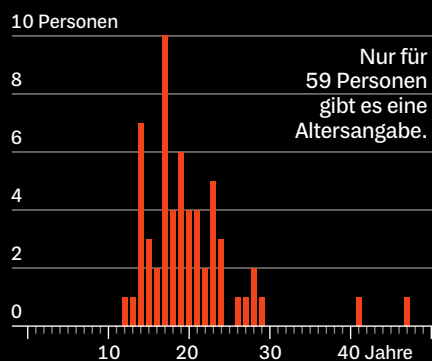
Bekannte Fälle von Erpressung und Gewalttaten aus Gruppen des »Com«-Netzwerks, nach **Herkunft** der Tatverdächtigen oder Täter, 2021 bis 2025



Bekannte Fälle von Erpressung und Gewalttaten aus Gruppen des »Com«-Netzwerks



Alter der Tatverdächtigen oder Täter*



* Beim Alter der Beschuldigten oder Tatverdächtigen floss das Alter von dem Zeitpunkt in die Auswertung ein, zu dem Behörden zum ersten Mal über die Fälle kommunizierten oder an dem dem SPIEGEL die Fälle zum ersten Mal bekannt wurden.

Quelle: SPIEGEL-Recherchen

ager kennenzulernen und sich mit ihnen auszutauschen. Weltweit wird Discord von 200 Millionen Menschen verwendet, besonders bei Gamern und jungen Menschen ist sie beliebt. Doch Jay war kein Gamer, er war auf der Suche nach Brieffreunden, als er an jenem Sonntag im Wohnzimmer sein graues Chromebook-Laptop aufklappte. »Ich hatte spontan Lust, einen Brieffreund zu finden«, tippte er. Unter Musikgeschmack vermerkte er: »Folk-Punk, Midwestern-Emo, so was in der Art«. Am liebsten wäre ihm jemand im Alter von 13 bis 15 Jahren und jemand, der queer sei, wie er. »Wenn ihr Interesse habt: Mein Postfach ist offen.«

»Jay liebte es, sich im Netz mit anderen Jugendlichen auszutauschen«, erinnert sich seine Mutter. Er häkelte mit anderen im Livestream um die Wette und mochte es, mit Gleichaltrigen zu chatten. In den Chats, die dem SPIEGEL vorliegen, war Jay neugierig und empathisch. Wenn es jemandem nicht gut ging, fragte er, wie er helfen könne.

Zusammen mit seiner Mutter hatte Jay auf der Kunsthandwerk-Plattform Etsy ein Konto. Er war künstlerisch sehr begabt und konnte gut zeichnen. Er häkelte und strickte kunstvolle Figuren, die er online anbot. »Er hat die Sachen immer viel zu billig verkauft. Ich glaube, er wollte einfach anderen eine Freude machen«, sagt Leslie Taylor.

Jay wurde als Mädchen geboren. Im Alter von zehn Jahren erzählte er seiner Mutter, dass er als Junge leben wolle. »Seine größte Sorge war, was andere denken würden«, erinnert sich Leslie Taylor. Jay machte den Übergang Schritt für Schritt. Freunden und der Familie erzählte er zuerst, dass er schwul sei, und traute sich erst später zu sagen, er sei transgender. Im Netz trat Jay Unterstützungsgruppen für LGBTQ und trans Kinder bei. Die Gemeinschaft habe ihm geholfen, erinnern sich seine Eltern.

In der Coronapandemie begannen Jays psychische Probleme. Er hatte mit Mager sucht und Depression zu kämpfen. Als er zwölf Jahre alt war, fielen seiner Mutter Narben in seiner Haut auf. »Das Ritzen war beängstigend«, sagt Leslie. Doch Jay machte kein Geheimnis aus seinen Schwierigkeiten, sprach offen mit seinen Eltern darüber. Gemeinsam lernten sie, dass selbstverletzendes Verhalten oft nicht suizidal ist, sondern ein Bewältigungsmechanismus sein kann, eine Reaktion auf psychische Belastungen und Stress.

Die Eltern suchten Hilfe für ihn in der Kinderklinik im nahe gelegenen Seattle. Jay begann eine Therapie und war mehrere Wochen in stationären Behandlungsprogrammen, wie medizinische Unterlagen zeigen. Gegen Ende des Jahres 2021 konnten Leslie und Colby Taylor sehen, wie es Jay besser ging. Videos zeigen ihn kurz vor Weihnach-

DER FALL »WHITE TIGER«

Auf diese Warnzeichen sollten Eltern achten

Mitglieder des Sadistennetzwerks »764« gehen äußerst perfide vor, um neue Opfer zu finden. Doch es gibt Methoden, sein Kind zu schützen.

Die Chatgruppen heißen »764«, »8884« oder »CVLT«. Die Namen mögen harmlos klingen, doch dahinter verbergen sich einige der düstersten Ecken des Internets. Die Chats gehören zu einem Netzwerk von kriminellen Onlinesadisten, die sich gezielt das Vertrauen von labilen Kindern und Teenagern erschleichen, um sie dann zu belästigen, zu bedrohen und zu erpressen. Die Opfer müssen erniedrigende Akte mit der Kamera aufzeichnen und die Aufnahmen den Tätern schicken. So bauen diese noch mehr Druck auf und zwingen die Opfer etwa zu Selbstverletzungen oder sexuellen Handlungen an sich selbst. Ermittlungsbehörden gehen davon aus, dass die Szene um »764« und das dazugehörige »Com«-Netzwerk bereits Tausende Kinder weltweit kontaktiert und belästigt hat, die jüngsten Opfer sollen nicht einmal zehn Jahre alt sein. Gefährdet sind insbesondere Jungen und Mädchen am Anfang der Pubertät.

Tatsächlich ist es für Eltern nicht einfach, ihre Kinder vor den Risiken von Gruppen wie »764« zu schützen. Das liegt zum einen daran, dass das Phänomen noch relativ neu ist. »764« wurde Anfang 2021 gegründet, doch erst in den vergangenen beiden Jahren werden immer mehr Fälle bekannt. Die Zahlen deuten darauf hin, dass die Gefahr zunimmt, auch wenn die Gruppierung sich nur in einer Nische des Netzes tummelt. Zum anderen gehen die anonymen Täter äußerst perfide vor und verhindern gezielt, dass Kinder ihren Eltern davon erzählen, wenn sie erpresst werden.

Für Eltern gibt es dennoch Möglichkeiten, auf ihre Kinder so aufzupassen, dass sie vor den Manipulationen und Angriffen der Onlinesadisten besser geschützt sind. Zunächst einmal sollten Eltern wissen, auf welchen Plattformen die Kriminellen besonders aktiv sind. Um neue Opfer zu finden, nutzen die Mitglieder von »764« und ähnlichen Gruppen insbesondere die bei Gamern beliebte Chat-App Discord und die Gaming-Plattform Roblox, auf der bereits Kinder ab fünf Jahren Videogames spielen können. In Szeneanleitungen werden beide Dienste empfohlen, um dort Kinder und Teenager zu »rekrutieren«, wie

es heißt. Teils weichen die Täter auf den Messenger Telegram aus, weil sie hoffen, dort weniger verfolgt zu werden. Alle drei Plattformen betonen, dass sie Gruppierungen wie »764« nicht zuließen, doch SPIEGEL-Recherchen zeigten in der Vergangenheit, dass die Schutzmaßnahmen längst nicht immer ausreichen.

Roblox und Discord haben spezielle Jugendschutzfunktionen, mit denen sich das Konto eines Kindes mit einem Elternaccount verbinden lässt. Eltern können dann Einstellungen für die Kinderaccounts vornehmen, etwa zu den Chatmöglichkeiten oder den zugelassenen Spielen. Außerdem erhalten die Eltern Informationen zur Aktivität ihrer Kinder auf der jeweiligen Plattform.

Vor allem sollten Eltern mit ihren Kindern darüber sprechen, was sie im Netz machen, und dabei bedenken, dass die Täter ihre Opfer gezielt durch deren Scham isolieren wollen. Eltern sollten ehrliches Interesse daran zeigen, was ihr Kind im Netz tut, und Regeln für die Nutzung vereinbaren. Gemeinsam sollten sie Plattformen wie Discord oder Roblox, die für Kinder ein wichtiger Treffpunkt mit Freunden sein können, erkunden und darüber sprechen, wo die Grenzen sind.

Kind mit Smartphone:

Wichtiger Treffpunkt mit Freunden



Wenn Eltern den Verdacht haben, ihr Kind könnte ins Visier von Gruppen wie »764« geraten sein, sollten sie nicht nur die Onlineaktivitäten im Blick haben. Sie sollten darauf achten, ob sich ihr Kind plötzlich und ohne erkennbaren Grund anders verhält. Das Bundeskriminalamt (BKA), das zu den Onlinegruppierungen ermittelt, hat eine Liste mit Verhaltensweisen veröffentlicht, die ein Warnzeichen sein können. Dazu gehören etwa ein plötzlicher sozialer Rückzug, Launhaftigkeit oder Nervosität, veränderte Ess- und Schlafgewohnheiten oder der Fall, dass das Kind übermäßig viel und vor allem nachts online ist und dort neue Kontakte pflegt.

Die Täter ködern ihre Opfer mitunter mit Geschenken in den Fantasiewelten von Videospielwelten wie Roblox. Es kommt auch vor, dass Kinder bedrängt werden, Haustiere heimlich zu verletzen. Manchmal kann auch ein Verhaltenswandel von Hunden oder Katzen eine Warnung sein.

Ein Alarmsignal können auch sogenannte Cut-Signs sein. Dabei ritzen sich die Opfer die Onlinepseudonyme ihrer Peiniger in die Haut oder schreiben sie mit Blut auf einen Zettel. Aufnahmen davon müssen sie den Tätern senden, die damit in den Chatgruppen prahlen. Besorgte Eltern sollten den speziellen Slang der Szene kennen. Die Abkürzung SV steht etwa für Selbstverletzung, »kys« auf Englisch für »kill yourself«, also »bring dich um«.

Das BKA weist darauf hin, dass bereits einzelne Warnzeichen darauf hindeuten können, dass ein Kind im Visier von Gruppen wie »764« ist. Bei konkretem Verdacht sollten Eltern Vertrauenspersonen, Ärzte und Psychologen hinzuziehen. Außerdem sollten sie Anzeige bei der Polizei erstatten, Beweise mit Screenshots sichern und die verdächtigen Onlineaccounts ihres Kindes blockieren. Der Verbund der Polizeilichen Kriminalprävention, den Bund und Länder gemeinsam betreiben, hat eine Liste mit Beratungsstellen und Hilfsangeboten für Betroffene und Angehörige zusammengestellt. Dort gibt es auch spezielle Hilfsangebote für Kinder.

Max Hoppenstedt

ten glücklich bei einer Schneeballschlacht mit seinen Brüdern.

»Jay freute sich darauf, schon bald zurück zur Schule zu gehen und dort seine Freunde wiederzusehen«, erzählt Leslie Taylor über die Wochen vor seinem Tod. Doch was sie auf Jays Computer gefunden hatten, machte den Eltern Sorgen. Jay war auf Discord zeitweise in Gruppen für Selbstverletzungen. Es waren keine brutalen Gruppen der »764«-Szene, sondern Teenager, die mit ähnlichen psychischen Problemen zu kämpfen hatten und Hilfe suchten.

Jay habe gewusst, dass das Netz nicht immer gut für ihn war, erzählen seine Eltern. »Du musst auf mich aufpassen. Nimm mein Telefon«, solche Sachen sagte er zwischen durch zu uns«, erinnert sich Colby Taylor. »Die Achterbahn war für uns schwer zu erklären.« Die Eltern hatten strenge Regeln aufgestellt, um Jay online zu schützen. Sie hatten festgelegt, wie lange er an seinem Handy und seinem Computer welche Apps benutzen durfte. Zeitweise löschten sie Discord-Server aus seinem Konto. Im Internet durfte er nur im Wohnzimmer der Familie surfen. »Das Tragische ist, dass Jay im Netz Unterstützung und Zuneigung suchte. In einem verletzlichen Moment traf er am Ende auf genau das Gegenteil«, sagt Leslie Taylor.

Die Manipulation

Eine Stadtvilla im Hamburger Stadtteil Marienthal. Hinter den bodentiefen Fenstern stehen Designermöbel. In dem Neubau wohnte Shahriar J. zusammen mit seinen Eltern. Von hier aus soll er als »White Tiger« viele seiner Straftaten begangen haben.

Eine 13-Jährige aus Hamburg soll er nur fünf Tage nach dem Tod von Jay Taylor dazu gebracht haben, sich für ihn ein Herz in die Haut zu ritzen.

Eine 14-jährige Kanadierin soll er schon 2021 dazu aufgefordert haben, sich vor der Kamera unter Schmerzen scharfe Gegenstände vaginal und anal einzuführen. In stundenlangen Chats soll er sie davon überzeugt haben, dass er ihr fester Freund sei, und sie gleichzeitig in ihren Selbstmordgedanken bestärkt haben.

Eine 12-Jährige aus Nordeuropa soll er dazu gebracht haben, einen Vogel zu töten und die zerstückelte Leiche für ein Foto herzurichten. Drei Stunden später beobachtete »White Tiger« sie dabei, wie sie im Livestream auf Discord »Dreigewinnt« mit ihrem eigenen Blut spielen musste. Als sie ihm am nächsten Tag mitteilte, sie wolle Discord verlassen und ein normales Leben führen, soll Shahriar J. zunächst so getan haben, als wollte er sie nie wieder zum Ritzen drängen, nur um sie dann kurze Zeit später zum Suizid anzutreiben. Mehr als zwei Jahre lang soll J. das Mädchen laut der Staatsanwaltschaft Hamburg weiter bedroht und belästigt ha-



Bettina Theuerkauf / DER SPIEGEL

Anwältin Yüksel:

»Mangelnde Regulierung der Onlineplattformen«

ben, auch dann noch, als es sich in einer psychiatrischen Klinik aufhielt.

Der SPIEGEL kennt ihre Identität, doch weil sie noch minderjährig ist und um sie vor anderen »764«-Nutzern zu schützen, soll sie in diesem Text Eva heißen. »Er hat ihr Selbstwertgefühl zerstört«, sagt ihre Anwältin. »Sie war zu jung, um zu erkennen, wie viel Kontrolle er über ihr Leben hatte.« Ein anderes Mädchen, mit dem »White Tiger« chattete, sagte über seine Manipulationsstrategie: »Er war manchmal sehr nett und dann wieder gemein und creepy.«

Dem SPIEGEL liegen Tausende Chatnachrichten von »White Tiger« vor. Sie zeigen, dass er auch extreme Grenzüberschreitungen im Netz offenbar für normal hielt. Er nennt sich selbst einen Rassisten und Nazi, schrieb, dass er pädophil und »stolz darauf« sei. Er prahlt mit Bildern, auf denen Mädchen sich seinen Nutzernamen in die Haut ritzen. »Wenn ich sehe, wie sich jemand selbst erniedrigt, macht mich das geil«, schrieb er. Wenn er sich mit anderen in den Chats streitet, dann darüber, wer die drastischeren Gewaltdarstellungen auf seinem Computer habe. Regelmäßig schreibt er

»Sie müssen gestoppt werden.«

Discord-Nutzerin, die den Suizid beobachtete

auch über seinen vermeintlichen Drogenkonsum.

Über sich selbst sagt er: »Ich gehe zur Universität, ich trainiere, ich gehe nach draußen, ich mache meinen Führerschein, ich studiere.« Und: »In meiner Freizeit konsumiere ich Kinderpornographie.« »White Tiger« schrieb zwar im Netz stets unter Pseudonym, dennoch fällt auf, dass er erstaunlich viel über sich preisgab. Er erzählte, dass er in Iran geboren sei und jetzt mit seinem reichen Vater in einer Stadt im Nordwesten Deutschlands lebe. Einmal erkundigte er sich sogar nach Techno-Raves in Hamburg, die er offenbar besuchen wollte.

Das passt zu dem, was eine Mitschülerin von Shahriar J. dem SPIEGEL berichtet. J. sei zwar eher schüchtern gewesen und habe bei den Nerds gegessen. Doch als er herausgefunden habe, dass sie sich schon einmal selbst verletzt habe, habe er sie lange ausgefragt. »Er wollte wissen, warum man so was tut, und war ganz neugierig«, sagt die heute Anfang 20-Jährige, deren Identität der SPIEGEL kennt.

Als sie mit J. in die zehnte Klasse ging, habe sie gesehen, wie er ein Nacktbild eines jungen Mädchens für seine Instagram-Follower veröffentlicht habe. Sie habe ihn zur Rede gestellt. Doch J. habe nur geantwortet, das Mädchen habe angeblich gewollt, dass er das Bild veröffentliche. »Das ist so normal. Ich habe über 1000 nudes von so 14 bis 18«, schrieb er ihr auf dem Instagram-Konto, das er mit einem Fake-Profilbild betrieb. Die Bilder seien aber »so gar nicht heiß, wenn mein Name nicht drauf ist«, fügte er noch hinzu.

Die Eltern von Shahriar J. haben von allem offenbar nichts mitbekommen. Der SPIEGEL sprach im Januar 2024 mit ihnen, als die Reporter Shahriar J. mit seinen Onlineaktivitäten konfrontieren wollten, jedoch nur die Eltern antraten. Was der Vater, Geschäftsführer eines erfolgreichen Unternehmens, und seine Frau damals sagten, lässt sich inhaltlich ungefähr so zusammenfassen: Sein Sohn müsse sich im Internet verkleidet haben. Er selbst könne nicht alles kontrollieren, was der Sohn im Netz so tue. Beiden soll es inzwischen psychisch sehr schlecht gehen. Nach SPIEGEL-Informationen gab es inzwischen auch beim Bruder von Shahriar J. eine Hausdurchsuchung.

J. selbst ließ vor der Festnahme mehrfach Fragen des SPIEGEL unbeantwortet. Heute lässt er seine Anwältin für sich sprechen. Christiane Yüksel teilte mit, dass sie die Mordvorwürfe für »nicht haltbar« halte. Dass ihr Mandant auf das zwölfjährige Mädchen aus Nordeuropa während dessen Klinikaufenthalts eingewirkt haben soll, sei kaum möglich. »Ich werde mich vor Beginn der Hauptverhandlung nicht zu den einzelnen Anklagepunkten äußern.« Die Verteidigung ihres Mandanten erfolge im Gerichtssaal. Eines ist ihr aber noch wichtig: »Wir müssen über die mangelnde Regulierung der



Pressekonferenz von LKA und Generalstaatsanwaltschaft in Hamburg: Einmaliger Ermittlungskomplex

Georg Wendt / dpa

Onlineplattformen sprechen, durch die Netzwerke wie »764« dort offenbar nur wenig gestört agieren können.«

Gewalt zum Mitmachen

Seit es das Internet gibt, gibt es Nischen, in denen extreme Gewalt zelebriert wird. In der Anfangszeit des World Wide Web wurden in dezentralen Usenet-Foren Bilder von entstellten Leichen oder Texte über schweren Missbrauch verbreitet. Fotos mussten wegen der langsamen Verbindungen aufgeteilt auf mehrere Textblöcke verschickt werden. Ende der Neunzigerjahre entstanden sogenannte Schockseiten, auf denen Nutzer sich Videos von schweren Unfällen, Suiziden oder IS-Enthauptungsvideos ansahen. Teenager galten dort als besonders aktive Nutzergruppe. Gleichzeitig entstand im Darknet eine pädokriminelle Szene, die massenhaft Videos von schwerstem Missbrauch hochlud.

Mit »764« ist im Social-Media-Zeitalter eine neue Form von digitaler Brutalität entstanden. Gewalt wird nicht mehr nur konsumiert, Gewalt wird im Netz produziert. Nirgends zeigt sich das deutlicher als in den Anleitungen, die sich Mitglieder der »764«-Szene zuschicken. Sie tragen Namen wie »Handbuch zur Sex-Erpressung« oder »Anleitung zum Suizid«. Detailliert wird darin beschrieben, wie im Netz neue Opfer zu »rekrutieren« und Gespräche zu führen seien. Die »764«-Nutzer empfehlen, vor allem verletzte und psychisch labile Minderjährige anzusprechen. Neue Opfer finde man etwa auf der millionenfach genutzten Gaming-Seite Roblox oder eben auf Discord.

»Lass sie glauben, dass ihr viele gemeinsame Interessen habt«, heißt es. Zuerst solle man Freundschaft oder gar Liebe vorspielen, dann bringe man die Opfer dazu, sich vor der Kamera auszuziehen. »Um ein Mädchen richtig zu erpressen, brauchst du ihre Adresse und Nacktbilder«, lautet eine der Taktiken der »764«-Nutzer. Im nächsten Schritt solle man drohen, die Aufnahmen an Eltern oder Freunde zu schicken. »Wenn du sie so bedrohst, ist sie am Ende unter deiner Kontrolle.«

Die Täter berauschen sich offenkundig an ihrer Macht und der von ihnen ferngesteuerten Gewalt. »Du musst nie wieder Pornos mit Einschränkungen anschauen, verwandele deine Opfer in deinen eigenen, von dir gesteuerten Porno«, heißt es in dem Leitfaden. Es ist die Einladung zu einer digitalen Menschenjagd. Einer Menschenjagd zum Mitmachen.

»Wir haben alles für Jay getan, und trotzdem konnten wir ihn nicht retten.«

Colby Taylor, Vater

»White Tiger« prahlte stolz, dass er ein »PDF mit Selbstmordanleitungen« auf seinem Rechner habe. Es sei dazu da, »den Emo-Mädchen zu helfen«. In der menschenverachtenden Logik der »764«-Gruppen dürfte gemeint sein: sie in den Tod zu treiben.

Die Komplizin, die selbst Opfer war

Für die Staatsanwaltschaft Hamburg spielen die Anleitungen eine zentrale Rolle beim Tod von Jay Taylor und in den Ermittlungen gegen Shahriar J. Zur »Auslebung seiner Tötungsphantasien« soll J. die zwölfjährige Eva für sich eingespannt und ihr mehrere entsprechende Leitfäden geschickt haben. Vor der Nacht, in der Jay Taylor starb, soll J. Eva über sieben Monate gequält und »gefügig gemacht« haben. Bis sie ihm so weit gehorcht haben soll, dass er sie zur Komplizin für eine abscheuliche Tat machen konnte.

Es war Eva, die Jay Taylor, den 13-Jährigen aus einer Vorstadt von Seattle, zuerst ansprach. Gefunden hatte sie ihn offenbar in einer Gruppe, in der sich Menschen austauschten, die mit Selbstverletzungen kämpften. Bei Eva in Nordeuropa war es Montagvormittag, bei Jay an der US-Westküste noch mitten in der Nacht, als sie ihn am 17. Januar 2022 anschrieb. Erst soll sie Jay eine jener Suizidanleitungen geschickt haben, die sie zuvor von »White Tiger« erhalten hatte, dann chatteten die beiden auf Discord. Eva, das legen die in Teilen archivierten Chatnachrichten nahe, bedrängte Jay offenbar intensiv, sich umzubringen. Zweieinhalb Stunden nach Beginn dieses Discord-Chats war Jay tot.

Noch heute sind die mehr als drei Dutzend Nachrichten, die Jay an Eva schickte, auf seinem Gerät zu finden. Dreimal betonte Jay im Laufe der Unterhaltung, dass er sich nicht umbringen wolle. Selbstverletzende Gruppen und Chats auf der Plattform hatte er zu dem Zeitpunkt wieder verlassen. »Ich habe Dinge, für die ich leben will«, schrieb er etwa um 2.15 Uhr nachts. Er entschuldigte sich, dass er sich nicht mehr selbst verletzen und Evas Aufforderung nicht nachkommen wolle.

Eva hat später ihren Teil der Unterhaltung gelöscht – offenbar aus Panik. So lässt sich nicht genau nachvollziehen, wie es ihr gelang, Jay zum Selbstmord zu überreden. Doch laut der Hamburger Staatsanwaltschaft übte sie Druck auf Jay mit einem Trick aus, der in einer der Anleitungen von »White Tiger« stand: Sie spielte ihm vor, sich mit ihm gemeinsam umbringen zu wollen. Nannte sich offenbar seine »beste Suizid-Freundin«.

Ein mit dem Fall vertrauter Ermittler geht davon aus, dass das Mädchen so handelte, weil es Angst hatte, sich selbst für Shahriar J. umbringen zu müssen. »Ein live gestreamter Suizid war die eine Sache, die sie nicht für »White Tiger« tun wollte.« Um ihn zu besänftigen, habe sie ihm deshalb offenbar ein anderes Opfer zuführen wollen.

»Bring dich aber nicht ohne mich um«, schrieb Jay um halb 3 nachts. »Falls du es doch tun wirst, sag mir vorher Bescheid. Aber am liebsten nicht.« Eine halbe Stunde später hatte Eva Jay endgültig umgestimmt.

Dann schlich sich Jay an seiner schlafenden Mutter vorbei aus dem Haus. Auf dem Weg nach draußen nahm er ein weißes Verlängerungskabel von einem Computer mit, den Colby für die Familie gebaut hatte. Eva eröffnete unterdessen auf Instagram eine Gruppe, in der der Suizid live übertragen werden sollte. Sie fügte »White Tiger« hinzu und benannte den Anruf so, dass daraus hervorgeht, dass Jay sterben wird. Im Titel kommt auch der in Onlinechats verbreitete Ausdruck »lmao« vor, sinngemäß übersetzt: »Ich lach mich tot«. Dem SPIEGEL liegt das Video vor, aber um die Verbreitung zu verhindern, soll der volle Name hier nicht genannt werden.

Als der Instagram-Anruf schließlich begann, soll Shahriar J. das Gespräch übernommen haben. Er nutzte dafür denselben Account, über den er auch über ein halbes Jahr vorher mit seiner Mitschülerin gechattet hatte. J. saß zu jenem Zeitpunkt in der Gaming-Abteilung des Elektromarkts Saturn, in der mehrgeschossigen Filiale in der Nähe des Hamburger Hauptbahnhofs. Auf seinem Handy verfolgte er, was sich ab 4.36 Uhr Ortszeit in Gig Harbor abspielte.

Jay Taylor stand zu diesem Zeitpunkt hinter einem Supermarkt, etwa eine Viertelstunde zu Fuß von seinem Haus entfernt. Nahe den Müllcontainern und der Lkw-Laderampe des Marktes postierte er sich vor einem Maschendrahtzaun. »Hast du ein Seil?«, soll Shahriar J. gefragt haben. Er forderte Jay auf, sich auszuziehen. »Das ist heißer«, schrieb er in dem Chat, der dem SPIEGEL vorliegt. Doch Jay behielt sein schwarz-weißes T-Shirt an und stellte sein iPhone 6 vor sich auf den Boden. Er richtete es so aus, dass es sein Gesicht und seinen Oberkörper filmte. Das mitgebrachte weiße Verlängerungskabel knotete er am Zaun fest. Dann legte er eine Schlinge um seinen Hals.

Während Jay um sein Leben kämpfte, schalteten sich weitere Nutzer im Livestream dazu. Sechs Minuten später war Jay tot.

Im Chat machten sich seine Peiniger danach über ihn lustig. Sie beschimpften ihn mit transfeindlichen Kommentaren, schrieben, dass er es nicht anders verdient habe. Shahriar J. ärgerte sich noch über die »Scheiß Kamera«, wegen der die Aufnahmequalität so schlecht gewesen sei. Eine Kopie des Todesvideos speicherte er dennoch für sich ab. Er war offenbar erregt von dem, was er sah, so sieht es die Staatsanwaltschaft.

»Sie müssen gestoppt werden«

All das wäre wohl nie einer breiten Öffentlichkeit bekannt geworden ohne ein Mäd-

chen aus Australien. »Als ich das Video gesehen habe, wusste ich sofort, dass ich etwas unternehmen muss«, sagte die Teenagerin, die hier Skyla heißen soll. Leute aus der »764«-Szene hätten zuvor versucht, auch sie in den Suizid zu treiben, berichtet sie.

Sie sicherte die Chats auf Discord und Instagram, fand einen von Jays Schulfreunden und besorgte sich von ihm den Instagram-Kontakt von Jays Vater Colby Taylor. »Ich weiß nicht, wie viel Sie schon wissen«, schrieb sie ihm sechs Tage nach dem Tod von Jay. »Sie müssen gestoppt werden.« Dann schickte sie ihm eine Liste von Discord-Nutzernamen und fügte hinzu: »Es tut mir so leid, dass Sie das jetzt auch sehen müssen.«

Als Colby Taylor die Nachricht der australischen Teenagerin mit dem Video bekam, schloss er sich im Badezimmer ein, damit seine Frau es nicht sehen würde. Er erkannte das schwarz-weiß gestreifte T-Shirt seines Sohns. Er sah die Schlinge des Verlängerungskabels. Er stoppte das Video.

Das Video und alle Belege reichte er an die lokale Polizeidirektion in Gig Harbor weiter. Erst jetzt wurde den Ermittlern klar, dass hinter Jays Tod mehr als ein Suizid steckt. Sie schalteten zwei FBI-Ermittler ein, die den Fall aufrollten. Es war der Beginn der Ermittlungen gegen Shahriar J. Doch es sollte bis zum 17. Juni 2025 dauern, bis deutsche Polizisten schließlich um 3 Uhr nachts seine Wohnung in Hamburg-Marienthal stürmten und ihn festnahmen.

Seitdem sitzt Shahriar J. in einer Zelle in der Justizvollzugsanstalt Hahnöfersand. Die Gefängnisleitung hat ihn in einer Einzelzelle fernab anderer Häftlinge untergebracht. Offenbar weil sie nicht weiß, wie andere Gefangene auf ihn reagieren, und aus Sorge vor seiner manipulativen Art. Nicht ganz zu Unrecht, wie die Botschaften zeigen, die ihm wohl zwei seiner Opfer schon ins Gefängnis haben überbringen lassen. Wie eine mit den Vorgängen vertraute Person dem SPIEGEL sagte, schienen die beiden sich ihm trotz allem noch immer verbunden zu fühlen und ließen ihm freundliche Grüße ausrichten. Beide Mädchen soll J. zuvor monatelang gequält haben.

Das Jay-Gesetz

In Hamburg hat der Fall die Politik erreicht. Mitte November erklärte Jan Hieber, Chef des Hamburger Landeskriminalamts, vor dem Innenausschuss der Bürgerschaft, wie man in Zukunft Ermittlungen gegen besonders gefährliche Täter priorisieren und so beschleunigen wolle.

Kurz nach der Festnahme von J. berichtete der SPIEGEL über Hinweise, dass die Hamburger Behörden das Ausmaß des Falls »White Tiger« fast zwei Jahre lang unterschätzt hatten. Der FBI-Ermittler Patrick

McMonigle, der die Identität von Shahriar J. nach dem Tod von Jay Taylor enttarnt hatte, erhob Vorwürfe, dass die Ermittlungen unnötig lange andauerten. Bereits im Februar 2023, also mehr als zwei Jahre vor der Festnahme, hatten er und sein FBI-Partner den Hamburgern ihre Ermittlungsergebnisse inklusive der bürgerlichen Identität von Shahriar J. übergeben.

Und sogar schon 2021 hatte die Hamburger Polizei schriftlich von einer US-Organisation, die gegen Kindesmissbrauch kämpft, Hinweise erhalten, dass Shahriar J. als Mitglied von »764« versuche, Kinder zum Suizid zu drängen. Schon damals wiesen die Amerikaner auf zwei der Opfer hin, deren Fälle nun in der Anklage gegen J. auftauchen. Shahriar J. gestand den Besitz von Jugendpornografie, das Verfahren wurde noch 2021 eingestellt.

Auch in den USA beschäftigt das Thema die Politik. Colby Taylor plant, Mitte Dezember in die US-Hauptstadt Washington zu fliegen und dort womöglich vor dem Justizausschuss des Senats auszusagen. Die Abgeordneten wollen mit Bezug auf den Tod seines Sohns die Chefs von Plattformen wie Discord wegen fehlender Schutzmaßnahmen in die Mangel nehmen.

Colby Taylor hat dem Senatskomitee einen elfseitigen Gesetzesvorschlag übersandt. Seitdem er durch die Festnahme von Shahriar J. das Ausmaß von »764« erfahren hat, hat er an der Regelung, die er »Jay's Law« taufte, gearbeitet. Er fordert, einen eigenen Straftatbestand für digitale Nötigung und Erpressung mit Todesfolge einzuführen. Chat-Apps wie Discord sollen einen Notfallknopf einrichten, der dafür sorgt, dass menschliche Mitarbeiter eine potenziell gefährliche Unterhaltung innerhalb von 15 Minuten überprüfen.

Wie immer, wenn er unterwegs ist, wird er auch bei seiner Reise nach Washington einen kleinen Stoffuntersetzer in seinem Rucksack dabei haben. Jay hatte ihn einige Monate vor seinem Tod für ihn gestrickt. Als er davon beim Treffen mit dem SPIEGEL erzählt, holt er den lilafarbenen Untersetzer aus seinem Rucksack heraus. Kurz hält er ihn in der Hand, dann riecht er daran. Colby sagt, dass er noch immer nach Jay rieche.

Roman Höfner, Max Hoppenstedt

5

HIER FINDEN SIE HILFE IN SCHEINBAR AUSWEGLOSEN SITUATIONEN

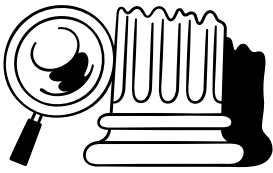
Kreisen Ihre Gedanken darum, sich das Leben zu nehmen? Sprechen Sie mit anderen Menschen darüber! Hier finden Sie – auch anonyme – Hilfsangebote in vermeintlich ausweglosen Lebenslagen. Per Telefon, Chat, E-Mail oder im persönlichen Gespräch.





Der Moment Vor bald zwei Jahren wogte eine Welle der demokratischen Empörung durch das Land. In diskreter Runde hatten AfD-Leute, Identitäre und einzelne CDUler in einer Potsdamer Villa die Idee der »Remigration« diskutiert, die massenhafte Ausbürgerung von Menschen, die ihnen nicht deutsch genug sind. Hunderttausende gingen nach der Aufdeckung dieses Geheimtreffens durch das Recherchenetzwerk »Correctiv« auf die Straße, die Umfragewerte der AfD brachen kurzzeitig ein. Heute liegt sie in Umfragen gleichauf oder vor der Union. Deren Strategie gegen die AfD scheint darin zu bestehen, möglichst viele Migranten aus dem deutschen Stadtbild zu entfernen. Am Dienstag wurde in Potsdam wieder gegen rechts demonstriert, Anlass war der zweite Jahrestag der rechten Konferenz. Die Veranstalter meldeten 1200 Teilnehmende. KUZ

DEMOKRATIECHECK



Plus Eine Bundesrichterin bremst Versuche des US-Präsidenten, sich an Gegnern zu rächen. Die Anklagen gegen den ehemaligen FBI-Direktor James Comey und die New Yorker Generalstaatsanwältin Letitia James wurden aus formalen Gründen zurückgewiesen. Beide hatten gegen Donald Trump und seine Leute ermitteln lassen.

Minus Der Verband »Die Familienunternehmer« betrachtet die AfD offenbar als salonfähig und lädt Parteivertreter zu Gesprächen ein. Damit bekommt die Brandmauer weitere Risse. DK



BUNDESLIGA

Teure Hochrisikospiele

Der nordrhein-westfälische Landesrechnungshof (LRH) plädiert für eine Beteiligung von DFB und DFL (Deutsche Fußball Liga) an den Polizeikosten für Hochrisikospiele. Das geht aus einem Prüfbericht der Behörde an das Düsseldorfer Innenministerium hervor, der dem SPIEGEL vorliegt. Dem 40-seitigen Papier zufolge hätten in der vergangenen Spielzeit rund acht Millionen Euro in dem Bundesland eingespart werden können, wenn die Kosten für Hochrisikospiele in den ersten drei Ligen in Rechnung gestellt worden wären. Ausgeweitet auf Partien mit einem mittleren Risiko seien 15 Millionen zu erwarten. Laut Landesrechnungshof ist

es »nicht nachvollziehbar, dass die öffentliche Hand – und damit die Steuerzahlenden – regelmäßig mit erheblichen finanziellen Aufwendungen belastet wird«, um die Sicherheit von Spielen zu gewährleisten, deren Ertrag »weit überwiegend privatwirtschaftlichen Akteuren zufließt«. So schreibt es der LRH in einer frühen Fassung und verweist auf das »bremische Modell«. Bremen erhebt bei Hochrisikospiele entsprechende Gebühren. Die NRW-Polizei sucht derzeit nach Einsparpotenzialen, weil sie Kosten reduzieren muss. Innenminister Herbert Reul (CDU) gilt aber als eingefleischter Fan von Bayer 04 Leverkusen. JDL, TKG

BUNDESWEHR

Weiteres Digitalprojekt lahm

Bei der Bundeswehr verzögert sich ein weiteres wichtiges Digitalprojekt. Dabei geht es um neue Software des SAP-Konzerns, die nötig wurde, weil die Walldorfer die Wartung für die bisherigen Anwendungen einstellen. Betroffen sind die zentralen Programme der Bundeswehr für Verwaltung, Material und Logistik. Nach jahrelanger Vorbereitung sollte das neue cloudbasierte S/4Hana am 27. Oktober live gehen. Der Start für einen

Großteil der IT-Anwendungen musste allerdings auf das zweite Quartal 2026 verschoben werden, da es »abnahmeverhindernde Probleme« gegeben habe, so eine vertrauliche Vorlage aus dem Ministerium. In einem internen Sachstandsbericht vom September ist von »mangelhafter Funktionalität« und »nicht ausreichender Einsatzreife« die Rede. Der SAP-Vorstand habe bereits im August eine »mangelnde Softwarequalität« einge-

räumt und die Verschiebung des Starts auf Frühjahr 2026 empfohlen. Der Fall ist bereits die zweite Digital-Großbaustelle der Bundeswehr, die sich verzögert. Auch die Umstellung der Truppe auf Digitalfunk erweist sich als hochkomplex. Nachdem der neue Chef des Heeres diese Woche einen Systemtest auf dem Truppenübungsplatz Munster inspiziert hatte, nannte er die Fortschritte »nicht zufriedenstellend«. Das Wehressort bestätigte die Verzögerungen beim Betriebssystem S/4Hana. Da das alte System aber noch laufe, so eine Sprecherin auf Anfrage, sei die Einsatzbereitschaft der Truppe nicht gefährdet. MGB, ROM

GEGENSTAND DER POLITIK

Die Gedenkbriefmarke



Briefe sind selten geworden, manche bewahrt man lange auf. Man findet sie nach Jahren wieder, mit den alten Briefmarken darauf. Was Verliebte oder Schriftsteller in Briefen formulierten, gehört zum Schönsten, was Menschen einander mitteilen können. Für 95 Cent kann man in Deutschland bald einen Standardbrief bis 20 Gramm mit einem Bild von Margot Friedländer frankieren. Rechtzeitig zur Weihnachtspost stellte Finanzminister Klingbeil am Dienstag das »Postwertzeichen« mit der im Mai verstorbenen Holocaustüberlebenden vor. Sie war bis zum letzten Tag eine Person des politischen Lebens – nicht, weil sie ein wichtiges Amt innegehabt hätte. Sondern einfach, weil sie anwesend war im Leben der Deutschen: Das war Wunder genug. Mit 88 Jahren kehrte sie aus den USA zurück in ihre alte Heimat Berlin, den Frieden schon im Namen. Sie sprach mit unzähligen Jugendlichen über ihre Erfahrungen. Und man sah sie häufig privat unterwegs in Berlin, im Theater, in der Philharmonie. Als sie starb, wurde schnell diskutiert, wie sie den Deutschen erhalten bleiben könnte. Die Briefmarke ist nur der erste Streich. Das Berliner Abgeordnetenhaus beschloss, den Platz vor der eigenen Haustür nach ihr zu benennen. **DED**

HIEROGLYPHE UNSERER ZEIT



Gewalt gegen Mädchen und Frauen ist ein strukturelles Problem, auf das die Uno gerade wieder mit einer internationalen Kampagne aufmerksam macht. Für Notlagen gibt es ein stummes Hilfezeichen, dessen Existenz noch nicht ausreichend bekannt ist: Handfläche zeigen, Daumen anlegen, dann die übrigen Finger über den Daumen falten, notfalls wiederholen. Je mehr Menschen diese Geste erkennen, desto mehr Gewalt könnte sie verhindern. **FRA**



DIE DA UNTEN

Politisches Leichtgewicht

Von Anna Clauß

»20 Kilo sind schon runter!«, titelte die Münchner »Abendzeitung« kürzlich. Gemeint war der Bürgermeisterkandidat der CSU München für die Kommunalwahl in Bayern, Clemens Baumgärtner. Trotz seines sensationellen Abnehmer Erfolgs kann einem der Mann fast leidtun!

Da fordert er eindringlich weniger Baustellen und mehr Kameraüberwachung, erempört sich vollkommen zu Recht über die von der SPD-Stadtverwaltung weggeputzte Eisbach-Welle – aber in die Titelzeile schafft es einzig sein Gewicht. Eine Behandlung, die sonst nur Frauen vorbehalten ist. Und so schoss Baumgärtner zurück, als er von den »Abendzeitung«-Redakteuren auf seine Abnehmstrategie angesprochen wurde: »Hätten Sie diese Frage jetzt auch einer Frau gestellt?«

Schlagfertig ist er, der leichtgewichtige CSU-Mann! Natürlich hätte man. Also: natürlich nicht. Politikerinnen müssen gar nicht mehr gefragt werden – sie reden inzwischen freiwillig über ihr Gewicht. Ricarda Lang zum Beispiel. 40 Kilo hat sie laut Eigenaussage verloren. So teilte sie es ihren Instagram-Followern mit. Zeitgleich mit einem seitenlangen Interview.

Werde schlank – und sprich darüber! Das Rezept aus dem Showbusiness scheint in der Politik angekommen zu sein. Die geglückten Transformationsprozesse fallen zeitlich merkwürdig genau mit der Verbreitung von Abnehmspritzen zusammen. Aber nein, benutzt hat sie in der Politik angeblich niemand.

Ricarda Lang hat den Sport für sich entdeckt und kocht öfter selbst. »Jeder muss seinen Weg finden«, sagte sie der »Bild«. Aber sie wolle »ehrlich sein: Ja,

man muss verzichten. Ja, es kostet Disziplin.« Ganz ähnlich klang Markus Söder, als er im »Zeit-Magazin« über seine erstaunliche Erschlankung angesichts seines öffentlich zur Schau gestellten Fleischkonsums Auskunft gab. Die Abnehmspritze nehme er nicht, so Söder. Stattdessen: kaum Alkohol und nach dem Schwimmen im See einen Salat mit Pfifferlingen. Der Kampf gegen das Übergewicht sei »schon zu großen Teilen eine Frage der eigenen Disziplin«.

So viele schlanke Politiker! Aber keiner will sich dünn gespritzt haben?

Und Clemens Baumgärtner? Der hat mit »Selbstdisziplin, Ernährungsumstellung und viel Unterstützung« abgenommen.

Woher kommt die eigentümliche Abnehmspritzen-Omertà in der Politik? »Schaut her, wie hart ich an mir arbeite – genauso hart arbeite ich für euch!« Vielleicht ist das die Botschaft, die Politiker ihren Wählerinnen und Wähler senden wollen? Dass die implizite Botschaft für die Millionen Übergewichtigen in Deutschland »Wenn ihr nicht abnehmt, seid ihr halt nicht diszipliniert genug« lautet, scheint sie nicht zu stören.

Typisch deutsch wäre eine andere Erklärung: Im Land der eisernen Disziplin gilt Schummeln als Todsünde! Ob beim Abnehmen oder Abschreiben in der Doktorarbeit – überführte Politiker müssen hierzulande offenbar mit dem Karriere-Aus rechnen. Zu Fuß gehen statt Dienstwagen plus Chauffeur? So weit wollen es die Mächtigen beim Abnehmen lieber nicht treiben!

An dieser Stelle schreiben im Wechsel Susanne Beyer, Anna Clauß, Markus Feldenkirchen, Alexander Neubacher und Ralf Neukirch.

WAS HAT DAS MIT MIR ZU TUN?

Kalte Winter, leere Speicher

Schnee und eisige Temperaturen bereits im November, doch jahrzehntelang mussten sich die Deutschen über das Gas für Herd und Heizung keine Sorgen machen. Das ist seit Russlands Angriff auf die Ukraine und der folgenden Gaskrise anders. Die Berliner Initiative Energien Speichern (Ines) warnte kürzlich, dass die deutschen Erdgasspeicher Anfang November nur zu 75 Prozent gefüllt waren.

Ein Jahr zuvor seien es 98 Prozent gewesen. Diesmal aber sei mehr Gas verbraucht worden als angenommen. Außerdem sei die Liefermenge aus anderen EU-Ländern geringer ausgefallen als erwartet. Droht den Bürgerinnen und Bürgern also das Gas auszugehen, wenn dieser Winter kalt wird? Laut Ines wären die Speicher bei einem warmen bis mittelkalten Winter im Februar noch zu 30 Prozent gefüllt, so wie es gesetzlich

vorgeschrieben ist. Bei extremer Kälte wie etwa im Winter 2010 könnten die Speicher aber schon Mitte Januar vollständig leer sein. Dazu muss man wissen: Die Mitglieder von Ines verdienen ihr Geld mit der Speicherung von Gas. Bei der zuständigen Bundesnetzagentur gibt man sich gelassener.

»Wir halten die Gefahr einer angespannten Gasversorgung im Augenblick für gering«, sagte ein Sprecher der Behörde. Über die Flüssigerdgas-Terminals, die während des Ukrainekriegs angelegt wurden, kann Deutschland zusätzliches Gas importieren. Sollte der Füllstand der Speicher von 30 Prozent im kommenden Februar gefährdet sein, könnte die Bundesregierung den Einkauf zusätzlicher Gasmengen auf dem Weltmarkt in die Wege leiten, so wie es im Winter 2022/23 geschah. Das war zwar teuer, aber möglich. MBE

AUFGEZEICHNET

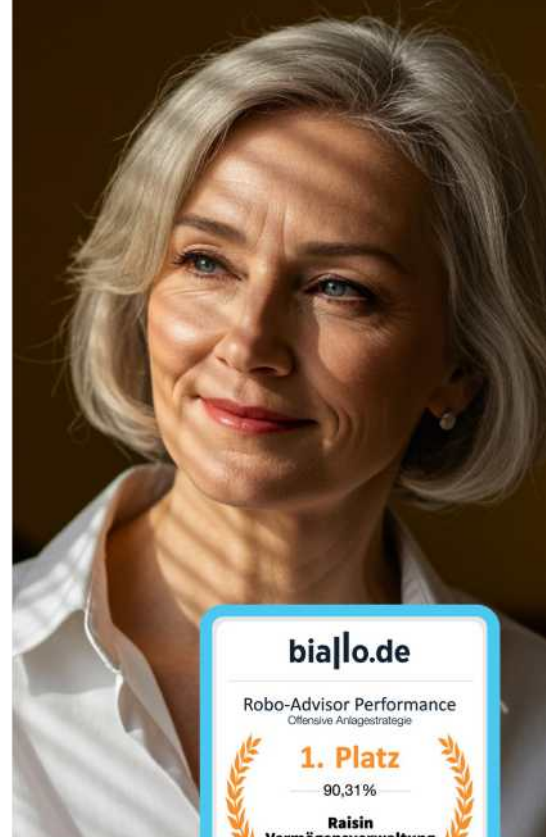
Lula da Silva plant Deutschlandbesuch im April

Von Miriam Wurster



»... doch, doch, wir sind ein lebensfrohes Völkchen ...«

Raisin Bank AG



Investieren Sie mit dem Testsieger

Mit der Vermögensverwaltung von Raisin investieren Sie in rund 8.000 börsengehandelte Unternehmen und 14.000 Anleihen.



Anlagen in Wertpapiere unterliegen Wertschwankungen.
raisin.com/risikohinweise

DER AUGENZEUGE

»Den bringen wir für Berlin ins Spiel«



Weihnachtsbaumzüchter Bastian Wulf, 45, ist das zwölfte Mal für den Baum vor dem Brandenburger Tor zuständig.

»Vor ein paar Monaten hat mich ein Freund angerufen: ›Mensch, Basti, komm mal vorbei, ich habe hier einen Baum für dich.‹ Ich bin schon hundertmal an dem Baum vorbeigefahren. Er stand auf einem Grundstück in Sömmerda nördlich von Erfurt. Beachtet hatte ich ihn nie. Er war unten völlig zugewachsen. Als mein Kollege dort aufgeräumt hatte, waren wir uns einig: Der sieht richtig gut aus, den bringen wir für Berlin ins Spiel.

Dieses Jahr habe ich zum zwölften Mal den Weihnachtsbaum für das Brandenburger Tor ausgesucht, das elfte Mal zusammen mit der Landesforstanstalt Thüringen. Ich kümmere mich um alles: die Auswahl, das Genehmigungsverfahren, um mit einem Tieflader vorzufahren und die Straße zu sperren, und schließlich das Fällen und Verladen des Baums. Dieses Jahr ist die Fichte 16,70 Meter groß, sie musste mit einem Kran über ein Wohnhaus hinweggehoben werden.

Ich versorge jedes Jahr viele Thüringer Weihnachtsmärkte mit einem Baum, auch die Erfurter Staatskanzlei. Früher, vor Trockenheit und Borkenkäfern, ha-

ben wir die Bäume aus dem Wald geholt. Dort gab es aber jetzt jahrelang keinen saftig grünen Baum mehr, deswegen sind wir oft auf Privatgrundstücke ausgewichen.

Wenn Privatleute einen Baum anbieten, lasse ich mir erst ein Foto schicken. Dann erkenne ich schon, ob der Baum zum Beispiel nur von zwei Seiten gut aussieht. Im Wohnzimmer mag das gehen, frei stehend auf einem Weihnachtsmarkt nicht.

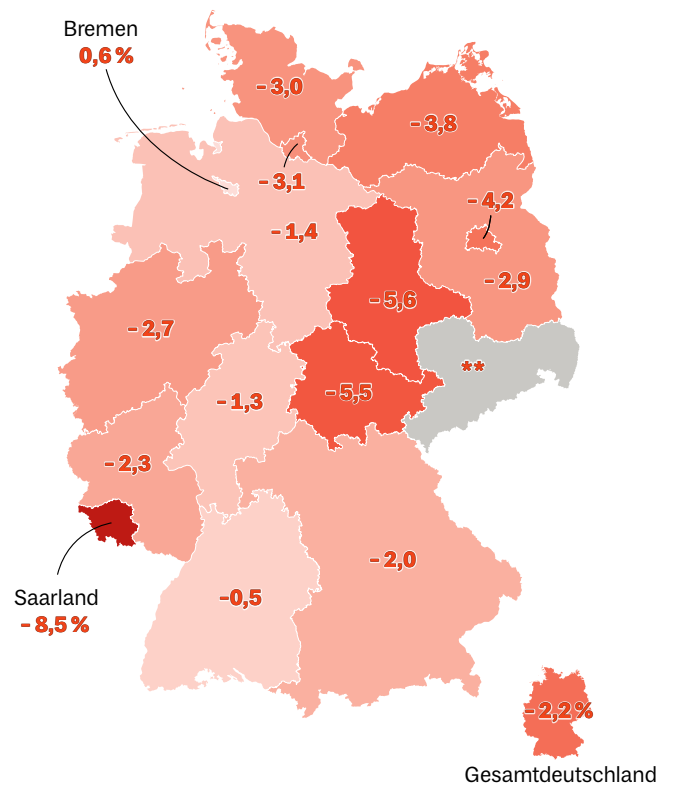
Bisher waren die Thüringer nur einmal richtig unzufrieden mit unserer Auswahl: 2018 in Erfurt. Im Gelände sah der Baum gut aus. Beim Verladen sind dann viele rote Nadeln und Äste abgebrochen, auf dem Domplatz stand der Baum karg da. Am Ende ist um ›Rupfi‹, wie er liebevoll genannt wurde, aber ein echter Hype entstanden: Er hatte eine Facebook-Seite, es gab Stofffiguren und Sticker. Bis heute steht in Erfurt eine Bank aus ›Rupfi-Holz‹.

Auch wenn das die Thüringer nicht gern hören: Für Berlin suchen wir einen besonders schönen Baum aus. Schließlich wird kein anderer Weihnachtsbaum so oft fotografiert wie der am Brandenburger Tor.«

Aufgezeichnet von Carlotta Böttcher

LANDAUF, LANDAB

i-Dötzchen Ein großer Schritt im Leben: die Einschulung. Rund 811.500 Kinder machten ihn zum Beginn dieses Schuljahrs in Deutschland, so hat es das Statistische Bundesamt vorläufig gezählt. Das sind gut 2 Prozent weniger als im Jahr zuvor. Den größten Rückgang gab es im Saarland (minus 8,5 Prozent), Sachsen-Anhalt (minus 5,6 Prozent) und Thüringen (minus 5,5 Prozent); allein in Bremen wuchs die Zahl der Anfänger und Anfängerinnen ein wenig (plus 0,6 Prozent). Das Bundesamt sieht zwei Gründe. In den Vorjahren waren mehr Kinder zugewandert, insbesondere aus der Ukraine. Und in Deutschland sind 2019 weniger Kinder geboren worden als in den drei Jahren davor. VBT



Schulanfänger* 2025/26 im Vergleich zum Vorjahr

* vorläufige Ergebnisse; ** Sachsen: keine Daten vorhanden

Quelle: Destatis



Lesen, was gut ist.

Eine renommierte Jury hat im November erstmals den SPIEGEL Buchpreis für belletristische Literatur vergeben. Entdecken Sie auf shop.spiegel.de/buchpreis alle 20 platzierten Titel und noch viel mehr aus der Welt der guten Bücher.



SPIEGEL
Buchpreis
2025

SPIEGEL Shop

DEUTSCHLAND

Soldat mit
Drohnenstörgerät

Angriffsziel Bundesrepublik

Geheimdienste Drohnenüberflüge, Sabotage durch »Wegwerfagenten«, Ausspähen von Rüstungstransporten: Russland führt einen Schattenkrieg. Lange hat die Politik geschlafen, nun steuert die Regierung hektisch gegen.

Das Feuer brach um Mitternacht aus. Bald stand dichter Rauch über dem Rostocker Überseehafen. Die Feuerwehr brauchte Stunden, um den Brand an einem 150 Meter langen Förderband der Firma Euroports zu löschen. Die Flammen waren kurz davor, auf ein Getreidesilo überzugreifen.

Der Vorfall am 14. Mai war nur eine Randnotiz in den Regionalmedien. Doch inzwischen beschäftigt er das Bundeskriminalamt (BKA) und den Verfassungsschutz. In einem vertraulichen Lagebild zu »hybriden Bedrohungen« erwähnen die Behörden den Brand. Der Ort machte die Spionageexperten hellhörig: Der Überseehafen diene »als Umschlagplatz für Im- und Export von ukrainischem Getreide«, so heißt es in dem internen Papier.

Mit Russlands Angriffskrieg ist die traditionelle Ausfuhrroute über das Schwarze Meer gefährlich geworden. Immer wieder rollen seitdem Güterzüge mit Getreide aus der Ukraine nach Rostock – um von dort in alle Welt verschifft zu werden. Eine Sabotage dieser Route wäre im Interesse Wladimir Putins.

Das Feuer im Überseehafen verursachte einen Schaden von mehr als vier Millionen Euro. Die Staatsanwaltschaft Rostock hat inzwischen ein Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der »verfassungsfeindlichen Sabotage« eingeleitet.

Der Brand ist nur ein Beispiel von Dutzenden. Insgesamt 143 mögliche Fälle staatlich gesteuerter Sabotage zählen BKA und Verfassungsschutz in ihrem Lagebild fürs erste Halbjahr 2025 – Tendenz steigend. Darunter sind auch drei Fälle, in denen Bundeswehrschiffe manipuliert wurden. So kippten Unbekannte im Januar kiloweise Metallspäne in den Antrieb der 90 Meter langen Korvette »Emden«.

Oft können die Behörden zwar nicht mit absoluter Sicherheit Russland als Schuldigen benennen. Doch in der Summe haben sie keinen Zweifel: »Es besteht eine erhöhte Gefährdung in Bezug auf Sabotageaktivitäten bzw. entsprechende Vorbereitungs-handlungen in Deutschland.«

Moskaus Ziel sei es, so sehen es Spionageexperten, Verunsicherung zu stiften und das Vertrauen in die Handlungsfähigkeit des deutschen Staats zu untergraben. Gleichzeitig könne das Ausspähen sensibler Infrastruktur dem Kreml aber auch dazu dienen, sich für einen noch größeren Konflikt zu wappnen. »Die hierdurch gewonnenen Erkenntnisse könnten für den Zeitpunkt einer Lageverschärfung vorgehalten und zur Vorbereitung komplexer und koordinierter Ope-

rationen mit hohem Schadensausmaß genutzt werden«, heißt es in einer vertraulichen Behördeneinschätzung.

»Wir sind nicht im Krieg, aber wir sind auch nicht mehr im Frieden.« Mit diesem Satz schreckte Bundeskanzler Friedrich Merz (CDU) im September das Land auf. Dabei sprach Merz nur aus, was den Expertinnen und Experten der Sicherheitsbehörden schon lange klar ist: Neben dem offenen Krieg in der Ukraine führt Putin einen unerklärten Schattenkrieg in Europa.

In der polnischen Ortschaft Mika sprengten Saboteure Mitte November Bahngleise. Laut Ministerpräsident Donald Tusk flüchteten die Verdächtigen nach Belarus, er macht den russischen Geheimdienst als Drahtzieher verantwortlich. Auf der Strecke werden Militärtransporte in die Ukraine verfrachtet.

In den Niederlanden schossen am vergangenen Wochenende Soldaten auf Droh-

nen, die über dem Luftwaffenstützpunkt Volkel kreisten. Der Militärstandort gilt als besonders sensibel, dort lagern US-Atomwaffen. Der Abfangversuch scheiterte.

In München verurteilte das Oberlandesgericht Ende Oktober den Russlanddeutschen Dieter S. wegen »Agententätigkeit zu Sabotagezwecken«. Er hatte den US-Truppenübungsplatz im bayerischen Grafenwöhr sowie einen Eisenbahnknoten ausgespäht, über den Militärtransporte rollten. In einem Chat mit einem Helfer diskutierte er, wie man Züge zum Entgleisen bringen könnte. S. hat Revision eingelegt.

Doch die deutschen Behörden, so scheint es, sind immer noch ungenügend auf die neue Bedrohung vorbereitet. Es herrscht Kompetenzwirrwarr zwischen Bund und Ländern, zwischen zivilen und militärischen Behörden. Dazu kommen veraltete Antispiionagegesetze und fehlende Befugnisse für eine robuste Gegenwehr. »Wenn wir so weitermachen, verlieren wir den hybriden Krieg gegen Russland«, sagt Grünen-Sicherheitsexperte Konstantin von Notz.

Hektisch steuert die Bundesregierung nun gegen. Bundesinnenminister Alexander Dobrindt (CSU) will für 100 Millionen Euro die Drohnenabwehr stärken. In der Bundespolizeidirektion 11 am Schöneberger Ufer in Berlin wird ein neues Zentrum eingerichtet. Im Alarmfall rücken dann übers Land verteilte Anti-Drohnen-Einheiten aus. Und wenn die technischen Mittel der Polizei nicht reichen, soll notfalls die Bundeswehr die unbemannten Flugkörper vom Himmel über Deutschland holen können.

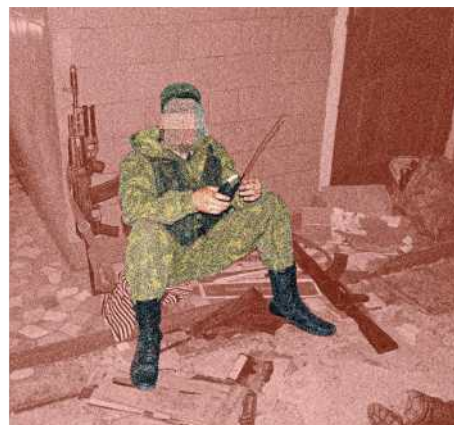
Auch für die Abwehr von Cyberangriffen will der Innenminister den Behörden mehr Befugnisse einräumen. Geht es nach dem CSU-Mann, sollen deutsche Beamte im Fall von Hackerattacken auch in Computerserver im Ausland eindringen können – und sie notfalls lahmlegen. »Wer uns angreift, muss wissen: Wir wollen und wir werden uns zukünftig wehren«, sagte Dobrindt jüngst in einer Rede. »Wir können auch stören und zerstören.«

Zugleich verstärken die Behörden bundesweit die Überwachung von Häfen, militärischen Einrichtungen und Rüstungsunternehmen. Polizisten und private Sicherheitsleute sollen sensibilisiert werden, auf Verdächtiges zu achten. Hat ein Hobbypilot seine Drohne nur versehentlich in der Nähe eines Kraftwerks aufsteigen lassen? Hat sich ein Pilzsucher nur zufällig im Wald hinter der Kaserne verirrt? Oder steckt mehr dahinter? Die Politik scheint aufgewacht zu

Innenminister Dobrindt, Saboteur Dieter S.: »Stören und zerstören«



[M] DER SPIEGEL: Foto: NurPhoto / Getty Images



[M] DER SPIEGEL

sein – wenn auch spät. Die Warnsignale waren längst deutlich.

Am 20. März 2024 bricht in einem Lagerhaus im Cromwell Industrial Estate in London ein Feuer aus. Waren im Wert von mehr als 100.000 Pfund werden zerstört. Darunter sind »Starlink-Terminals« für Internetempfang via Satellit – nach Recherchen der BBC waren sie offenbar für ukrainische Soldaten an der Front bestimmt. Der Besitzer des Lagerhauses ist ein britisch-ukrainischer Unternehmer, bekannt für sein Engagement für die alte Heimat.

Der Brandanschlag gilt als eine der ersten russischen Sabotageoperationen in Europa seit dem Überfall auf die Ukraine. Moskau heuerte dafür keine Profis, sondern Kleinkriminelle an. Von »Wegwerfagenten« sprechen Sicherheitsexperten auch. Sie sind die neue Allzweckwaffe in Putins Schattenkrieg: jung, willig, billig. Und auch wenn sie mal scheitern – für Unsicherheit sorgen die verdeckten Aktivitäten allemal.

Der Anführer der Brandstifter war ein Drogendealer namens Dylan E. Er war über den Messenger Telegram in Kontakt mit der Wagner-Gruppe gekommen, einer russischen Söldnertruppe mit engen Drähten zum Militärgesamtdienst GRU. »Ich bin bereit, alles zu tun, solange die Bezahlung stimmt«, schrieb E. seinen Auftraggebern. Die Russen lobten den britischen Gangster für seinen Eifer. Er sei ihr »Dolch« in Europa.

Weitere Anschläge waren geplant, darunter auf ein Restaurant im noblen Londoner Stadtteil Mayfair, das einem prominenten russischen Dissidenten gehört. Sogar über eine Entführung des Mannes diskutierte Dylan E. mit seinen Helfern. Bevor sie weiteren Schaden anrichten konnten, kam die britische Spionageabwehr ihnen auf die Schliche.

Ähnliche Taten ziehen sich inzwischen über den halben Kontinent. Das International Institute for Strategic Studies in London zählt von 2022 bis 2025 mehr als 60 Vorfälle in Europa, hinter denen Moskau stecken könnte – von Farbschmierereien über Cyberangriffe und gekappte Seekabel bis zu Anschlägen und Attentatsplänen.

Der Moment, in dem Russlands Schattenkrieg Deutschland erreichte, lässt sich spätestens auf den 20. Juli 2024 datieren. Um 5.45 Uhr ging auf dem Leipziger Flughafen ein DHL-Paket in Flammen auf, kurz bevor es in ein Frachtflugzeug nach Großbritannien verladen werden sollte. Hätte es an Bord der Maschine gebrannt, hätte sie abstürzen können.

In den Tagen danach entzündete sich in Polen ein Paket in einem Lastwagen eines Postdienstleisters, der auf dem Weg nach Warschau war. Im englischen Birmingham explodierte eine weitere Sendung. Ein vierter Brandsatz zündete wegen eines technischen Defekts nicht.

Die Bundesrepublik ist längst zum Operationsgebiet in Putins hybridem Krieg geworden.

Laut den Ermittlungen hat ein Mann namens Aleksandr S. in der litauischen Hauptstadt Vilnius die Pakete mit den Bomben aufgegeben. Den Inhalt der Sendungen sollen andere Männer zuvor aus Lettland abgeholt haben, ein weiterer Verdächtiger soll im Hotel »Stay Express« die Zeitzündler eingebaut haben. Neben Erotikartikeln lagen in den Paketen Massagekissen, darin versteckt: Sprengsätze mit Thermit, das – einmal entzündet – Temperaturen von mehr als 2000 Grad entwickeln kann.

Die litauische Generalstaatsanwaltschaft hat inzwischen 15 Verdächtige aus dem Bal-

tikum, der Ukraine und Russland angeklagt. Einige der Männer sollen über Telegram angeheuert worden sein, um gegen Bezahlung in Kryptowährung Teile der Sabotageoperation zu übernehmen. Die Order kam laut den Ermittlern vom russischen Militärgesamtdienst. Einer der Drahtzieher gab sich in Chats den Spitznamen »Krieger«.

Für den Verfassungsschutz und das BKA gehört der Fall zu den »herausragenden« Sachverhalten. Dass die Hinterleute offenkundig »Personenschäden« in Kauf nahmen, also Verletzte oder gar Tote, sei »zusätzlich besorgniserregend«, schreiben die Behörden in ihrem gemeinsamen Lagebild.

Es gibt weitere Fälle.

Ende März tauchte ein Mann namens Vladyslav T. in einer Filiale des ukrainischen Versanddienstleisters Nova Post in Köln auf. Er verschickte einen Nike-Schuhkarton und ein weiteres Paket in die Ukraine. Darin lagen Autoersatzteile und GPS-Tracker, die zur Ortung dienen. Sie stammten von einem Bekannten aus Konstanz, so berichtete T. später den Ermittlern. Der Auftrag zum Verschicken der Pakete wiederum sei von einem Yehven B. aus der Schweiz gekommen. Alle drei Männer stammen aus dem von Russland besetzten Mariupol in der Ostukraine.

Was zunächst harmlos wirkt, hat umfangreiche Ermittlungen des Generalbundesanwalts wegen »Agententätigkeit zu Sabotagezwecken« ausgelöst. Die deutschen Behörden glauben, dass das Trio mit den GPS-Trackern Transportrouten in die Ukraine auskundschaften wollte – um spätere Anschläge auf den Güterverkehr vorzubereiten. Der Verfassungsschutz hielt fest, ihm lägen Erkenntnisse vor, dass »mehrere Personen in Deutschland Teil eines Plans der russischen Regierung sind«. Diese hätten vor, Pakete zu verschicken, »die potenziell Brandsätze enthalten«. Das Trio bestreitet Sabotagevorwürfe.

Vladyslav T.s damaliger Anwalt sagte im Sommer, sein Mandant sei unwissentlich in eine Geheimdienstoperation eingespannt worden, als »nützlicher Idiot«. Aus seiner Sympathie für Russlands Machthaber aber scheint T. keinen Hehl gemacht zu haben. »Ich liebe Putin«, soll er einem seiner Bekannten per Chat geschrieben haben. Alles Ironie, behauptete er gegenüber den Ermittlern.

Dass die Bundesrepublik längst zum Operationsgebiet in Putins hybridem Krieg zählt, zeigt auch ein anderes Ermittlungsverfahren der Bundesanwaltschaft. Es geht um einen untergetauchten Spion, ein russisches Agentenkommando und ein womöglich vereiteltes Mordkomplott.

Im Zentrum steht ein Ex-Offizier des ukrainischen Militärgesamtdienstes. Mizafar S. diente nach Erkenntnissen der deutschen Behörden in der Aufklärungseinheit A3449 und kämpfte gegen Russland. Moskau wirft

Spur nach Moskau

Fälle mutmaßlich russischer Sabotage in Europa 2024 und 2025 (Auswahl)



- 1 Am 20. März 2024 zündeten Kriminelle ein Lagerhaus im Osten **Londons** an. Dort lagern Hilfsgüter für die Ukraine, darunter Technik für Satelliteninternet.
- 2 Zehn Tage nach dem Brand in London geht in **Madrid** ein Lager in Flammen auf, das demselben Unternehmer gehört.
- 3 In Litauens Hauptstadt **Vilnius** explodiert in der Nacht zum 9. Mai 2024 ein Sprengsatz in einer Ikea-Filiale. Ein Teenager bekommt einen alten BMW als Belohnung.
- 4 Drei Tage später brennt in **Warschau** die Marywilka 44, eines der größten Einkaufszentren Europas mit 1400 Geschäften.
- 5 Auf dem **Leipziger Flughafen** geht im Juli 2024 ein Brandsatz in einem DHL-Paket in Flammen auf. Auch in England und Polen entzündeten sich kurz danach Postsendungen.
- 6 Bei **Mika**, 100 Kilometer südöstlich von Warschau, sprengen am 16. November 2025 Saboteure Bahngleise. Auf der Strecke werden Rüstungsgüter in die Ukraine transportiert.

5 Grafik; Karte: OpenStreetMap



[M] DER SPIEGEL; Foto: Mikhail Metzel / Sputnik / IMAGO



[M] DER SPIEGEL; Foto: London Fire Brigade / empics / picture alliance



[M] DER SPIEGEL; Foto: Leszek Szymanski / EPA

1 | Kremlherrscher Putin bei Militärübung **2** | Brandanschlag auf Lagerhalle in London im März 2024
3 | Feuer in Warschauer Einkaufszentrum im Mai 2024

ihm vor, an der Tötung russischer Kriegsgefangener beteiligt gewesen zu sein. Ein Duma-Abgeordneter drohte öffentlich, dass man S. finden und »liquidieren« werde.

Mizafar S. tauchte in Hessen unter. Dort erhielt der Ex-Offizier im April 2024 einen seltsamen Anruf: Der Mann am Telefon stellte sich als »Jaroslav« vor und behauptete, ein Kollege vom ukrainischen Geheimdienst zu sein. Er versprach S., er könne gutes Geld verdienen: 3000 Euro zu Beginn, später vielleicht mehr. Details müsse man bei einem persönlichen Treffen besprechen.

Der Ex-Offizier wurde misstrauisch. Sollte er in eine Falle gelockt werden? Zum Schein ging er auf das Angebot ein – und alarmierte das Landeskriminalamt. Als es

am 19. Juni 2024 in der Frankfurter Café-Bar Celona zu einem Treffen kommen sollte, war ein Einsatzkommando der Polizei bereits in Stellung. Tatsächlich erschienen statt »Jaroslav« drei Männer, die sich äußerst ungewöhnlich benahmen. Zwei checkten das Café – offenbar auf der Suche nach Mizafar S. Der dritte postierte sich in einer benachbarten Rooftopbar.

Die Bundesanwaltschaft ist überzeugt, dass es sich bei dem Trio um ein Spionagekommando in Diensten Moskaus handelte. Es sollte offenbar herausfinden, wo Ex-Offizier S. sich versteckt – zur »Vorbereitung einer staatlich veranlassten Tötung« in Deutschland, wie es in der Anklage heißt. Einer der Männer soll von einem Agenten

des russischen Geheimdiensts FSB Fotos der Zielperson erhalten haben. Die Beschuldigten bestreiten sämtliche Vorwürfe, am 9. Dezember soll in Frankfurt der Prozess gegen sie beginnen.

Für öffentliche Unruhe sorgt derzeit vor allem die steigende Zahl mysteriöser Drohnenflüge über Deutschland. Fast täglich registrieren die Behörden Sichtungen. Das BKA zählte seit Jahresbeginn bis Mitte Oktober rund 850 Überflüge über militärische Einrichtungen, Rüstungsunternehmen und sogenannte kritische Infrastruktur, also etwa Energieversorger oder Wasserwerke.

So wie am 13. Oktober. Da wurden am Bundeswehrstandort in Gnoien in Mecklenburg-Vorpommern vier Drohnen gesichtet. Zu dem Zeitpunkt bildeten deutsche Raketenabwehrspezialisten dort ukrainische Soldaten aus. Weder die Bundeswehr noch die Polizei konnte die unbemannten Flugobjekte stoppen. Nun laufen Ermittlungen wegen »sicherheitsgefährdenden Abbildens« militärischer Einrichtungen gegen unbekannt.

Alarmiert hat die Behörden auch ein Vorfall am 25. September. Am späten Abend überflogen mehrere Drohnen die schleswig-holsteinische Landeshauptstadt Kiel, teils offenbar geleitet von einer sogenannten Mutterdrohne, einem Starrflügler mit gut vier Meter Spannweite. Flugobjekte wurden unter anderem über dem Gelände des U-Boot-Konstruktors Thyssen-Krupp Marine Systems, dem Uniklinikum und einem Kraftwerk an der Küste beobachtet.

Schnell fiel der Verdacht auf ein Schiff, das in der Nähe auf See war: ein 100 Meter langer Frachter im Besitz einer estnischen Firma, unterwegs unter einer karibischen Billigflagge. Das Schiff, so heißt es in Sicherheitskreisen, sei zu Zeiten der Überflüge 50 bis 70 Kilometer entfernt gewesen. Nah genug, dass die Drohnen von ihm gestartet und auch wieder dort gelandet sein könnten.

Nach den Vorfällen nahm der Frachter Kurs auf das russische Sankt Petersburg. Wenig später schipperte er wieder in EU-Gewässer und fuhr schließlich durch das Haff nach Stettin, wo er ankerte. Die polnische Grenzpolizei kontrollierte das Schiff – und fand nichts.

Ein Beweis, dass wirklich Russland hinter den Drohnen steckt, ist oft schwer zu erbringen. Selten werden Piloten erwischt und ihre Fluggeräte beschlagnahmt. Wenn aber nachts regelrechte Drohnenschwärme über Industrieanlagen fliegen, wenn Truppenübungsplätze ausgespäht werden, auf denen ukrainische Soldaten trainieren, liegt der Verdacht nahe. »Wenn es aussieht wie eine Ente, schwimmt wie eine Ente und quakt wie eine Ente, dann ist es wahrscheinlich eine Ente«, sagt ein Beamter.

Jörg Diehl, Roman Lehberger, Sven Röbel, Fidelius Schmid, Wolf Wiedmann-Schmidt, Jean-Pierre Ziegler

Echte Freunde stehen zusammen

Affären Wolfram Weimer sieht sich Vorwürfen ausgesetzt, sein Amt mit privaten Geschäftsinteressen zu vermischen – doch der Kanzler nimmt seinen Kulturstaatsminister in Schutz. Damit wird der Fall auch für Friedrich Merz zum Problem.

Der Saal in der »Alten Münze« in Berlin ist dunkel, das Podium an diesem Montagvormittag in sanftem Violett ausgeleuchtet. Die Keynote des Staatsministers für Kultur und Medien vor der deutschen Kreativwirtschaft klingt wie eine Predigt. Wolfram Weimer, dunkler Anzug, gepunktete Krawatte, Hand in der Hosentasche, spricht über die Krisenstimmung im Land.

Als hätte das alles nichts mit ihm zu tun.

Vor den Verlagen und der Musikwirtschaft wirkt er wie immer, lässt sich fotografieren, spricht in diesem ihm eigenen Plauderton. In Krisenzeiten frage sich ein Land, »wer sind wir eigentlich, wer sind wir Deutschen«.

Nach nur 50 Minuten rauscht der 61-Jährige durch eine Seitentür ab. Die Moderatorin hatte schon zuvor angekündigt, der Staatsminister müsse in »eine geschäftige Woche aufbrechen«.

Beschäftigt ist Weimer in diesen Tagen vor allem mit sich selbst. Recherchen för-

derten zutage, dass seine Weimer Media Group (WMG) Unternehmern und Menschen, die sich für wichtig halten, gegen viel Geld Tickets für den Ludwig-Erhard-Gipfel anbietet. Den organisiert die Firma von Weimer und dessen Frau Christiane Goetz-Weimer jedes Frühjahr am Tegernsee in Bayern.

Auch Bundesminister geben sich dort seit Jahren ein Stelldichein. Für 2026 werden auf der Internetseite des Gipfels unter anderen Dorothee Bär und Alois Rainer (beide CSU) sowie Katherina Reiche (CDU) angekündigt – Mitglieder der schwarz-roten Regierung, mit denen der Staatsminister für Kultur und Medien auf der Regierungsbank im Bundestag und am Kabinetttisch sitzt.

Zahlungskraftigen Teilnehmern versprach die WMG laut Werbematerial »Einfluss auf die politischen Entscheidungsträger«. Das rechtsgerichtete Onlinemagazin »Apollo News« zitierte gar aus einer E-Mail, in der die Firma damit geworben haben soll,

dass »die Minister« an einer »Executive Night« teilnehmen. Wer genug zahlt, so die Botschaft, bekommt direkten Zugang zu den Mächtigen. So versilberte Weimer offenbar seine politischen Kontakte. Bislang scherte sich darum niemand, doch nun ist er Staatsminister im Kanzleramt – und verkauft zugleich den exklusiven Kontakt zu Mitgliedern der Bundesregierung.

Zwar gab Weimer Geschäftsführung und Stimmrechte ab, als er in die Regierung eintrat. Doch 50 Prozent der Anteile gehören ihm nach wie vor, 50 Prozent der Gewinne der Tegernseer Kontaktbörse fließen am Ende in seine Tasche. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass er vergangene Woche wegen der Debatte um seine Person entschied, die Anteile nun von einem Treuhänder verwalten zu lassen. Die anderen 50 Prozent hält übrigens seine Ehefrau.

Und der Kanzler? Stellte sich in der vergangenen Woche hinter Weimer und stellte ihm einen Persilschein aus: »Die Vorwürfe haben sich alle als falsch erwiesen«, sagte Friedrich Merz. Damit lehnte er sich weit aus dem Fenster und ging ein immenses Risiko ein. Sollte jetzt noch etwas herauskommen, hängt Merz mit drin. Dann würde Weimers Affäre auch zu seiner.

Und bekommt Weimer wirklich nichts mehr mit, ist er komplett raus, während seine Ehefrau, mit der er mutmaßlich hin und wieder am Abendbrottisch sitzt, voll involviert bleibt?

Friedrich Merz und Wolfram Weimer sind befreundet, sie kennen sich lange. Beide lieben Bayern, sind vermögend und haben am 11. November Geburtstag. Vor allem in Teilen der CSU wird die Verbindung argwöhnisch beobachtet.

Als die Unionsfraktion am 11. November zu Merz' 70. auf die Präsidialebene im Reichstagsgebäude lud, war auch Weimer zugegen, das zweite Geburtstagskind. Bayerns Ministerpräsident Markus Söder spielte in seiner Rede darauf an, dass sich Merz und Weimer mit ihren Ehefrauen in Bayern schon öfter zum Wandern getroffen haben. »Wir wissen ziemlich genau, was ihr da tut«, zitieren Teilnehmer den CSU-Vorsitzenden, »wir haben euch im Blick.« Ironisch, na klar. Aber wie immer bei Söder konnte man nicht sicher sein, ob womöglich doch eine versteckte Andeutung oder gar Drohung in seinem Satz steckte.

Der Ministerpräsident war bislang Schirmherr des Erhard-Gipfels. 2026 sollten dort nach ursprünglicher Planung von der CSU neben Söder und seinem Staatskanzleichef Florian Herrmann mehrere Bundes- und Landesminister auftreten, dazu die christsoziale Landtagspräsidentin Ilse Aigner. Von den Freien Wählern sind Wirtschaftsminister Hubert Aiwanger und dessen Staatssekretär sowie Digitalminister Fabian Mehring vorgesehen.

Christdemokrat Merz, Publizist Weimer bei einer CDU-Veranstaltung in Berlin im April:

Beide lieben Bayern, sind vermögend und haben am 11. November Geburtstag



Lies-Johannessen / REUTERS

Doch ob der Gipfel weiterhin wie geplant stattfinden kann, ist unklar: Die bayerische Staatskanzlei kündigte an, die Veranstaltung einer Compliance-Prüfung zu unterziehen, bis zum Redaktionsschluss am Mittwoch dauerte diese an. An die Untersuchung gekoppelt ist die Frage, ob das Land Bayern den Gipfel wie in den vergangenen Jahren finanziell unterstützt.

Alle Vorwürfe falsch? Söder scheint da etwas skeptischer zu sein als Merz.

Der Freistaat hatte bei den Gipfeln über die landeseigene Innovationsagentur Bayern Innovativ GmbH für eine mittlere sechsstellige Summe Kooperationsleistungen gebucht, genauer waren es 165.000 Euro im laufenden Jahr, 140.000 Euro in 2024 und in den beiden Jahren davor jeweils 75.000 Euro. Dazu kamen Ausgaben für Staatsempfänge, die der Veranstaltung zusätzliches Renommee verschafften – auf das die Weimer Media Group womöglich künftig verzichten muss.

Und nun? Die eingeladenen Landesminister warten erst mal ab.

»Eine Teilnahme wird geprüft«, teilt ein Sprecher für Gesundheitsministerin Judith Gerlach (CSU) mit. »Ich habe bisher weder zugesagt noch abgesagt. Ich werde mich danach richten, welche Linie die Staatskanzlei hier nach ihrer Prüfung vorgibt«, sagt Digitalminister Mehring. Auch das Wirtschaftsministerium verweist auf die laufende Prüfung.

Ähnlich verhält sich die Lage bei den Bundesministern, die zugesagt haben. Die CSU-Politikerin Dorothee Bär, im Kabinett Merz zuständig für Forschung und Technologie, lässt mitteilen, sie werde sich »an der Prüfung der Bayerischen Staatskanzlei orientieren«. Die Sprecherin von Wirtschaftsministerin Reiche betonte auf Anfrage, dass es keine Zusage der CDU-Politikerin gebe. Und Kanzleramtschef Thorsten Frei scheint sich noch nicht sicher zu sein, ob er im April am Tegernsee dabei sein wird: An seiner Zusage halte der Christdemokrat »aktuell unabhängig von innerorganisatorischen Fragen des Veranstalters fest«, heißt es von einem Sprecher. Aktuell, aha.

Auch die bayerische Landtagspräsidentin Aigner schaut auf das Ergebnis der Compliance-Prüfung: »Ich werde das Ergebnis der Prüfung abwarten, um beurteilen zu können, ob es überhaupt Auswirkungen auf Nichtregierungsmitglieder hat.« Weimers Ehefrau hat derweil eine für Anfang Dezember geplante Auszeichnung durch den Landtag mit dem Bayerischen Verfassungsorden unter Verweis auf »die aktuelle Diskussion« um den Gipfel abgesagt.

CSU-Chef Söder hat dem Vernehmen nach ein ambivalentes Verhältnis zum Kulturstatsminister. Das liegt auch daran, dass Weimer im Freistaat frühzeitig Stimmung für Merz machte, als es 2024 um die Frage



Schirmherr Söder: Staatskanzlei prüft

ging, wer Kanzlerkandidat der Union wird. Seitdem er als Kulturstatsminister amtiert, soll Weimer dem Ministerpräsidenten und anderen CSU-Politikern wiederum mehrfach auf die Nerven gegangen sein, weil er sich in bayerische Belange einmischte.

Unvergessen ist in der Landesregierung Weimers Behauptung, Gespräche über die Eröffnung eines Exilcampus der US-Eliteuniversität Harvard in Bayern geführt zu haben. Repräsentanten der Universität seien »dankbar und offen«, hatte der Staatsminister laut »FAZ« vor Mitgliedern des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste gesagt. In Harvard heißt es allerdings, Weimer habe nie mit der Universität gesprochen. Und der bayerische CSU-Wirtschaftsminister Markus Blume wies Weimers Behauptung zurück, der Freistaat Bayern habe die Finanzierung einer solchen Exiluniversität angeboten. Seriös geht anders.

Weimer bezeichnet den Vorwurf, er verkaufe Einfluss auf politische Entscheidungsträger, als »Lüge, gegen die ich mich juristisch zur Wehr setzen werde«. Über seinen Anwalt ließ der Staatsminister erklären, er sei »an keinerlei Entscheidungsprozessen und/oder der Durchführung von Veranstaltungen durch das Unternehmen mehr beteiligt«. Nur um zwei Tage später seine Unternehmensanteile an einen Treuhänder abzugeben, »um jeglichen Anschein eines Interessenkonflikts zu vermeiden, der indes tatsächlich nie bestanden hat«.

»Aus meiner Sicht fehlt ein Problembewusstsein«, sagt der grüne Bundestagsabgeordnete Sven Lehmann, Vorsitzender des Kulturausschusses. Wofür? »Dafür, dass es nicht in Ordnung ist, als Staatsminister Mitinhaber einer Firma zu sein, die damit wirbt, dass sie gegen Geld« Zugänge zu Bundes- und Landesministern verschaffe, so Lehmann.

Anders als in anderen Ländern gibt es in Deutschland keine Pflicht für Mitglieder der Bundesregierung und Staatsminister, ihre Beteiligungsverhältnisse offenzulegen. In Frankreich müssen Entscheidungsträger der »Hohen Behörde für die Transparenz des öffentlichen Lebens« ihr Vermögen offenlegen, darunter Privatimmobilien und Kredite. Im Internet kann jedermann die finanziellen Interessen der Regierungsmitglieder nachlesen.

Die Organisation Lobbycontrol fordert auch hierzulande eine ähnliche gesetzliche Pflicht zur Offenlegung von Unternehmensbeteiligungen. »Transparenz über finanzielle Interessen ist die Voraussetzung, um mögliche Interessenkonflikte zu vermeiden oder angemessen mit ihnen umzugehen«, sagt Lobbycontrol-Sprecher Timo Lange. Aus Sicht der Organisation müsse das »selbstverständlich auch Anzeigepflichten für finanzielle Interessen von Ehepartnern mit einschließen«.

Die Strafanzeigen wegen Korruption, etwa aus den Reihen der AfD, haben nicht viel Aussicht auf Erfolg. »Vorteilsannahme oder Bestechlichkeit liegt erst vor, wenn ein Amtsträger dienstliche Ressourcen einsetzt, um eine private Veranstaltung zu unterstützen, weil er selbst oder etwa ein Angehöriger von der Veranstaltung profitiert«, sagt der Strafrechtsprofessor Kilian Wegner von der Universität Halle-Wittenberg. »Wenn der Amtsträger dagegen rein als Privatmann auf die Veranstaltung hinweist, wäre das nicht strafbar.« Bislang gibt es im Fall Weimer noch nicht mal dafür einen Beleg.

Weimers Geschäftsgebaren geriet schon in der Vergangenheit in die Kritik. Das von ihm gegründete Debattenblatt »The European« wies zahlreiche Politikerinnen und Politiker als Gastautoren aus, dabei hatte das Onlinemagazin lediglich deren Reden zweitverwertet. Während sich viele Politiker über diese Gratisverbreitung freuen, machte AfD-Chefin Alice Weidel eine mögliche Urheberrechtsverletzung geltend.

Auch hier verstrickte Weimer sich in Widersprüche. Genüsslich weist man in der AfD darauf hin, dass Weimer selbst US-amerikanischen KI-Unternehmen »geistigen Vampirismus« vorgeworfen hatte, weil sie das »kreative Potenzial« aus klugen Köpfen saugten und damit Urheberrecht verletzten.

All das hat Friedrich Merz mitbekommen. Für den Kanzler war es trotzdem kein Grund, auf die jüngsten Vorwürfe vorsichtiger zu reagieren, etwas Distanz zu wahren. Merz ist eben keiner, der Freunde einfach so fallen lässt.

Man kann das ehrenwert finden. Oder ein bisschen naiv.

Sven Becker, Jan Friedmann, Florian Gathmann, Claus Hecking, Ulrike Knöfel, Christoph Schult



Ex-Generalsekretärin Schmid
in ihrer Wiener Wohnung

Mafalda Rakos / DER SPIEGEL

Feministische Außenpolitik? – »Ich finde den Terminus nicht immer glücklich«

Außenpolitik Helga Schmid, 64, war als deutsche Spitzendiplomatin oft allein unter Männern. Ihren Traumjob in New York schnappte ihr allerdings eine Frau weg: Annalena Baerbock, Schmidts damalige Chefin im Auswärtigen Amt.

Schmid empfängt in ihrer Wohnung im 9. Wiener Bezirk, wo sie seit ihrer Zeit als Generalsekretärin der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) lebt. Fotos mit den Mächtigen dieser Welt aus ihrer langen Karriere sucht man hier vergebens, Schmid macht kein großes Aufhebens um sich, Interviews gibt sie äußerst selten. Über Ex-Außenministerin Annalena Baerbock, die an ihrer Stelle Präsidentin der Uno-Generalversammlung wurde, verliert sie kein schlechtes Wort.

SPIEGEL: Frau Schmid, was verbindet Sie mit Annalena Baerbock?

Schmid: Annalena Baerbock war für ein paar Monate meine Chefin als Ministerin im Auswärtigen Amt. Ich bin ja im September 2024 ins deutsche Außenministerium

zurückgekommen, nachdem ich fast 20 Jahre für diverse internationale Spitzenposten beurlaubt war.

SPIEGEL: Sie sollten eigentlich Präsidentin der Generalversammlung der Vereinten Nationen werden. Aber Baerbock schnappte Ihnen den Job weg, als klar war, dass sie nicht mehr lange Außenministerin sein würde. Wie enttäuscht waren Sie darüber?

Schmid: Ach, wir sprechen hier ja gerade in Wien, da ist es auch sehr schön.

SPIEGEL: Nach Ihren Jahrzehnten im Verhandlungsmodus – warum wollten Sie den Protokolljob in New York?

Schmid: Das ist kein Protokolljob, auch wenn es manchmal so wirken mag. Im Gegenteil, es ist auch viel diplomatische Kärnerarbeit. Sie müssen versuchen, gerade bei schwieri-

gen Resolutionen eine breite Mehrheit herzustellen. Und die Uno strebt ja eine Reform an, auch daran wirkt die Präsidentin der Generalversammlung mit.

SPIEGEL: Baerbock war die erste Frau an der Spitze des Auswärtigen Amts in 150 Jahren. Sie waren auf fast allen Posten in Ihrer Karriere die erste Frau.

Schmid: Das stimmt. Ich war die erste Referentin in einem Ministerbüro Mitte der Neunzigerjahre. Ich war die erste Leiterin eines Ministerbüros und die erste Generalsekretärin sowohl im Europäischen Auswärtigen Dienst als auch in der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, OSZE. Man gewöhnt sich irgendwann daran, in einer Position die Erste zu sein.

SPIEGEL: Macht Sie das zu einer Anhängerin der feministischen Außenpolitik, die Baerbock in ihrer Amtszeit ausgerufen hatte?

Schmid: Worum es geht, ist, dass Frauen gleichberechtigten Zugang zu Entscheidungsprozessen haben. Das ist gerade in der Außen- und Sicherheitspolitik sehr wichtig. Es ist empirisch erwiesen, dass Friedensabkommen, an denen Frauen beteiligt sind, länger halten. Und wir wissen aus der Entwicklungspolitik, dass Armutsbekämpfung effektiver ist, wenn Frauen Zugang zu Finanzdienstleistungen haben.

SPIEGEL: Was ist das anderes als feministische Außenpolitik?

Schmid: Ich finde den Terminus feministische Außenpolitik nicht immer glücklich. Man sollte in konkreten Verhandlungssituationen dafür sorgen, dass Frauen mit am Tisch sitzen – das ist das, was letztlich zählt.

SPIEGEL: Wie war das für Sie in Ihrer Karriere, oft als einzige Frau am Tisch zu sitzen?

Schmid: Ich habe mich im Auswärtigen Amt eigentlich nie benachteiligt gefühlt. Ich hatte viel Unterstützung, gerade von männlichen Kollegen. Aber ich habe auch seltsame Situationen erlebt.

SPIEGEL: Welche?

Schmid: Mich hat immer sehr gewurmt, wenn ich im Kreis von Kollegen als einzige Frau gesprochen habe und die Männer es nicht wahrgenommen haben. Etwas später hat dann ein Mann das Gleiche gesagt wie ich, und alle haben es kommentiert. Als ich später Generalsekretärin des Auswärtigen Dienstes der EU war, ist mir das als Chefin natürlich nicht mehr passiert. Aber ich habe in Runden, die ich geleitet habe, beobachtet, dass Männer Wortbeiträge von Frauen ignorieren.

SPIEGEL: Wie erklären Sie sich das?

Schmid: Das sollten Sie vielleicht besser die Männer fragen.

SPIEGEL: Frauen berichten oft, dass sie anders als Männer über ihr Aussehen definiert werden. Ist Ihnen das auch passiert?

Schmid: Als ich 1994 die erste Referentin in einem Ministerbüro war, damals bei Außenminister Klaus Kinkel, gab es Artikel, die auf mein Äußeres bezogen waren. Man grü-

bele im Amt, ob »das Aussehen der Dame« etwas mit meiner Karriere zu tun habe, schrieb eine Zeitung.

SPIEGEL: Was hat das mit Ihnen gemacht?

Schmid: Es hat dazu geführt, dass ich immer zu 150 Prozent vorbereitet in jede Sitzung gegangen bin. Ich hatte das Gefühl, dass ich mir keine Blöße erlauben darf. Das Gleiche habe ich von Kolleginnen gehört. Diese Sorge schwindet natürlich, je mehr Frauen am Tisch sitzen.

SPIEGEL: Zu Ihren größten diplomatischen Erfolgen gehörte 2015 das Atomabkommen mit Iran. Da saßen Sie nur Männern gegenüber, noch dazu Vertretern eines islamistischen Regimes, das Frauen nicht als gleichberechtigt ansieht.

Schmid: Das war kein Problem. Natürlich haben wir uns nicht die Hand geschüttelt, aber während der Covid-Pandemie haben wir ja gesehen, dass man sich auch ohne Nähe respektvoll begegnen kann. Es waren knallharte Verhandlungen, auch von meiner Seite. Über mangelnden Respekt konnte ich mich nicht beklagen. Am Ende stand ein Abkommen mit mehr als 100 Seiten, das Irans Atomprogramm begrenzte und strikte Kontrollen durch die Internationale Atomenergiebehörde IAEA vorsah.

SPIEGEL: Mit welchen diplomatischen Methoden bringt man ideologische Hardliner wie die Iraner dazu, sich auf ein Abkommen einzulassen?

Schmid: Es ist bei Verhandlungen generell wichtig, die Historie des Landes zu kennen. Ich habe sehr viel über persische Geschichte gelernt. Sonst verstehen Sie die Befindlichkeiten der anderen Seite nicht. Sie müssen den kulturellen Kontext kennen, die sprachlichen Unterschiede. Wir Europäer, ebenso wie die Amerikaner, verhandeln ja sehr direkt: Ja ist Ja, und Nein ist Nein. In anderen kulturellen Kontexten bedeutet Ja eben nicht Ja, weil es als unhöflich gilt, klar Nein zu sagen. Man braucht sehr viel Geduld. Man muss aber auch klare Linien aufzeigen. Wichtig ist, die andere Seite nicht persönlich anzugreifen und sich selbst nicht angegriffen zu fühlen. Man darf nur in der Sache argumentieren. Und gerade beim Atomabkommen galt: Man muss sehr gut über die technischen Details Bescheid wissen, damit man nicht über den Tisch gezogen wird.

SPIEGEL: Ihr Gegenüber bei den Iranverhandlungen war Abbas Seyed Araghchi, der heutige iranische Außenminister. Ist er ein vertrauenswürdiger Verhandlungspartner?

Schmid: Der Iran hat sich bis zum Jahr 2018, als US-Präsident Donald Trump bedauerlicherweise aus dem Abkommen ausstieg, vollständig an die Auflagen gehalten. Das hat die Internationale Atomenergiebehörde IAEA in ihren Quartalsberichten immer wieder bestätigt. Danach lief es leider in eine

andere Richtung. Den E3, also Deutschland, Frankreich, Großbritannien, blieb nur der Snapback, die im Abkommen vorgesehene Rückkehr zu den Sanktionen.

SPIEGEL: Stehen Sie mit Araghchi noch in Kontakt?

Schmid: Ich wäre eine schlechte Diplomatin, wenn ich solche Kontakte nicht pflegen würde. Mein Adressbuch ist dick, ich habe in den 30 Jahren meiner Karriere sehr viele Telefonnummern gesammelt. Araghchi habe ich zuletzt 2024 bei der Uno-Generalversammlung getroffen.

SPIEGEL: Donald Trump hat ein Waffenstillstandsabkommen zwischen Israel und der Hamas vermittelt. Ist der US-Präsident ein guter Diplomat?

Schmid: Wir können nur alle froh und dankbar sein, dass Trump den 20-Punkte-Plan durchgesetzt hat. Dadurch konnten die verbliebenen lebenden Geiseln nach Israel zurückkehren, und das schlimmste Leiden der Bevölkerung in Gaza wurde gelindert. Das ist ein Erfolg, den wir anerkennen müssen.

SPIEGEL: Können Diplomaten etwas von Trump lernen?

Schmid: Seine Vorgehensweise zeigt, dass es auch Druck braucht. Militärische Glaubwürdigkeit ist wichtig. Aber – und das ist ein großes Aber – es bleiben viele Fragen offen. Wir sind von einem nachhaltigen Friedensprozess weit entfernt.

SPIEGEL: Sie waren Nahostbeauftragte der EU, glauben Sie noch an eine Zwei-Staaten-Lösung?

Schmid: Ich sehe keine Alternative, die die nationalen Interessen Israels und der Palästinenser auch nur annähernd berücksichtigt. Aber natürlich sind Verhandlungen schwierig, ohne Hilfe von außen wird es nicht gehen. Der deutsche Außenminister Johann Wadepuhl hat sich auf beiden Seiten Vertrauen erworben. Und es muss auch Dialoge jenseits der Öffentlichkeit geben.

Politikerin Baerbock, Diplomatin Schmid 2022:

»Immer zu 150 Prozent vorbereitet in jede Sitzung«



Thomas Trutschel / photothek / IMAGO

SPIEGEL: Was meinen Sie?

Schmid: Ich leite in der Münchner Sicherheitskonferenz eine Middle East Consultation Group. Das ist eine Gruppe aus sehr hochrangigen, teilweise ehemaligen, teilweise aktiven Politikerinnen und Politikern und Experten aus Israel, Palästina und der arabischen Welt. Wir werden auf der Sicherheitskonferenz im Februar 2026 ein Papier vorstellen. Es geht dabei um die gesamte Region. Besonders die Entwicklung in Syrien macht uns Hoffnung.

SPIEGEL: Am 8. Dezember 2024 wurde das Assad-Regime von den Truppen des ehemaligen IS-Terroristen Ahmed al-Scharaa gestürzt. Es gibt Kritik, dass der Prozess der Demokratisierung die verschiedenen Volksgruppen und Religionen nicht genug einbindet. Wie blicken Sie darauf?

Schmid: Es ist sehr wichtig, dass der Prozess inklusiv ist – sowohl was die Beteiligung der verschiedenen religiösen und ethnischen Gruppen als auch von Frauen angeht. Es gibt in der Regierung eine Frau, Hind Kabawat, die Ministerin für Arbeit und Soziales. Ich kenne sie aus meiner Zeit als Generalsekretärin des Europäischen Auswärtigen Dienstes. Hind Kabawat hat schon damals den interreligiösen Dialog in Syrien unterstützt, sie hat ein beeindruckendes zivilgesellschaftliches Frauennetzwerk aufgebaut. Es besteht eine gute Chance, dass dieses Land sich demokratisiert.

SPIEGEL: Trump, Putin, Xi – was kann Diplomatie noch ausrichten, wenn Männer an der Macht sind, die sich um das Völkerrecht wenig scheren?

Schmid: Ich glaube, Diplomatie ist sogar noch wichtiger geworden. Ich bin auch Präsidentin des Europäischen Friedensinstituts in Brüssel, das weltweit Regierungen und Konfliktparteien bei Dialog und Friedensprozessen unterstützt. Dialog führt nicht immer zum Ziel, aber wenn Dialog erfolgreich ist, erspart das viel Leid. Das Problem ist nur, dass es eine verhinderte Krise selten in die Schlagzeilen schafft.

SPIEGEL: Können Sie Beispiele nennen, wo Konfliktprävention funktioniert hat?

Schmid: Nehmen Sie den friedlichen Machtwechsel in Gambia 2017, nach mehr als 20 Jahren Diktatur. Oder den Friedensprozess auf Mindanao zwischen der philippinischen Regierung und muslimischen Rebellen. Oder Stabilisierung in Südosteuropa, etwa in Nordmazedonien. Ein weiteres Beispiel ist das Friedensabkommen in Kolumbien, wo die EU bei der Implementierung eine wichtige Rolle spielte. Als Generalsekretärin der OSZE habe ich in Zentralasien regionale Kooperation unterstützt. Wir haben dort Vertreter von Staaten zusammengebracht, die sich vorher nie getroffen hatten. Im März 2025 unterzeichneten Tadschikistan und Kirgistan ein historisches Grenzabkommen. Damit endete ein jahrzehntelanger Konflikt.

Interview: Christoph Schult

Grünes Herz mit braunem Fleck

Marketing Mit dem Slogan »Das Grüne Herz Deutschlands« will die Landesregierung für Thüringen werben. Den Spruch gab es schon mal.

Thüringen, so spottete der Kabarettist Rainald Grebe, sei »eines von den schwierigen Bundesländern«. Im Thüringer Wald würden zur winterkalten Stunde noch Hunde nach altem Rezept gegessen. Es sei »das Land ohne Prominente«, reduziert in seiner Größe »auf Würste und Klöße«. Und niemand außerhalb von Thüringen kenne es.

Die Staatskanzlei von Thüringens Regierungschef Mario Voigt (CDU) will das dringend ändern. Das Marketing des Bundeslandes wird umgekrempelt, statt »Das ist Thüringen« und »Thüringen entdecken« will die Landesregierung künftig mit dem eingängigen Slogan »Das Grüne Herz Deutschlands« für sich werben. Kleiner Schönheitsfehler: Der Spruch stammt von einem völkisch angehauchten Schriftsteller und fand bereits unter den Nazis breite Verwendung.

Voigts Regierungszentrale hat gerade die Ergebnisse einer umfassenden Markterkundung vorgestellt. Demnach würden 88 Prozent der befragten Thüringer das »Grüne Herz« kennen und 86 Prozent den Claim »als sehr oder eher positiv« bewerten. Das Herz schlage kräftig, glaubt Staatskanzlei-Stefan Gruhner. Gerade mit Blick auf das gesellschaftliche Klima sei es wichtig, wieder Stolz auf das eigene Land zu vermitteln.

Der Stolz ist nicht im ganzen Freistaat verbreitet. Schon während der Coronapandemie, als erstmals die Rückkehr zur alten Werbeformel diskutiert wurde, meldete sich der einstige Chef des Weimarer Hauptstaatsarchivs mit Zweifeln. Bernhard Post verwies auf die Herkunft des Slogans, der dem Heimatschriftsteller August Trinius zugeschrieben wird und zuerst 1897 auftauchte. Ihm und anderen Wanderfreunden seiner Zeit wird von Historikern ein völkisch, also radikal-nationalistisch getöntes Heimatbild nachgesagt. Post sagt, das Grüne Herz sei von der völkischen Bewegung in Deutschland »begeistert aufgegriffen« worden.

Später übernahmen die Nationalsozialisten den Slogan. Post fand bei seinen Recherchen das Titelbild der »Wirtschaftsblätter für den Gau Thüringen« aus dem Jahr 1941. Dort wird über die Frühjahrsmesse berichtet, das Grüne Herz prangt direkt neben dem Hakenkreuz – mit der Aufschrift »Kauft Thüringens Werterzeugnisse«. Es gibt in Archiven Grüne Herzen aus Papier (»Thüringens Landschaft und Volkstum sind stark und urwüchsig«) mit der Unterschrift des

NSDAP-Ministerpräsidenten Willy Marschler, die an Gäste verschenkt wurden. Der Archivar Post erinnert auch an den einstigen Thüringer Reichsstatthalter und Gauleiter Fritz Sauckel, einen in Nürnberg 1946 zum Tode verurteilten Hauptkriegsverbrecher. »Politisch Verantwortliche sollten sich immer daran erinnern, dass das »Grüne Herz« von Sauckel und seinen Fachleuten für Werbung und Touristik bereits als Zentrum des von Nazideutschland besetzten Europas beworben wurde«, sagt Post.

Die politische Klasse von heute konnte das wissen. 2020 erschien eine Broschüre zur hundertjährigen Geschichte der Thüringer Landesvertretung in Berlin. Als es um die Jahre 1933 bis 1945 ging, tauchte das Grüne Herz dort auch im Bild prominent auf. Es gab in der NS-Zeit demnach einen eigenen Werbeplan für das Herz und ein ständiges Schaufenster dafür in Berlin.

Auch die Bauhaus-Universität in Weimar hat sich mit dem Grünen Herzen beschäftigt. Auf ihren Seiten im Internet heißt es, »unter dem Nationalsozialismus diente diese Bezeichnung auch für das Selbstbild des deutschen Volkes und seiner Identifikation mit der Landschaft«. Verwiesen wird auf ein Werk von Oskar Wünsch aus dem Jahr

1937 mit dem Titel »Ein Büchlein vom Blut und Boden unserer Heimat«. Und auf einen Schwarz-Weiß-Film der Reichsbahn-Filmstelle, der heute noch im Netz flimmert: »Deutschlands grünes Herz – Schienenstränge zwischen Nord und Süd.«

Zu allem Überfluss hatte die Wehrmacht unter dem Kommando eines Thüringers ein Jagdgeschwader mit dem Beinamen »Grünherzjäger«. Die Flugzeuge brachten den Tod mit einem grünen Herzen auf dem Flugzeugrumpf.

Ministerpräsident Voigt war zu Beginn der Debatte noch Oppositionsführer im Thüringer Landtag. Schon damals ging er Kritiker des alten Claims frontal an. Nur weil »manche eine gute Idee beschmutzen«, bleibe es doch »unser Selbstverständnis«, so Voigt. »Den plumpen Versuchen, dieses Thüringer Selbstbild durch eine historische Verengung zu verunglimpfen, gilt es, entschlossen entgegenzutreten.« Der Ton war gesetzt. Die AfD pflichtete der CDU bei. Von einem Nazi-Slogan könne mitnichten die Rede sein, erklärten die Rechtsausleger. Kritiker wurden als »heimat- und identitätsvergessen« gebrandmarkt.

Nach seinem Amtsantritt brachte Voigt das Grüne Herz in das 100-Tage-Programm der Brombeer-Koalition aus CDU, SPD und BSW. Es solle eine Dachmarke mit hohem Wiedererkennungswert werden, »die Identität und emotionale Bindung« schaffe. Nach der aktuellen Markterkundung, bei der 17 Prozent der Befragten einen NS-Bezug/Propaganda erkannten, soll die Kampagne nun ausgeschrieben werden. Deutliche Kritik kommt vom Direktor der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, Jens-Christian Wagner: »Der Begriff ist historisch belastet. Als Slogan für ein modernes und weltoffenes Thüringen halte ich den Claim für ungeeignet.«

Einer, der sich wie kaum ein anderer mit Werbestrategien auskennt, ist Matthias Spaetgens. Er ist Chief Creative Officer der Werbeagentur Scholz & Friends und einer der erfolgreichsten Kreativen weltweit. Er wolle keinem Mitbewerber zu nahe treten, sagt Spaetgens. Aber eine Herz-Kampagne mit dieser Vergangenheit müsse man schon sehr genau prüfen, sagt er. Das Risiko sei in diesen Zeiten hoch, gerade in einem Land wie Thüringen, in dem die AfD mit Abstand die stärkste Kraft ist. »Manchmal muss man auch sagen: Gefälliger Claim, aber den gab es schon mal. Pech gehabt«, so Spaetgens.

Rainald Grebe, der singende Kabarettist, hat den Slogan längst verballhornt: »Thüringen, Thüringen, Thüringen, das grüne Herz Deutschlands. Seit wann sind Herzen grün? Grün vor Neid aufgrund Bedeutungslosigkeit. Grün vor Hoffnung, dass es lange Zeit so bleibt.«

Steffen Winter

Plakat aus den Dreißigerjahren:
Blick auf das gesellschaftliche Klima



Artkollekt / IMAGO

Ihre Empfehlung wird belohnt

Werben Sie eine neue Leserin oder einen neuen Leser für ein Jahr DER SPIEGEL, und wir bedanken uns mit einer wertvollen Prämie.



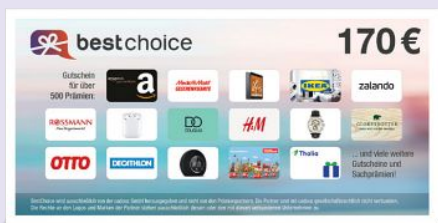
170 € Prämie

Erfüllen Sie sich selbst oder Ihren Lieben einen besonderen Wunsch!



170 €-Amazon-Gutschein

Über eine Million Bücher sowie DVDs, Technikartikel und mehr für Sie zur Auswahl.



170 €-BestChoice-Universal-Gutschein

Der Universal-Gutschein ist bei über 200 Handelspartnern einlösbar. Viel Spaß beim Shoppen.



Einfach jetzt bestellen:
abo.spiegel.de/vorteil170

DER SPIEGEL für zunächst ein Jahr zum Vorzugspreis von nur 6,60 € statt 6,90 € im Einzelkauf.

Abstieg ins Unterhaus

Karrieren Oliver Ruhnert hat Union Berlin von der zweiten Liga in die Champions League geführt. Nun will er Sahra Wagenknechts BSW retten.

Fünf Tage bevor der Fußballmanager Oliver Ruhnert und der Fußballklub Union Berlin ihre Trennung bekannt geben, kommt der große FC Bayern ins kleine Stadion nach Köpenick. In Ruhnerts letztem Spiel kann sich der Verein aus dem Osten an diesem sonnengefluteten Novembernachmittag in seiner Paradedisziplin inszenieren, als Außenseiter: unermüdlicher Kampf gegen die Etablierten, Opferrolle, am Ende fast die Sensation.

Erst wird Union der Führungstreffer ab-erkannt, Abseits, hauchdünn. Dann wird den Berlinern ein Elfmeter verweigert. Wenige Minuten vor dem Ende treffen sie zum 2:1, das Stadion bebzt. In der Nachspielzeit gleicht Bayern aus. Schlusspfiff. Ende und Aus für Ruhnert, 54.

Oliver Ruhnert aus dem Sauerland, der den Verein in den vergangenen acht Jahren aus der zweiten Liga in die Champions League geführt und in der Bundesliga etabliert hat, fängt jetzt noch mal ganz unten an. Anfang Dezember will er sich auf einem Parteitag in Magdeburg zum Generalsekretär des Bündnisses Sahra Wagenknecht (BSW) wählen lassen. Es ist ein Abstieg, vom sportlichen Oberhaus ins politische Unterhaus.

Ruhnert wird dann Generalsekretär einer Truppe, die im Februar knapp den Einzug in den Bundestag verpasst hat und seither Zerfallserscheinungen zeigt. In Brandenburg steht die Koalition mit der SPD auf der Kippe, der Vizefraktionschef setzt einen wirren Post zum Holocaust ab, mit den Thüringer Parteifreunden liegt die Bundesspitze im Dauerclinch. In Sachsen-Anhalt, wo im kommenden Jahr gewählt wird, gibt es Streit um den Umgang mit der AfD. Zwei BSW-Europaabgeordnete treffen eine russische Propagandistin in Moskau. In bundesweiten Umfragen liegt das Bündnis bei drei bis vier Prozent. Und das größte Problem für die Ein-Frau-Partei: Namensgeberin Sahra Wagenknecht will nicht mehr Vorsitzende sein.

Warum tut sich das einer an, der alles hat? Erfolg, Zuneigung, Geld. Ja, sagt Ruhnert, »klingt masochistisch«. Er habe zuletzt einige schlaflose Nächte gehabt, »aber wenn ich das jetzt nicht mache, würde ich das später bereuen«. Diese Möglichkeit, glaubt er, komme nicht wieder.

Aber warum BSW?

Donnerstag Mittag vergangener Woche, der Ortsteil Niederschöneweide im Südost-

ten Berlins. Baumarkt, Möbelhaus, Fast Food. Ein paar Tage nachdem das BSW Ruhnerts Kandidatur öffentlich gemacht und Wagenknecht fußballmetaphernfest versichert hat, »auch wir wollen mit Oliver Ruhnert aufsteigen«, sitzt der vermeintliche Retter in spe in einem Café neben Kentucky Fried Chicken.

Ruhnert ist noch immer angefixt vom Duell mit den Bayern. »Das war echt ein gutes Spiel, muss man mal sagen«, meint er, »obwohl wir beschissen worden sind.« Vor sich das stumm geschaltete Handy, auf dem die Anrufversuche der BSW-Pressesprecherin aufleuchten. Schade, sagt Ruhnert, ausgerechnet jetzt aufzuhören, nach dem tollen Spiel gegen Bayern. »Ich gehe total ungern.«

Ist das Pose? Oder echt?

Am Vortag hat er sich von den Mitarbeitern des Vereins verabschiedet. Die Spieler sind erst später dran. Ruhnert meldet sich von seinem alten Leben ab und steckt schon mittendrin im neuen.

Warum bloß, Herr Ruhnert?

»Ich habe bislang immer dort neue Jobs übernommen, wo es nicht so gut lief«, sagt er. Dort, wo man jemanden gebraucht habe, wo es um Veränderung ging. Entscheidend ist für ihn das Emotionale: »Ich kann Dinge nur gut, wenn ich mich damit identifiziere.« Es gebe so vieles, was man besser machen könne in der Politik. »Ich will es wenigstens versuchen, das habe ich auch im Fußball getan, da haben mir viele gesagt: Du bist kein Ex-Profi, du hast keine Chance.« Schließlich sei alles anders gekommen.

Paul Ziemiak sagt, Ruhnert sei »ein Überzeugungstäter«. Der Bundestagsabgeordnete Ziemiak, 40, war mal CDU-Generalsekretär, kennt Oliver Ruhnert aus der Kommunalpolitik im Sauerland. Ein paar Jahre saßen sie gemeinsam im Stadtrat von Iserlohn, Ziemiak als Fraktionsvize bei der CDU, Ruhnert als Fraktionschef der Linken.

»Oliver Ruhnert ist kein Ideologe, sondern ein rationaler Politiker, er will die Verhältnisse verbessern«, sagt Ziemiak. Prestige oder Geld? Spielten für ihn keine Rolle. Während der Debatten im Stadtrat, sagt Ziemiak, habe er sich oft gefragt, »wer sind hier eigentlich die echten Sozialdemokraten? Ruhnerts Linke oder die SPD?« Vom Herzen her ist er ein aufrichtiger Sozi. Er sei deswegen überrascht gewesen, dass Ruhnert ausgerechnet bei den Linken mitgemacht habe.

Es ist nicht das erste Mal, dass Oliver Ruhnert vom Sport in die Bundespolitik wechseln will. Beim letzten Mal ist es schiefgegangen.

Im vergangenen Winter hatte er sich eine Auszeit bei Union genommen, mit Rückkehr-option. Als Berliner Spitzenkandidat wollte er für das BSW in den Bundestag, Wagenknecht schickte ihn auf Wahlkampfveranstaltungen im ganzen Land, fand ihn »großartig« und freute sich »riesig« über ihn. Ganz offensichtlich sollte das BSW etwas abbekommen vom Glanz der Champions League.

»Es hilft, wenn Leute zu uns kommen, die Zustimmung in der Bevölkerung haben«, sagte damals Wagenknechts Ehemann Oskar Lafontaine über Ruhnert, »das ist ein sogenanntes Testimonial.« Wagenknechts früherer Linken-Co-Fraktionschef Dietmar Bartsch, der seit DDR-Zeiten zu Union ins Stadion geht, drückte es so aus: Ruhnert sei für das BSW eine »Trophäe«.

Die Liebe zum Fußball sei immer größer gewesen als die zur Politik, sagt Ruhnert. Seine 16 Jahre im Stadtrat von Iserlohn waren Hobby. Im nordrhein-westfälischen Kommunalwahlkampf 2020 hat er Wagenknecht kennengelernt, Fabio De Masi hat die beiden zusammengebracht. Es ist jener Europaabgeordnete und Ex-Linke De Masi, der nun BSW-Co-Chef werden und um Ruhnert als Generalsekretär geworben haben soll. So klein ist die Welt.

Damals, im Jahr 2020, holt Ruhnert im konservativen Sauerland mit seiner Truppe das landesweit beste Linken-Ergebnis. »7,52 Prozent«, er weiß es genau, er sagt das auf wie ein erinnerungswürdiges Fußballergebnis, wie ein 2:2 gegen die Bayern: »Wir lagen vor den ganzen Studentenstädten.« Seit diesem Erfolg steht Ruhnert in regelmäßigem Austausch mit Wagenknecht.

Parallel zerbricht etwas zwischen ihm und der Linken. Der ganze Kurs geht Ruhnert gegen den Strich. Die Wokeness-Debatten, das Spitzenpersonal in Berlin, die parteiinterne Kritik an Wagenknecht. Ruhnert verliert, was er braucht: die Identifikation mit dem Projekt.

Mitte 2024, in dem Jahr, in dem Wagenknecht schließlich ihre eigene Partei gründet, zieht sich Ruhnert vom Managerposten bei Union zurück, wird Chefscout, zweite Reihe. »Ich wollte ein bisschen kürzertreten«, sagt er bei einem Treffen während des Bundestagswahlkampfs, »nicht mehr jeden Tag an der Front stehen.« Und: »Was sollte noch kommen nach all den erfolgreichen Jahren?« Den Job des Chefscouts hat er schon früher gern gemacht, weg vom Schreibtisch, draußen Spieler sichten, Talente entdecken.

Ruhnert sichtet in dieser Zeit auch sich selbst. Über Monate quält er sich mit der Entscheidung, in die Politik zu wechseln. Es gibt Spekulationen über eine Rückkehr zu



Dominik Asbach / DER SPIEGEL



Robert Michael / dpa / picture alliance

Designierter Generalsekretär Ruhnert, Parteigründerin Wagenknecht: »Wir werden 2026 in den Bundestag einziehen«

seinem Herzensverein Schalke 04, wo er einst die Nachwuchsabteilung geleitet hat. Aber es wird das BSW. Passt das?

Ja, sagt Ruhnert, mit dieser Partei habe er die größten Überschneidungen.

Falsche Entscheidung, sagt Bartsch von den Linken.

Nein, sagt Ziemiak von der CDU.

Das BSW sei populistisch, »eine außenpolitische Geisterfahrer mit krassem Wagenknecht-Kult«, das passe nicht zu Ruhnert, so Ziemiak. Beim Fußball drücke er ihm die Daumen, aber nicht in der Politik – und das, obwohl er selbst Dortmund-Fan sei und Ruhnert Anhänger des Erzrivalen Schalke.

Ruhnert erzählt, er habe seit frühester Jugend Bundestagsdebatten im Fernsehen verfolgt, »ich habe das geliebt, meine Freunde meinten, ich hätte 'nen Knall«. Fünf ältere Geschwister hat er, mit zehn Jahren Abstand ist er das jüngste Kind einer alleinerziehenden Mutter. Sie ist in der SPD und das Geld knapp. »Die Verhältnisse waren sehr einfach, sehr schwierig«, sagt er. Und: »Es ging nicht gerecht zu.«

Seine Freunde aus »besseren Kreisen« bekommen die Empfehlung fürs Gymnasium, er geht auf die Haupt- und die Realschule, macht eine Ausbildung zum Erzieher. Abitur auf dem zweiten Bildungsweg, er studiert Sport und Geschichte, jobbt nachts an der Tankstelle und trägt morgens Zeitungen aus, will Lehrer werden und will es nicht. Und wird es nicht, weil längst der Fußball lockt. Ruhnert verdient sich sein Geld als Trainer in Iserlohn, macht über die Jahre die nötigen Scheine, wird schließlich die Amateurmansschaft von Schalke trainieren.

Dass jedes fünfte Kind in Deutschland in Armut aufwächst, findet er skandalös. Er hat den Aufstieg geschafft, aber was ist mit den anderen? Wer kümmert sich um die? Die ungerechte Verteilung von Chancen und Reichtum in Deutschland prägt und bewegt ihn. Es klingt glaubhaft, wenn er darüber redet. Ende der Neunziger freut er sich über den Wahlsieg Gerhard Schröders und ist dann bitter enttäuscht, als der mit der Agenda 2010 die eigene Klientel »verrät«. Er sympathisiert mit der WASG, der Partei des Abtrünnigen Lafontaine. Als die mit der PDS zur Linken fusioniert, ist Ruhnert dabei.

Bei der Bundestagswahl im vergangenen Februar fehlen der Wagenknecht-Truppe 9529 Stimmen zum Einzug ins Parlament. Die Partei drängt seitdem auf eine Neuauszählung, aber der zuständige Wahlprüfungsausschuss im Bundestag hat noch keine Entscheidung getroffen. Ruhnert ist empört. »Wir werden 2026 in den Bundestag einziehen, davon gehe ich aus«, beharrt er.

Wenn der Bundestag die Neuauszählung verweigert, geht der Fall ans Bundesverfassungsgericht. Ruhnert setzt auf die Richter – und auf eine rasche Entscheidung. »Das wird alles verändern.« Die schwarz-rote Regierung verlöre ihre Mehrheit, das BSW wäre plötzlich wieder im Geschäft. Ein politisches Beben.

Aber wie wahrscheinlich ist dieses Szenario? Unklar.

Nach Wagenknechts Rückzug vom Vorsitz jedenfalls scheint die Sache mit der Neuauszählung der womöglich letzte Trumpf des BSW. Wieder ist es eine Geschichte vom Kampf gegen die Etablierten, in der Opfer-

rolle die junge Partei. Das beschert Aufmerksamkeit.

»Politik ist letztlich eine Droge«, sagt der Linke Bartsch, »man kommt kaum davon los.« Das gelte auch für Ruhnert. So gesehen spiele es kaum eine Rolle, ob andere das Projekt BSW als aussichtslos bewerten. Bartsch schätzt »den Oli« sehr, die Partei weniger: »Das BSW hat sich erledigt, die fünf Landtagswahlen im nächsten Jahr werden den Weg zur Sekte fortsetzen.« Und Bartsch vergisst nicht, die letzten BSW-Ergebnisse aufzuzählen: 1,8 Prozent bei der Hamburg-Wahl, 1,1 Prozent bei der NRW-Kommunalwahl.

Ruhnert weiß, wie Bartsch denkt, sie treffen sich ja regelmäßig auf der Tribüne. Das BSW müsse wieder raus »aus dem Loch«, sagt Ruhnert, das sei der Linkspartei zuletzt gelungen. Hätte doch auch keiner gedacht.

Vor allem hat vor ein paar Jahren kaum einer gedacht, dass Oliver Ruhnert Union ganz nach oben führen würde. Selbstwirksamkeit nennen sie das in der Psychologie: Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, weil es in der Vergangenheit schon mal funktioniert hat. Und die Überzeugung, dass man selbst einen Unterschied machen kann.

»Einfach kann ja jeder«, sagt Ruhnert.

CDU-Mann Ziemiak meint, Ruhnert bringe alles mit für den neuen Job: »Ein Generalsekretär muss Trainer sein, muss Scout sein, muss sich neue Spielzüge überlegen und die Schwächen des Gegners analysieren – all das kann er.«

Die Sache hat nur einen Haken.

»Das BSW«, sagt Ziemiak, »ist doch ein viel schwierigerer Fall als Union Berlin.«

Sebastian Fischer

Zurück in die Hölle

Zeitgeschichte Drakonische Strafen, Misshandlungen, Demütigungen: Millionen Kinder litten nach dem Zweiten Weltkrieg auf »Verschickungskuren«. Auf Spurensuche mit drei Betroffenen.

Eine Fünfjährige, ohne Eltern. Sie ist unterwegs mit Dutzenden anderen Kindern, sogar noch jüngeren, die sie nicht kennt, die auch allein sind. Nach stundenlanger Fahrt im eiskalten Zug und auf der Fähre kommen sie im »Seehospiz Kaiserin Friedrich« auf Norderney an. Viele haben geweint bis zur Erschöpfung, viele haben Heimweh. Dunkel gekleidete Diakonissen stehen zum Empfang da, auch ein Mann im Arztkittel.

»Was hat denn die da?«, fragt eine der Frauen mit scharfer Stimme und mustert die Fünfjährige mit den rot geweinten Augen. »Die muss erst mal in Quarantäne«, sagt eine andere. »Nee, die ist nur hysterisch«, erwidert die erste.

Diese eiskalte Begrüßung ist die erste Erinnerung ans »Seehospiz« im Januar 1965, von der Annette Lücking, die hier nur mit ihrem Mädchennamen erscheinen möchte, erzählt. Es ist ein sonniger Tag im Oktober, und Lücking, 66, sitzt auf dem Oberdeck der Frisia III. Sie ist auf dem Weg nach Norderney – 61 Jahre nachdem sie zum ersten Mal hier gewesen ist.

Lücking will sich dem stellen, was sie »die drei dunklen Monate« nennt, »die dunkelste Zeit meines Lebens«. Sie fährt auf die Nordseeinsel, auf der sie als Fünfjährige eine sogenannte Verschickungskur verbrachte. Lücking hat fast keine Unterlagen über diese Zeit, nur Erinnerungen. Der SPIEGEL begleitet sie bei ihrer Suche nach Antworten, ebenso zwei weitere Betroffene: eine Mutter, deren dreijähriger Sohn André 1969 auf einer Verschickung in Bad Salzdetfurth starb, und einen 79-Jährigen, dessen Bruder Dieter vor mehr als 70 Jahren an die Ostsee verschickt wurde und nie zurückkehrte.

Annette, André, Dieter. Drei von schätzungsweise rund elf Millionen Jungen und Mädchen, die in der Bundesrepublik bis 1990 an Programmen zur Kinderverschickung teilnahmen. Wochen-, manchmal monatelang wurden sie, in der Regel auf ärztlichen Beschluss hin, in die Ferne geschickt, oft ohne Kontakt zu den Eltern. Die Verschickungskuren versprachen gesundheitliche Stärkung, ausreichend Essen und frische Luft.

Erst nach und nach werden die Dimensionen des Leids deutlich, das viele dieser Kinder erlebten. Eine im Mai veröffentlichte groß angelegte Studie der Berliner Humboldt-Universität untersuchte erstmals systematisch das Ausmaß und die Folgen der

Kinderverschickung. Die Studienautoren fanden deutliche Hinweise, dass die Missstände in den Heimen strukturell bedingt waren. Sie fanden bestätigt, was ehemalige Verschickungskinder und ihre Verwandten auch dem SPIEGEL schilderten: Drakonische Bestrafungen und Misshandlungen der Ver-

schickungskinder waren in vielen Heimen an der Tagesordnung. In einigen Fällen führten sie sogar zum Tod der Schützlinge.

Annette Lücking war von Januar bis März 1965 auf Norderney. »Der Dorfarzt hatte bei mir Bronchialasthma diagnostiziert und mich deshalb an die Nordsee geschickt«, er-

Ehemaliges Verschickungskind Lücking auf Norderney: »Dunkelste Zeit meines Lebens«



zählt die Rentnerin. »Die drei dunklen Monate«, diese Formulierung wird sie in den nächsten Tagen, auf den Spuren ihrer Erfahrungen als Fünfjährige, immer wieder benutzen.

Dass sich Lücking überhaupt auf diese Reise in ihre Vergangenheit begeben würde, war lange nicht abzusehen. »Bis vor ein paar Jahren habe ich gedacht, es sei nur mir so gegangen mit den schlechten Erfahrungen der Kinderverschickung«, erzählt sie am Strand von Norderney, mit Blick auf die Nordsee. 2019 sei sie in einer Bielefelder Lokalzeitung auf einen Artikel über ein Verschickungskind gestoßen: »Das war ein Schock«, sagt Lücking, die heute in Minden lebt, »weil ich zum ersten Mal gesehen habe: Du bist gar nicht allein.« Später stieß sie im Internet auf die Initiative »Aufarbeitung Kinderverschickungen NRW«.

Am ersten oder zweiten Abend damals in der Klinik, erzählt sie, habe sie es vor Einsamkeit und Heimweh kaum noch ausgehalten. Im riesigen Schlafsaal mit den weiß lackierten Bettgestellen habe sie sich zu einem Nachbarbett geschlichen und das Mädchen dort flüsternd gefragt, wie es heiße. »Bärbel«, habe es leise geantwortet. »Darf ich mich zu dir kuscheln?«, habe sie gefragt. Als die beiden entdeckt wurden, setzte es Prügel, erinnert sie sich.

Lücking steht jetzt vor dem dunklen Backsteingebäude, in dem sie als Fünfjährige so einsam war. Der Bau heißt heute »Seeklinik« statt »Seehospiz«, eine Klinik ist er bis heute. Das Gebäude flöße ihr immer noch »Respekt« ein, sagt die ehemalige Lehrerin. Sie geht einmal um das Gebäude herum, so als müsste sie das feindliche Gelände erst von allen Seiten erkunden, bevor sie sich in sein Inneres vorwagt.

Als Lücking schließlich hineingeht, kommen immer neue Details hoch: die dunklen Balken des Wandelgangs, durch den die Kinder, leicht bekleidet, in der Winterrkälte marschieren mussten. Das Abspritzen mit eiskaltem Wasser im Rahmen der Thalasso-Therapie. Das tägliche Fiebermessen, bei dem allen Kindern im Schlafsaal nacheinander »das Thermometer in den Po gerammt« wurde, vor den anderen. Und die tägliche Prozedur des Haarekämmens: ruppig und schmerzhaft, mit einer Drahtbürste, die im Vorbeigehen durchgezogen wurde.

»Aua«, habe sie einmal geschrien, erinnert sich Annette Lücking. Die Strafe: Sie musste in einem anderen Raum stehen und durfte sich nicht bewegen. »Heute kommt mir das wie mehrere Stunden vor.«

Die Studie der Humboldt-Universität zu Berlin hat solche Erfahrungen von Verschickungskindern, die »kontrolliert, eingeschüchtert und zum Teil gedemütigt wurden«, syste-



Mario Wezel / DER SPIEGEL



Mario Wezel / DER SPIEGEL

Mutter Ramsch in Bad Salzdetfurth, mit Bild von Sohn André: Niemand kam

matisch gesammelt und ausgewertet. In ganz Westdeutschland wühlten sich Forschende durch Archive, suchten nach Erlebnisberichten Betroffener und führten Interviews mit ehemaligen Verschickungskindern und einigen Betreuerinnen. Auftraggeber waren das Deutsche Rote Kreuz, der Deutsche Caritasverband, die Diakonie Deutschland und die Deutsche Rentenversicherung. Sie oder ihre Vorgängerinstitutionen betrieben Kinderkureinrichtungen.

Die Studie benennt auch die Ursachen der Missstände: Sie seien etwa durch fehlende pädagogische Konzepte bedingt, einen Mangel an pädagogischem Fachpersonal und unzureichender Aufsicht. An vielen Stellen habe sich daran über lange Zeit nichts geändert, obwohl es Hinweise und Beschwerden gegeben habe.

Laut der Studie erreichte die Anzahl der Plätze 1961 ihren Höchststand, mehr als 58.000 Plätze gab es in diesem Jahr, verteilt auf Hunderte Einrichtungen in der ganzen Bundesrepublik. Mit Beginn der Achtzigerjahre verzeichnen die Wissenschaftler dann einen deutlichen Rückgang, bis es Ende 1990 weniger als 10.000 Plätze für Kinderverschickungen gab.

Die belastenden Erlebnisse, die Millionen Kinder über die Jahrzehnte hier erfah-

ren haben, seien lange Zeit verdrängt und verschwiegen worden, sagt Detlef Lichtrauter, Vorsitzender des Vereins »Aufarbeitung Kinderverschickungen NRW« und selbst Betroffener. »Kinderverschickung hat oft traumatische Auswirkungen.« Lichtrauter empfiehlt Psychologen und Medizinerinnen, das Thema bei anhaltenden psychischen oder körperlichen Beschwerden mit in den Blick zu nehmen: »Diese frühkindlichen Traumata können noch Jahrzehnte später Erkrankungen auslösen.«

Am Rande des Kurorts Bad Salzdetfurth steht Renate Ramsch vor der Aufgabe, den Ort wiederzufinden, an dem ihr Kind vor 56 Jahren ums Leben kam. Sie will zu der Stelle, wo das Kinderkurheim stand, in dem ihr Sohn André mit drei Jahren auf grausame Art als Verschickungskind starb.

Vor der 86-Jährigen führt eine Treppe den steilen Hang hinauf, zügig nimmt sie jeden Schritt. Manchmal bleibt sie kurz stehen und greift sich ans schmerzende Knie.

Ramsch nimmt die letzte Stufe, dann blickt sie sich um. Der Ort ist idyllisch: Die Anhöhe, auf dem einst das Kurheim lag, ist dicht von Bäumen bestanden. Von hier geht der Blick hinab ins Tal, herausgeputztes Fachwerk, sanfte Hügel. Bis 1969 wurde hier das »Waldhaus« der »Inneren Mission« der evangelischen Kirche betrieben, bis zu 115 Kinder bewohnten zeitgleich das Gebäude. In einer Werbebroschüre pries das Heim eine »nachhaltige Erholung« für die Kinder unter anderem durch »Höhensonne«, »sehr gute Waldwege« und »Natursolebäder aus eigenen Quellen« an. Der chronische Man-

Die Nachtwache gab an, nur ein »Poltern« gehört zu haben, aber keine Schreie.

gel an Fachpersonal oder die Beschwerden von Eltern über Zwangsfütterungen ihrer Kinder wurden nicht erwähnt.

Ein Pfad führt in den Wald hinein. »Ich glaube, wir müssen hier entlang«, sagt Ramsch. Einen Wegweiser gibt es nicht, die einzige Erinnerung an die Verschickungskinder von Bad Salzdetfurth ist eine Stele unten im Dorf. Sie wurde im vergangenen Jahr aufgestellt, als erste in ganz Deutschland. Ramsch hat dort Unkraut gejätet und ein Blumengesteck abgelegt. »Es kümmert sich sonst keiner darum«, sagt sie.

Sie zieht ein Foto aus ihrer Tasche. Eine Woche vor Andrés Abreise ins Kurheim hat die Mutter es aufnehmen lassen, ihr Sohn brauchte einen Pass für die Reise aus West-Berlin. André schaut darauf ernst. Nur die Pausbacken verraten, dass er gerade erst drei Jahre alt ist. Es ist das einzige Bild, das sie noch von ihm hat, sie blickt es lange an. »Diese Szene kriege ich nicht aus meinem Kopf: Ich stehe mit André am Bahnhof, er weint und klammert sich an meinen Hals. Dann reißt ihn mir eine der Tanten aus den Armen und sagt: Er wird sich schon beruhigen. Das war das letzte Mal, dass ich ihn sah.« Ramsch holt tief Luft, Tränen steigen ihr in die Augen. Sie richtet ihren Blick nach vorn, in den Wald hinein. »Gehen wir weiter.«

André kam Anfang Mai 1969 nach Bad Salzdetfurth. Sechs Wochen sollte der Dreijährige hier verbringen, in der Obhut der »Tanten«, die sich um die Kinder kümmerten. Für seine Mutter ein Glücksfall: Eigentlich war André noch zu jung für die Kur, doch der Amtsarzt drückte ein Auge zu. So konnte sie dringend benötigtes Geld für die Familie verdienen. Was sie nicht wusste: Kurz zuvor, im März 1969, waren in dem Heim bereits zwei Kinder gestorben. Bei Stefan, sieben, fand sich bei der Obduktion eine große Menge Speisebrei in der Lunge. Kirsten, sechs, starb nach einer Infektion an Herzversagen.

Renate Ramsch schaut ins Dickicht. Vor über einem Jahr war sie schon einmal auf der Anhöhe. »Irgendwo hier muss es gewesen sein.« Doch dann schüttelt sie den Kopf. Sie kann sich an den genauen Ort nicht erinnern. Sie zieht ihre orangefarbene Jacke enger um sich. Die Schuld trage sie bis heute mit sich, wird sie später sagen.

Was genau André in den Wochen seiner Verschickung erlebte, lässt sich anhand einer Studie des Historikers Stefan Kleinschmidt im Auftrag der Diakonie rekonstruieren. Sie gibt Aufschluss über die Zustände im Heim – und erzählt detailliert vom Tod des Dreijährigen. Kleinschmidt sichtete dafür Akten, die etwa die Korrespondenz zwischen Heimärzten und Jugendamt enthalten. Über Jahre hinweg wurde der Träger demnach aufgefordert, endlich mehr Fachpersonal einzustellen, offenbar ohne Folgen. Im Februar

»Ich erinnere mich noch genau, wie ich vom Tod meines Bruders erfuhr.«

Dieter Plaga, Betroffener

1969 kümmerte sich eine einzige gelernte Kindergärtnerin um 55 Kinder, sechs Hilfskräfte standen ihr zur Verfügung. So ist es in einer Beschwerde des Landesjugendamts vermerkt. Um mit dem wenigen Personal die Betreuung der Kinder aufrechterhalten zu können, war in der Zeit von 21.15 Uhr abends bis morgens um 5.30 Uhr niemand für sie zuständig. Eine sogenannte Nachtwache schlief in einem benachbarten Gebäudeteil.

Über die Nacht, in der André starb, gibt es detaillierte Aufzeichnungen, unter anderem die ausführliche Schilderung von einem der beteiligten Sechsjährigen. Demnach stiftete einer der Jungen, mit denen André in einem Zimmer wohnte, andere Kinder dazu an, den Dreijährigen gemeinsam zu verprügeln. Der Sechsjährige war schon zuvor aufgefallen, weil er andere Kinder drangsalierte. Als alle Erzieherinnen am Abend den Schlafrakt verlassen hatten, schlugen und bissen die Kinder André. Immer wieder versuchte er, aus dem Zimmer zu fliehen, und rief um Hilfe. Doch niemand kam.

Die Jungen stellten André auf sein Bett, um ihn herunterzustößen, wieder und wieder. Schließlich blieb André regungslos liegen, laut Obduktionsbericht starb er an einer Hirnblutung. Erst am nächsten Morgen fand

Brüder Wolfgang und Dieter Plaga um 1951:
»Tod durch Ertrinken«



ihn eine der Angestellten beim Rundgang. Die Nachtwache gab an, nur ein »Poltern« gehört zu haben, aber keine Schreie. Nach den Kindern hatte sie nicht geschaut.

Auch deshalb sei sie noch einmal an diesen Ort zurückgekehrt, sagt Ramsch in Bad Salzdetfurth: Sie könne ihren Sohn nicht mehr beschützen, aber sie wolle ihm so nah wie möglich sein.

An die Zeit nach Andrés Tod erinnere sie sich kaum. Zu sehr habe sie unter Schock gestanden. Ein Anwalt, den sie gemeinsam mit ihrem Mann engagiert hatte, konnte nichts ausrichten – alles sei mit rechten Dingen zugegangen, habe er ihnen mitgeteilt. Eine Entschädigung oder auch nur eine Entschuldigung habe sie nie bekommen.

»Es ist lange her, aber André ist immer hier«, sagt sie und tippt sich auf die linke Seite des Brustkorbs. Dann dreht sie sich um und nimmt den Weg zurück ins Tal.

Anja Röhl weiß, wie schwer es für ehemalige Verschickungskinder und ihre Angehörigen ist, herauszufinden, was wirklich geschah. Die Autorin gilt als eine der wichtigsten Stimmen der Verschickungskinder in Deutschland. Einst wurde sie selbst auf Kur geschickt, inzwischen hat die 70-Jährige zwei Bücher zu dem Thema veröffentlicht und ist Vorsitzende der »Aufarbeitung und Erforschung Kinderverschickung e. V.«, die seit 2019 jedes Jahr die wohl größte Zusammenkunft von Betroffenen organisiert – in diesem Jahr fand der Kongress in Bad Wildungen statt. Röhl fordert Unterstützung aus der Politik, um das Thema adäquat aufzuarbeiten.

»Als ich anfang, mich mit dem Schicksal von Verschickungskindern zu beschäftigen, gab es nichts dazu«, sagt Röhl. Sie begann, Listen der Heime zu suchen. Schnell war klar: Das Thema war viel größer, als Röhl gedacht hatte. Als sie schließlich einen Erfahrungsbericht online stellte, wurde sie überschwemmt mit Reaktionen. Viele Menschen meldeten sich und berichteten von ihren eigenen, teils schrecklichen Erlebnissen.

Für ehemalige Verschickungskinder sei es noch immer schwer, an Informationen zu gelangen, sagt Röhl. Wer mehr wissen wolle, müsse nach Unterlagen zu seinem Heim forschen. »Doch viele Betroffene waren zu klein, sie können den Namen ihres Heims nicht erinnern«, sagt Röhl. »Viele kennen noch nicht einmal den genauen Ort ihrer Verschickung.«

Der Karton, den die Archivarin Wolfgang Plaga überreicht, ist grau und unscheinbar. Doch er enthält all die Unterlagen zu dem Ereignis, das Plagas Leben vor 72 Jahren in seinen Grundfesten erschüttert hat. Der 79-Jährige ist nach Münster gekommen, um die Papiere selbst in den Händen zu halten.

Plaga sucht im Archivamt des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe nach Informationen über seinen Bruder. Dieter Plaga starb mit zwölf Jahren während einer Verschickungskur in Niendorf an der Ostsee. Ein schwerer Schlag für Wolfgang Plaga: Sein großer Bruder und er seien damals unzertrennlich gewesen, Dieter habe ihn überall mit hingenommen, obwohl er ganze sechs Jahre älter war. Den Eltern sagte man, das Kind habe vor Schreck einen plötzlichen »Herzschlag« im Wasser erlitten, als sich ungewöhnlich hohe Wellen in der sonst seichten Bucht aufbäumten. »Eine göttliche Fügung«, so nannten es die Eltern. Mit dieser Erzählung ist Plaga aufgewachsen.

Nun beugt er sich über Schreibmaschinengetippte Seiten, die das Schicksal seines Bruders anders erzählen. Erstmals erfuhr Plaga durch einen Zeitungsartikel, dass es noch eine zweite Version der Geschehnisse gibt. Eine Journalistin der »Neuen Osnabrücker Zeitung« hatte die Akten durchforstet und vor einigen Monaten über den Fall geschrieben. Ein Cousin hatte den Artikel durch Zufall entdeckt und Wolfgang Plaga zugeschickt. »Er hat mich mehrere Tage lang sehr beschäftigt«, sagt Plaga.

Am 22. Juni 1953, dem Todestag Dieters, vermerkt laut den Akten ein Badearzt aus Niendorf am Timmendorfer Strand auf Dieters Totenschein: »Tod durch Ertrinken«. In einem anderen Schreiben wenige Tage darauf berichtet eine Erzieherin ausführlich über die Vorkommnisse am Strand.

Sie sei zuerst allein mit 47 Kindern gewesen, erst später seien zwei Kolleginnen dazugekommen. Dieter sei gemeinsam mit anderen älteren Jungen zu einer Sandbank geschwommen. Sie habe die Jungen erst zurückgerufen, als die »See unruhig wurde«. Doch Dieter sei von einer ungewöhnlichen Strömung erfasst worden und trotz Rettungsversuchen untergegangen. 20 Minuten später sei dann sein Körper angespült worden – alle Wiederbelebensmaßnahmen scheiterten. Ein Badeunfall, verursacht nicht durch eine übergeordnete Macht, sondern durch die leichtsinnige Entscheidung einer überlasteten Erzieherin.

Die Akte ist dick, Plaga braucht Stunden, um sich hindurchzuarbeiten, immer wieder fotografiert er einzelne Seiten ab. Er liest im Stehen, mit den Fingern streicht er über einzelne Zeilen. »Puh«, sagt er, als er den Ordner schließlich schließt. Er macht einen gefassten Eindruck, doch wenn er über seinen Bruder spricht, füllen sich seine Augen mit Tränen.

»Ich erinnere mich noch genau, wie ich vom Tod meines Bruders erfuhr«, sagt Plaga. »Ich verließ gerade mit meiner Mutter das Haus, als mein Vater aus einem Auto stieg und uns entgegenstürzte. Er überbrachte uns dann die Nachricht, dass Dieter gestorben war.« Für ihn sei das immer unbegreiflich



Ehemaliges »Seehospiz« auf Norderney: Die Insel müsse sich ihrer Verantwortung stellen

geblieben. Der große, starke Bruder, den alle nur den »Hasen« nannten, weil er so schnell rennen konnte wie sonst keiner. Und er, Wolfgang, der »kleine Hase«, der ihm auf Schritt und Tritt gefolgt war.

Plaga legt die Akte zurück in den Karton. Für heute hat er genug. Er schließt den Deckel und übergibt die Dokumente der Archivarin.

Annette Lücking sitzt auf der Rückfahrt von Norderney wieder auf dem Oberdeck der Fähre. Unten im Schiff sei es ihr zu eng, sagt sie und hält ihren Schal fest.

Lücking will sich nicht damit zufrieden geben, was sie auf ihrer Reise erlebt hat. Die Insel müsse sich ihrer Verantwortung stellen.

Die Pensionärin hat ein Ziel: Sie will, dass auf Norderney ein Gedenkort für das Leid der Verschickungskinder entsteht. »Die Erinnerung muss die Schmerzen wachhalten«, sagt sie.

Als ihr damals, im März 1965, gesagt wurde, dass sie wieder nach Hause dürfe, nach den schrecklichen Wochen im »Seehospiz«, da habe sie gedacht: »Zu Hause? Wo ist das denn?«, erzählt Lücking. Am Bahnhof angekommen, sei sie an ihren Eltern vorbeigerannt, weil sie die nach den Wochen der Trennung kaum noch erkannt habe. Stattdessen lief sie direkt zu ihrem Bruder. »Den wollte ich nie wieder loslassen.«

Lisa Duhm, Armin Himmelrath

Mord in Lissabon

Agenten In den Achtzigern unterhielt der Bundesnachrichtendienst Verbindungen zu einer rechten Kampftruppe in Mosambik, die Zivilisten massakrierte. Doch dann wurde der BND-Informant umgebracht.

Die Leiche von Evo Fernandes war übel zugerichtet. Blutergüsse am ganzen Körper, angebrochenes Rückgrat, gebrochenes Bein, gebrochener Arm, fünf Einschüsse im Leib und ein weiterer – tödlich – im Kopf.

Bei der Obduktion stellte der Arzt fest: Der Tote war unter Drogen gesetzt und »auf professionelle, geheimdienstliche Art« gefoltert worden – vermutlich um ihm Informationen abzupressen. Gefunden hatte man die Leiche auf einem Feldweg rund 30 Kilometer westlich der portugiesischen Hauptstadt Lissabon.

Am 5. Mai 1988 erreichten die Erkenntnisse aus der Obduktion auch die Zentrale des Bundesnachrichtendienstes (BND) in Pullach. Die Agenten interessierten sich sehr für den Toten in Portugal.

Denn Fernandes, zum Todeszeitpunkt 44 Jahre alt, stand auf der Gehaltsliste der Deutschen. Offiziell war er Funktionär der militanten Bewegung Resistência Nacional Moçambicana (Renamo), die in Mosambik einen Guerillakrieg gegen die Zentralregierung führte und ganze Dörfer massakrierte.

Parallel dazu gab er Informationen aus dem Renamo-Führungszirkel an den deutschen Auslandsgeheimdienst weiter. Das belegen Geheimakten, die der BND auf SPIEGEL-Antrag freigegeben hat. Demnach erhielt Fernandes als V-Mann von 1980 bis zu seinem Tod insgesamt rund 98.000 D-Mark an »Entgelten, Auslagererstattungen und Prämien«. Sein letzter Deckname: »Forum«.

Die Ermordung des Spitzels machte die Geheimdienstler nervös. Agenten befragten Quellen, Analysten verfassten Bericht um Bericht. Die Deutschen sorgten sich: Wurde Fernandes umgebracht, weil man ihn enttarnt hatte? Hatte er unter Folter seine Verbindung zum Dienst preisgegeben?

Die Akten enthalten nicht nur Informationen zu einem Mordfall, sondern geben auch einen Einblick in die Arbeitsweise des BND in der Spätphase des Kalten Kriegs. Und sie bieten neue Erkenntnisse zu einem umstrittenen Kapitel der bundesdeutschen Geheimdienstgeschichte: zur Frage, inwieweit der Dienst die berühmte Renamo in einem der blutigsten Bürgerkriege der Achtzigerjahre unterstützt hat.

Der spätere BND-Informant Evo Fernandes kam 1944 in Mosambik zur Welt, damals eine portugiesische Kolonie. Nach seinem

Jurastudium arbeitete er erst als Ermittler bei der Staatsanwaltschaft und später als Direktor einer konservativen Zeitung.

Als die mosambikanische Befreiungsbewegung Frente de Libertação de Moçambique (Frelimo) 1975 die Unabhängigkeit erkämpfte, ging Fernandes ins Exil nach Lissabon. Die neuen Machthaber unterstellten ihm, für die portugiesische Geheimpolizei gearbeitet zu haben. Wie Fernandes flohen viele europäischstämmige Industrielle aus dem Land. Die Frelimo verstaatlichte ihren Besitz. Auch Kleinbauern mussten ihre Felder abgeben, weil die Machthaber Gemeinschaftsbetriebe einrichteten. Wer mit den Portugiesen zusammengearbeitet hatte, den sperrte die Frelimo in ein Umerziehungslager.

1977 gründeten Oppositionelle gemeinsam mit dem Geheimdienst Rhodesiens, des heutigen Simbabwe, die Renamo. Später unterstützte auch Südafrika die Gruppe. Renamo-Kämpfer sprengten Stromtrassen und Bahnlinien, griffen die Regierungstruppen an. Oft traf die Gewalt die Zivilisten. Die Kämpfer mordeten willkürlich, zwangsrekrutierten Jungen und Mädchen als Kindersoldaten. Sie verstümmelten ihre Opfer, indem sie ihnen Nase oder Ohren abschnitten.

Im geteilten Deutschland beobachtete man den Konflikt genau. Die DDR-Führung sah die Frelimo als sozialistische »Brüder«, schickte Entwicklungshelfer, aber auch Mi-

litärberater, Geheimdienstler und Maschinenpistolen. In der Bundesrepublik wollte man verhindern, dass sich die Staaten Afrikas auf die Seite Moskaus schlugen.

Bald suchte der BND Kontakte zur mosambikanischen Opposition – und landete bei Evo Fernandes, der in Lissabon als Renamo-Sprecher auftrat. »Wir müssen die Präsenz der Partei und des Staates in den Dörfern zerstören«, sagte er mit Blick auf die Frelimo. Die jetzigen Machthaber solle man »eliminieren«. So martialisch Fernandes sprach, so gepflegt trat er auf. Ein Foto zeigt ihn mit geföhntem Haar und rotem Einstecktuch – eher Diplomat als Guerillero.

»Evo war ein Frauenheld mit einem provokanten Lächeln«, sagt André Thomashausen, 74, deutscher Anwalt in Südafrika und Wegbegleiter von Fernandes. Die beiden lernten sich 1981 auf einer Konferenz in Kiel näher kennen, wie sich Thomashausen erinnert. Laut ihm war der Veranstalter der CDU-nahe Politologe Werner Kaltefleiter.

Ziel des Treffens sei es laut Thomashausen gewesen, »ein ordentliches Programm« für die Renamo zu formulieren. Der Anwalt war in Portugal aufgewachsen, hatte über die portugiesische Verfassung promoviert und galt damit als qualifiziert. Ein BND-Mann, den er aus Lissabon kannte, habe ihn zu dem Treffen eingeladen, so Thomashausen. »Ich sollte mich um Evo kümmern.« Auch den Besuch von Fernandes dürfte seiner Ansicht nach der Dienst eingefädelt haben. Auf Anfrage teilt der BND mit, dieser Vorgang sei nicht aktenkundig.

Sicher ist, dass sich die Renamo-Spitze im Sommer 1981 in einem Manifest zu freier Wirtschaft und freien Wahlen bekannte. Laut dem Historiker David Robinson, der den Bürgerkrieg in Mosambik erforscht hat, blieben das aber Lippenbekenntnisse, um westliche Unterstützung zu gewinnen.

Zu diesem Zeitpunkt war Fernandes bereits BND-Quelle. Rekrutiert wurde er laut den Akten im Herbst 1980. Sein Ansprechpartner war anfangs ein BND-Mitarbeiter, der in Lissabon als »Wolfgang« firmierte. Intern stufte der Dienst ihn zeitweise als »im Allgemeinen zuverlässig« ein.

Im November 1983 kam Fernandes wieder nach Kiel – und brachte diesmal die Renamo-Führung inklusive des Vorsitzenden Afonso Dhlakama mit. »Arrangeur der Tagung auf Seiten der RNM (Renamo) ist E. Fernandes«, heißt es in den BND-Akten. Ein Teil der Renamo-Reisegruppe besuchte anschließend Bonn und München, traf Politiker der CSU sowie den bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß, wie der SPIEGEL damals aufdeckte.

Ein Vertreter der US-Regierung beschwerte sich, dass Strauß und der angeblich von ihm beeinflusste BND eine eigene Agenda für Mosambik verfolgten. Die Administration in Washington hatte erst wenige Monate zuvor wieder diplomatische Beziehungen zu Mosambik

Politiker Chissano, Kohl in Mosambik 1987:

Manche BNDler machten ihre eigene Außenpolitik



BPA / ullstein bild

aufgenommen. Mit der Unterstützung der sozialistischen Regierung in Maputo versuchten die USA, diese von der Sowjetunion zu lösen.

Offiziell folgte die Bundesregierung unter Kanzler Helmut Kohl (CDU) dieser außenpolitischen Linie. Doch hinter den Kulissen machten manche BNDler offenbar ihre eigene Außenpolitik – gegen Kanzleramt und Außenministerium. Dabei setzten sie auch auf zwielichtige Figuren wie Fernandes. »Der Dienst hat auch noch in den Achtzigerjahren vereinzelt mit Leuten zusammengearbeitet, die wir heute nicht unbedingt ›lupenreine Demokraten‹ nennen würden«, sagt Rüdiger Bergien, Experte für die Geschichte der Nachrichtendienste.

1986 verschleppten Renamo-Kämpfer die Familie eines westdeutschen Entwicklungshelfers. Hier zahlten sich die BND-Kontakte zu »Forum« aus. Der Informant vermittelte einen Deal mit der Guerillaspitze. In den Akten heißt es: »Fernandes wirkte maßgeblich bei der Freilassung mit.«

Damals operierte die Renamo in fast allen Provinzen Mosambiks. Die Regierungstruppen wagten sich kaum aus ihren Stützpunkten, obwohl die Ostblockstaaten sie mit Panzern und Flugzeugen ausgerüstet hatten. Im Sommer 1987 massakrierten Kämpfer im Dorf Homoine mehr als 400 Zivilisten – die Renamo stritt die Verantwortung ab.

Zwar verübten auch Regierungstruppen Gräueltaten, doch die westliche Presse sah die Renamo als Hauptschuldige. Experten schätzen heute, dass etwa 100.000 Zivilisten durch Waffengewalt getötet wurden. Eine weitere Million starb an Unterernährung und mangelnder medizinischer Versorgung infolge der Kampfhandlungen.

1987 besuchte Bundeskanzler Helmut Kohl die Hauptstadt Maputo und verurteilte den »fortgesetzten Terror« – offenbar mit Blick auf die Renamo. US-Präsident Ronald Reagan empfing seinen mosambikanischen Amtskollegen, Staatspräsident Joaquim Alberto Chissano von der Frelimo.

Renamo-Mann Fernandes bemerkte den Stimmungsumschwung offenbar und setzte sich für Verhandlungen ein. Im Frühjahr 1988 arbeitete der »vormalige ›Falke‹« ein »neues Friedenskonzept« aus, wie es in einer BND-Akte heißt. Er reiste nach Deutschland, um einen Besuch des Renamo-»Präsidenten« Dhlakama vorzubereiten. Ziel war es laut Akten, eine »friedliche Lösung im MOS-Konflikt zu erreichen«.

Doch bevor Dhlakama aufbrach, verschwand Fernandes am Abend des 17. April 1988. Der BND war früh im Bilde. Eine Quelle informierte den Dienst, dass Fernandes an jenem Abend Frelimo-nahe Agenten in Lissabon zum Abendessen getroffen hatte und dann in ein weißes Auto gestiegen war. Die Leiche fand man vier Tage später.

In der BND-Zentrale begann die Suche nach den Hintermännern. Man hörte sich



V-Mann Fernandes um 1980: »Im Allgemeinen zuverlässig«

unter Informanten um, wertete Berichte von Partnerdiensten aus. In einem Schreiben einige Wochen nach dem Mord notierte ein Agent erleichtert: »Bisher besteht kein Grund anzunehmen, dass F. wegen seiner Kontakte zum BND ermordet wurde.«

Die Analysten in Pullach kamen am Ende zu dem Schluss, der »Mord an F.« sei vermutlich als »aktive, ›nasse‹ Maßnahme« des mosambikanischen Geheimdienstes einzustufen. Diese Theorie gilt heute auch in der Forschung als plausibelste. Dafür sprach auch, dass Fernandes mit Mitgliedern dieses Dienstes zu Abend gegessen hatte.

Die BND-Leute sahen den Mord als Teil einer »Destabilisierungskampagne« gegen die Renamo mit dem Ziel, politische Führer im Exil auszuschalten. Für den Dienst war diese Theorie unbequem. Sollte der Informant unter Folter seine Tätigkeiten für den BND verraten haben, könnte die Frelimo-Regierung die Information zu einem »günstigen Zeitpunkt propagandistisch« verwenden, so die Befürchtung. Offensichtlich war man sich in Pullach bewusst, dass die Verbindung zur Guerilla Angriffsfläche bot.

»Der Bundesnachrichtendienst hat vereinzelt mit Leuten zusammengearbeitet, die wir heute nicht unbedingt ›lupenreine Demokraten‹ nennen würden.«

Rüdiger Bergien, Geheimdienstexperte

Der BND stand ohnehin schon unter öffentlichem Druck. Deutsche Medien berichteten über angebliche BND-Hilfen für die Renamo. Ein Überläufer hatte erzählt, der Dienst habe den Rebellen neben Geld auch Flugabwehrraketen zukommen lassen.

BND-Chef Hans-Georg Wieck schickte mehrere geheime Rechtfertigungsschreiben ans Kanzleramt, dem der Dienst unterstellt ist. Die Vorwürfe aus der Presse wertete der BND als »gezielte Desinformationsmaßnahmen« des mosambikanischen Geheimdienstes.

Die Verbindung zu Fernandes legte Wieck gegenüber dem Kanzleramt offen, er habe indes nur Geld für die Informationsbeschaffung bekommen. Abschließend ließ Wieck mitteilen: »Tatsache ist, dass der Bundesnachrichtendienst zu keiner Zeit finanzielle oder materielle Unterstützung für die Renamo in Form von militärisch verwertbarer Ausrüstung oder Waffen geleistet hat.«

Zum Glück für die BND-Führung entspannte sich die Lage in Mosambik. 1991 endete der Kalte Krieg, wodurch die Frelimo die Unterstützung aus dem Ostblock verlor. Gleichzeitig löste sich das Apartheid-Regime in Südafrika auf, die Renamo mussten ohne auswärtige Hilfe zurechtkommen. Die Gegner intensivierten ihre Friedensgespräche, die 1992 in einem Abkommen mündeten – heute regiert die Frelimo noch immer, die Renamo ist eine Oppositionspartei.

Auch der Anwalt und Fernandes-Vertraute Thomashausen engagierte sich für den Frieden. Er sagt, er habe ein schlechtes Gewissen bekommen, als immer mehr Renamo-Gräueltaten bekannt wurden.

Martin Pfaffensteller



Ivan Markovic / Stocksy United

Soll ich den Seitensprung beichten? – »Bloß nicht!«

Beziehungen Wer fremdgeht, den plagt häufig das schlechte Gewissen. Der Psychiater Christian Peter Dogs hat Tipps für einen guten Umgang mit dem Ausrutscher.

SPIEGEL: Herr Dogs, was sagt es über die Beziehung eines Paares aus, wenn einer fremdgeht?

Dogs: Fremdgehen ist kein Indiz dafür, dass die Beziehung schlecht ist. Ich begegne dem Thema täglich, aber ich erlebe oft, dass die Beziehungen sehr gut sind. Fremdgehen passiert trotzdem: aus Neugierde, unter Alkoholeinfluss, weil sich eine Gelegenheit ergibt. Dann werde ich gefragt: Soll ich es meiner Frau oder meinem Mann sagen?

SPIEGEL: Und was antworten Sie?

Dogs: Bloß nicht! Die Gewissensbisse vergehen relativ schnell. Wenn ein Seitensprung keine emotionale Bedeutung hat, sollte man ihn verschweigen. Anders ist es bei einer längeren Affäre. Ich arbeite gerade mit mehreren Paaren, die ein Tal der Zerrissenheit durchmachen: Der Mann kann sich nicht zwischen zwei Frauen entscheiden. Auf der einen Seite ist die Familie mit Kindern, viel Sicherheit und den Gewohnheiten, auf der anderen Seite sind der emotionale Kick und die Leidenschaft mit der anderen Person. In solchen Fällen macht es Sinn, sich einen Therapeuten zu holen.

SPIEGEL: Das klingt wie eine Lizenz zum Fremdgehen: Man kann es ruhig verschweigen, wenn es einem selbst nichts bedeutet

hat? Das würde ja heißen: Man kann lieben und fremdgehen, das eine schließt das andere nicht aus.

Dogs: Natürlich schließt sich das nicht aus. Aber es ist unwahrscheinlicher. Fremdgehen entsteht häufig aus dem Moment heraus. Häufig unter Einfluss von Alkohol oder Drogen, weil damit die Hemmschwelle sinkt. Der hohe moralische Wert, den Sexualität früher einmal hatte, hat sich verändert. Durch die digitalen Medien ist Sex viel verfügbarer und damit für viele Menschen banaler geworden. Es ist keine »heilige Handlung« mehr.

SPIEGEL: Wie gehen Sie vor, wenn Sie vor einem Paar sitzen, bei dem der Seitensprung nicht unbedeutend war?



Susi Donner

Dogs, Jahrgang 1953, ist Psychiater und Podcastmoderator.

Dogs: Ich bringe die Menschen dazu, sich ganz unmittelbar in ihren Konflikt hineinzu-begeben. Das kann bedeuten, dass das alleinige Reden nicht reicht. Wenn zwei Menschen überhaupt nicht mehr miteinander klarkommen, weil einer fremdgegangen ist, dann bitte ich die Betroffenen manchmal auch, sich räumlich zu trennen. Einer soll von zu Hause ausziehen, beide sollen eine Weile allein leben. Beziehungspause. Ein nächster Schritt könnte sein, dass die Person, die fremdgegangen ist, eine Weile mit der oder dem Geliebten zusammenlebt. Anschließend wird die ursprüngliche Beziehung wiederbelebt, das alte Paar ist wieder beisammen. Danach kommt die Antwort, ob diese Beziehung weitergehen soll, bei beiden meist aus dem Bauch heraus.

SPIEGEL: Sind es eher Männer oder Frauen, die fremdgehen?

Dogs: Wir wissen, dass Männer bei dem Thema ihre Angaben tendenziell nach oben korrigieren und übertreiben. Frauen neigen dazu, weniger Sexualkontakte anzugeben, als sie in Wirklichkeit hatten. Das alte Narrativ gilt noch immer: Der Mann ist ein toller Hecht, wenn er fremdgeht, die Frau eine Schlampe. In die Therapie kommen mehr Frauen – auch weil Männer Konflikten eher ausweichen. Oft bringen Frauen ihre Männer mit, was schwierig sein kann, weil Männer mich dann als Konkurrenten sehen. Dann ist es besser, wenn eine Kollegin übernimmt.

SPIEGEL: Ahnen Sie aufgrund Ihrer langjährigen Erfahrung schon, wie Fälle ausgehen?

Dogs: Nein, ich werde immer wieder überrascht. Ich habe zwar ein gutes Gespür, und viele sagen mir hinterher: »Das haben Sie mir ja alles so vorausgesagt!« Aber das liegt daran, dass Affären immer nach dem gleichen Schema ablaufen: Man beginnt die Affäre, dann verliebt man sich leidenschaftlich und legt alle Gefühle hinein, denn die letzten Jahre hat man nur funktioniert. Man wird dann von seinen Gefühlen regelrecht überflutet, und das emotionale Gehirn lähmt das rationale Gehirn: Wir können nicht mehr denken, weil wir so leidenschaftlich fühlen. Später, nach der heißen Phase, übernimmt das Frontalhirn und ordnet die Dinge, man wägt ab. Daraufhin folgt das Tal der Zerrissenheit, man denkt: »Ich habe mich wieder gefangen«, und distanziert sich von der oder dem Geliebten. Aber genau dann geht das Dilemma erst richtig los. Die Fragen, die dann aufkommen, brauchen Zeit – und sie brauchen leider auch Partnerinnen und Partner, die diese Zeit gewähren.

SPIEGEL: Warum gehen Menschen fremd?

Dogs: Wir alle brauchen Anerkennung – Männer wie Frauen. Hinter Seitensprüngen steckt nicht nur das Bedürfnis nach Bestätigung, sondern oft eine Sehnsucht nach Zärtlichkeit. Der größte Feind der Liebe ist Routine. Wenn Beziehungen einschlafen, merken Paare das oft gar nicht. Darum kann ein Seitensprung auch eine Chance sein: Auf einmal werden alle wach und flattern aufgeregt mit den Flü-

geln. Spätestens wenn Kinder kommen, geht es ja erst einmal nur noch um Organisation, Alltag und Elterntaxi. Es entsteht eine Familienidentität, aber es gibt keine Paaridentität mehr, ich nenne das »harmonische Soße«. Ich frage Paare häufig: »Was haben Sie in den letzten Jahren bewusst für Ihre Beziehung getan?« Meist kommt da nichts.

SPIEGEL: Was kann ein Paar tun, um nicht harmonische Soße zu werden?

Dogs: Ich empfehle, sich einmal im Jahr mit einem Therapeuten zusammenzusetzen – nicht erst in der Krise. Dort kann man sich fragen: Wo stehen wir, und was wollen wir? Was empfinden wir noch füreinander? In der Therapie schauen wir nach Gemeinsamkeiten, die noch da sind.

SPIEGEL: Was können langjährige Paare für die sexuelle Anziehung tun?

Dogs: Interessanterweise löst sich Sexualität genauso auf, wie sie kommt: Erst küsst und streichelt man sich, macht Petting und irgendwann hat man Sex. In dieser Reihenfolge hört es wieder auf: Zuerst fällt das Küssen weg, dann das Streicheln, irgendwann schläft man nur noch miteinander – und irgendwann hört auch das auf. Ich sage oft zu Paaren: Das Problem ist nicht, dass Sie seit zehn Jahren keinen Sex miteinander haben, sondern dass Sie nicht darüber reden. Und dann übe ich

mit ihnen, Sex zu verbalisieren. Mit den Anfängerinnen und Anfängern geht es darum, Begriffe wie Penis oder Vagina überhaupt erst einmal in den Mund zu nehmen. Fortgeschrittene üben, sich abends im Bett erotische Geschichten zu erzählen, Sextoys dazuzunehmen, erotische Filme zu gucken – aber nicht die blöden Pornos. Und natürlich immer weiter miteinander zu sprechen.

SPIEGEL: Einige meiner Freundinnen würden jetzt sagen: Aber er spricht nicht.

Dogs: Und dann frage ich: Warum lässt eine Frau sich das bieten? Wenn eine Frau zu mir sagt: »Mein Mann geht immer aus dem Raum, wenn ich mit ihm reden will«, sage ich: »Was muss er noch tun, um Ihnen zu zeigen, dass er Sie nicht wertschätzt?« Wenn Frauen sich beklagen, wie schlecht sie behandelt werden, höre ich auch den Satz: »Ich lasse mich schlecht behandeln.« Wo ist die Selbstachtung? Oft haben wir es in einer Partnerschaft mit einem schleichenden Verlust der Selbstachtung zu tun, wir lassen uns nach 20 Jahren Dinge gefallen, die wir uns zu Beginn der Beziehung niemals hätten gefallen lassen. Eine Frau sagte mal zu mir: »Mein Mann pupst immer in seinen Wohnbeutel beim Abendessen – was soll ich tun?« Ich habe gesagt: »Wenn Sie sich das bieten lassen, dann werden Sie auch so behandelt.«

SPIEGEL: Was bitte ist ein Wohnbeutel?

Dogs: Das Schlimmste für die Beziehung ist, nach Hause zu kommen mit dem Satz: »Boah, bin ich kaputt!« Die Liste abzufragen, was alles erledigt ist. Und dann: seinen gemütlichen Wohnbeutel anzuziehen, also sich so unattraktiv wie möglich zu machen. Einer meiner Klienten hatte ein Jahr lang dieselbe Jeans an – das musste ich ansprechen, weil seine Partnerin es nicht geschafft hat. Meine kürzeste Therapie war bei einem Mann, der mich gefragt hat, was er für die Beziehung tun könne. Meine Antwort lautete: »Duschen!« Viele Männer müssen sich nicht wundern, dass keine Erotik mehr da ist. Oder die Frau fremdgeht.

SPIEGEL: Was sind typische Anzeichen dafür, dass der oder die andere fremdgeht?

Dogs: Wenn der Partner plötzlich lebendig wird, keinen Wohnbeutel mehr trägt und wieder anfängt, sich zu waschen. Aber der andere sieht es oft nicht – oder will es nicht sehen. Ich habe einen Klienten, der drei Frauen neben seiner Frau hat. Die Geliebten sind sogar zu seinen Feiern eingeladen, und seine Frau geht einfach darüber hinweg.

SPIEGEL: Wie erklären Sie sich das?

Dogs: Man will die Beziehung nach 20, 30 Jahren nicht zerstören – und sieht darüber hinweg. Außerdem haben manche Menschen Angst, sich zu trennen, weil sie Angst vor dem Alleinsein haben. Meiner Meinung

11 FREUNDESHOP × SCORE DRAW official retro



60€



60€



60€

OFFIZIELLE
DFB-KOLLEKTION
MIT TRIKOT-
DESIGNS DER 70ER
& 80ER



60€



60€



DEUTSCHER FUSSBALL BUND IM NEUEN RETRO-LOOK

Kick it like Beckenbauer! Score Draw, der führende Anbieter von Retrotrikots, hat legendäre Jerseys der deutschen Nationalmannschaft aus den 1970er- und 1980er-Jahren neu aufgelegt. Sorgfältig recherchiert und so gestaltet, dass sie die Originale mit allen Details wiedergeben. Die Spielkleidung der Vergangenheit wird so zum Fan-Outfit der Gegenwart.

shop.11freunde.de/scoredraw



AfD-Politiker Hohn

SPIEGEL TV

MONTAG, 1. 12., 23.25 – 0.00 UHR, RTL

»Generation Deutschland«: Die neue AfD-Jugend

Es ist der Versuch, den eigenen extremistischen Nachwuchs zu bändigen: Aus der früheren »Jungen Alternative« der AfD soll jetzt die »Generation Deutschland« werden. Dass die neue Organisation tatsächlich gemäßigt sein wird, lässt sich anhand des neuen alten Personals bezweifeln. An der Spitze soll Jean-Pascal Hohn stehen, der in der Vergangenheit immer wieder Verbindungen zum organisierten Rechtsextremismus hatte.

SPEED COPS

MONTAG, 1. 12., 20.15 – 21.15 UHR, DMAX

»Die Anderen waren zu langsam«

In Wiesbaden landet die Kontrollgruppe »Argus« einen Volltreffer: Sie macht einen AMG aus, der zur Fahndung ausgeschrieben ist. Das Kontrollteam »Tuning, Posing und Eventszene« hat es in Schwäbisch Gmünd mit einem Audi zu tun, der nur von Spax-Schrauben zusammengehalten wird. In Berlin verfolgt die Verkehrspolizei eine Mercedes-C-Klasse, die nicht nur zu schnell ist, sondern auch noch rechts überholt.



Polizisten der Kontrollgruppe »Argus«

HARTES DEUTSCHLAND

MONTAG, 1. 12., 20.15 – 22.20 UHR, RTLZWEI

Bremen 3, Folge 73

Der Bremer Hauptbahnhof ist geprägt von Obdachlosigkeit, Drogenkriminalität und sozialer Not. Und seitdem Crack die Szene erreicht hat, verschärft sich die Lage zusehends. Die Stadtregierung schlägt Alarm und reagiert mit harten Maßnahmen. Die 23-jährige Lara ist crackabhängig und lebt seit fast fünf Jahren auf der Straße. Ihr neuer Freund Knut, der selbst keine Drogen nimmt, möchte ihr aus der Sucht und der Obdachlosigkeit helfen. Doch Lara bleibt den Drogen treu.

SPIEGEL TV REPORTAGE

MITTWOCH, 3. 12., 22.20 – 23.20 UHR, KABEL EINS

Wrestling-Wahnsinn. Warum Frauen in den Ring steigen

Wrestling ist eine spektakuläre Show, die immer mehr Zuschauer in ihren Bann zieht. Auch Frauen stehen bei dem Kampfspektakel im Ring. Die SPIEGEL-TV-Reportage taucht ein in die schillernde und gnadenlose Welt des Wrestlings und begleitet zwei Wrestlingstars – hautnah auf der Bühne und hinter den Kulissen.



Wrestlerin Laura Fischer beim Training

nach kann jemand nur eine Beziehung führen, wenn er auch allein sein kann.

SPIEGEL: Ein Grund kann aber auch die finanzielle Abhängigkeit sein, gerade bei Frauen, die sich mehr um die Kinder kümmern.

Dogs: Das stimmt, in solchen Fällen vereinbare ich mit den Paaren, eine friedliche Koexistenz zu führen. Wer aus finanziellen Gründen zusammenbleiben muss, kann sich entweder das Leben zur Hölle machen oder sagen: »Wir bleiben zusammen wohnen und schauen, dass wir die Kinder friedlich zusammen großziehen.« Das Schlimmste ist, vor den Kindern ständig zu streiten und immer in Spannung zu leben.

SPIEGEL: Entstehen Affären und Seitensprünge häufiger im privaten Umfeld oder online?

Dogs: Das hat sich stark verändert, zu mir kommen Manager von weit her, die nach dem Meeting auf ihrer App gucken, mit wem sie in der Region heute, morgen und mit wem sie übermorgen schlafen können. Das war früher unmöglich, und es macht uns auf Dauer beziehungsunfähig. Diese Männer leiden unter Alexithymie, also der Unfähigkeit, zu fühlen und Gefühle zu formulieren.

SPIEGEL: Haben Sie Hoffnung, dass die jüngeren Generationen besser miteinander kommunizieren?

Dogs: Nein, sie kontaktieren zwar mehr im Internet und sehen mehr Pornos, aber sie trauen sich deswegen noch lange nicht, darüber zu sprechen. Wir lügen die Menschen am meisten an, die wir am meisten mögen, weil wir sie nicht verletzen wollen. Einmal kam ein über 70-jähriges Paar zu mir, das sich scheiden lassen wollte. Ich habe zunächst die Frau nach der Ursache gefragt, sie sagte: »Seitdem wir verheiratet sind, schlafen wir Arm in Arm ein. Ich muss mich immer an meinen Mann kuscheln, aber das ist ungemütlich, er schnarcht – ich halte das nicht mehr aus!« Dann hole ich den Mann rein, und er sagt: »Seitdem wir verheiratet sind, schlafen wir Arm in Arm ein. Ich halte das nicht mehr aus!« Er hatte genau das gleiche Problem wie sie, aber beide waren nach 50 Jahren Ehe nicht in der Lage, sich das zu sagen – um sich nicht zu kränken. Sie hätten sich scheiden lassen, dabei reichten getrennte Schlafzimmer.

SPIEGEL: Was liegt dem Menschen mehr: Treue oder Untreue?

Dogs: Treue ist eine Sehnsucht, genau wie Ehrlichkeit oder Sicherheit. Aber die Realität sieht anders aus. Ich rate meinen Paaren zu realistischen Erwartungen innerhalb der Beziehung. Treue ist eher ein Bonus.

Interview: Heike Kleen

S

DER SPIEGEL

LOVELETTER



Dieser Beitrag ist aus dem SPIEGEL-Extra »Mehr Glück in Liebe und Partnerschaft« – immer sonntags
spiegel.de/extra

Liebespaar Wulff,
Lambrecht auf Sylt



W. Barth / BrauerPhotos

Neues Leben

Prominente Im August ließen sich Ex-Bundespräsident Christian Wulff und seine Frau Bettina wieder einmal scheiden. Nun hat die ehemalige First Lady einen neuen Mann und einen neuen Job.

Nein, es ist nicht Kevin Costner. Ganz sicher nicht. Auch wenn »Das Neue Blatt« die neue Liebe der Bettina Wulff als »Bodyguard Frank F.« vorstellte. F wie Farmer, Frank Farmer, der von Costner gespielte Bodyguard im gleichnamigen Film mit Whitney Houston. Im richtigen Leben heißt die neue Liebe der ehemaligen Präsidentengattin Mark Lambrecht, wohnt auf Sylt und hat auch sonst, glaubt man seinen Erzählungen, schon einiges hinter sich. Nicht beim Secret Service, sondern als Angestellter eines amerikanischen Sicherheitsunternehmens im Irak und an der Seite von Topmodel-Macherin Heidi Klum.

Er habe »viel geschossen« in seinem Leben und »viel geprügelt«, gestand Lambrecht im »BeachHouse Talk« des Sylter Lokalfernsehens, »weil es sein musste« und manchmal auch »abends in der Kneipe«. Ob Bettina Wulff dieses Video gesehen hat, bevor Lambrecht und sie im Juli auf der Nordseeinsel »kuschelten und küssten«, so die »Bild«, steht dahin. Für das Blatt jedenfalls ist klar: »Diese beiden tun sich ganz offensichtlich gut! Und das darf jeder sehen.« Sogar von Hochzeit werde auf der Insel bereits gemunkelt.

Im Heiraten hat Lambrechts Whitney eine gewisse Routine, auch wenn ihr »I Will Al-

ways Love You« meist dem ehemaligen Bundespräsidenten Christian Wulff galt. Dreimal gab sie ihm in 19 Jahren das Jawort. Eine unstete Tour d'amour, die half, den Begriff »Liebescomeback« im Wortschatz deutscher Boulevardblätter zu etablieren. In einem an glamourösen Gestalten eher armen Land sorgten die Wulffs verlässlich für Gesprächsstoff, zumal auch romantisch veranlagte Gemüter auf ihre Kosten kamen.

Schließlich hatte Bettina den CDU-Politiker in ihrem Buch »Jenseits des Protokolls« nicht gerade liebevoll beschrieben: »Was findet eine Frau an diesem Mann? Irgendwie fehlten da ein paar Ecken und Kanten, etwas Besonderes und Eigenes. ... Wie kann sich eine junge Frau in einen Mann wie Christian Wulff verlieben?« Dass sie trotzdem immer wieder zu ihm zurückfand, ließ selbst prosaische Gemüter und Tinder-Kinder an Seelenverwandtschaft glauben, an Schicksal, Bestimmung und ewige Liebe.

In ihrem zweiten Buch »Anders als gedacht. Wie ich lerne, was wirklich zählt«, präsentierte sie sich als eine Frau, die endlich ihrem inneren Kompass folgt: »Ich lerne Zentimeter für Zentimeter, mein äußeres Tun und Verhalten mit meiner Seelenlage übereinzubekommen. Das erfordert echte

Übung und ist häufig ziemlich anstrengend. Doch letztlich kommt meine Seele so langsam in eine Ausgeglichenheit, die ich früher nie für möglich gehalten hätte – Tendenz steigend.« Am Ende der Lernkurve wartete – wieder einmal – Christian Wulff. 2023 heirateten die beiden zum bislang letzten Mal. Seit August sind sie wieder geschieden.

Die Seele der Bundespräsidentengattin a. D. war offenbar die Tippielschritte leid und mit Siebenmeilenstiefeln Richtung Sylt marschiert. Wie damals, als sie 16 war und sich in Tom, den Rettungsschwimmer, verliebte: »Groß, blond, blaue Augen und natürlich wartete er ... nicht mit dem schlechtesten aller Bodys auf. Ich war ziemlich schnell schwerstverliebt« (»Jenseits des Protokolls«). Vielleicht ist ja die Insel ihr Schicksal und ihre eigentliche Bestimmung. Ob mit Bodyguard oder Rettungsschwimmer-Body ist dabei vermutlich egal. »Ich habe bei Männern kein festes Beuteschema«, wie Bettina Wulff ihren Lesern schon 2012 gestand.

Und so hat sie Sylt mit ihrem Mark »um eine Liebe reicher« gemacht, wie Klatschreporter schwärmten. Für die Insel ist dies allemal besser als Snobs im Pony Club, die Nazilieder grölen. Dass Bettina Wulff nun auch noch beim Nobelmakler Sotheby's die Werbetrommel rührt, macht die Beziehung von Frau und Insel nur schöner.

Ein Video indes, auf dem sie in einem cremefarben-beigen Outfit durch ein cremefarben-beige eingerichtetes Haus führt, hat das Unternehmen von seinem Instagram-Account wieder gelöscht. Angeblich weil einige Medien nicht verstanden hätten, dass Bettina Wulff nur für Marketing und PR zuständig sei, in Wahrheit nichts verkaufe, wie Sotheby's der »Süddeutschen Zeitung« mitteilte.

Das ist schade. War der Instagram-Post doch auch eine Art Videobeweis dafür, dass Sylt womöglich cremefarben-beige, aber alles andere als braun ist. Und überhaupt: Ist es nicht gut, der Welt zu zeigen, dass es weitaus besser ist, wenn eine ehemalige Ex-Präsidenten-Gattin in Immobilien macht, als wenn ein Immobilien-Unternehmer Präsident wird? Schließlich läuft es allem Anschein nach rund, für Sylt und Sotheby's, für Bettina Wulff und für Mark Lambrecht, den Nachfolge-Body des Rettungsschwimmers.

Doch auch für eine Inselliebe gibt es keine Garantie, wie Lambrecht einst im Sylter »BeachHouse Talk« dunkel ahnte, nach all seinen Erzählungen über Anschläge in Bagdad, tote Kameraden und in Trauer durchzechte Nächte: »Ich glaube, dass kaum eine feste Beziehung meinen Beruf aushält.« Es wäre gut für Deutschland, wenn es diesmal anders wäre. Sonst hätten wir nur noch Bundestagspräsidentin Julia Klöckner und ihren Quizmaster Jörg Pilawa.

Gunther Latsch

Die Marke »Constantin Schreiber«

Karrieren Im Sommer wechselte der »Tagesschau«-Sprecher als Reporter zu Axel Springer. Weil er mehr sein wolle als das Nachrichtengesicht. Aber was ist er jetzt?

Oktober 2025, ein später Freitagabend im Bordbistro des ICE auf der Strecke von Köln nach Hamburg. Constantin Schreiber sitzt an einem Zweiertisch, Pfefferminztee vor sich, Schultern leicht nach vorn geklappt wie jemand, der für heute genug geredet hat.

Er will nach Hause auf die Couch, eine alte Agatha-Christie-Verfilmung schauen.

Kurz hinter Bremen bringt der Mitarbeiter des Bordbistros einen zweiten Tee. »Geht auf mich«, sagt er, weil es etwas länger gedauert habe. Er bleibt stehen, zögert, dann: »Entschuldigung, sind Sie der Herr Schreiber?« Er blickt Schreiber erwartungsvoll an. Schreiber richtet sich minimal auf.

»Äh, ja«, sagt er.

»Nein, wirklich?«, die Augen des Bahn-Mitarbeiters werden größer. »Ich mag Ihre Arbeit, ich folge Ihnen bei Instagram.«

»Oh, danke«, sagt Schreiber. »Beeindruckend, dass Sie mich überhaupt erkannt haben. In diesem Aufzug.« Er zupft an seinem cremefarbenen Pullover. Zum Friseur müsse er auch mal wieder, hat er vorher gesagt. Wenig erinnert an 20 Uhr im Ersten.

»Schade, dass Sie nicht mehr bei der »Tagesschau« sind«, sagt der Mann, meint es wohl so, und zieht sich höflich zurück.

Constantin Schreiber ist eines der bekanntesten Gesichter im Land. Achteinhalb Jahre hat er die »Tagesschau« moderiert, vier Jahre davon die 20-Uhr-Ausgabe. Er hat der Nation Infektionszahlen während der Coronapandemie mitgeteilt, Nachrichten über Russlands Angriffskrieg auf die Ukraine vorgelesen, Meldungen über die Flutkatastrophe im Ahrtal. Im Schnitt sahen rund zehn Millionen Menschen zu. Als Schreiber 2017 beim NDR anfang, habe man ihm gesagt: »Das kannst du jetzt bis zur Rente machen.«

Stattdessen verließ er den Sender in diesem Jahr, kurz vor seinem 46. Geburtstag.

Am 25. Mai 2025 wünschte er Deutschland vor dem Fernseher zum letzten Mal einen »schönen Abend«. Zum Abschied zitierte er ein chinesisches Sprichwort: »Wohin du auch gehst, geh mit deinem Herzen. Ich finde, das ist ein guter Rat.«

Seit September ist Schreiber »Global Reporter« beim Medienkonzern Axel Springer, zuständig für Israel und die USA, eine Art Sonderkorrespondent. Ein Aushängeschild. Er publiziert vor allem in »Welt« und »Bild«. Dort, wo für die meisten ARD-Gemüter die Wildnis herrscht.

Schreibers Jobwechsel ist bemerkenswert. Von größtmöglicher Objektivität im deutschen Medienapparat zu größtmöglicher Schärfe. Aus dem System des öffentlich-rechtlichen Rundfunks hin zu einem Verlag, der für eine gewisse Krawalligkeit steht.

Was will er da?

Spricht man über Constantin Schreiber, hört man oft als Erstes: »Ist das nicht der, der so perfekt aussieht?« Fühlt er sich missverstanden? Hinter dem perfekten Gesicht nicht gesehen?

Hamburg, Juli

Für das erste Treffen schlägt Schreiber eine hippe Cafébar in Hamburg vor, unweit der Alster. Es ist einer dieser Läden, die TikTok-Publikum anziehen: Alles ist beige, nur der Matcha-Latte schimmert grün in durchsichtigen Plastikbechern. Ein Laden, fast so glatt wie Schreibers Auftritte im Fernsehen.

Als er ankommt, trägt er Basecap und Rucksack. Ein Schutz gegen das Erkanntwerden. Obwohl es zu nieseln beginnt, geht er lieber spazieren, ohne Kaffee.

Sein letzter Arbeitstag beim NDR ist knapp anderthalb Monate her. Am Nachmittag fährt er noch einmal in den Sender, um Anzüge aus dem Kostümfundus zu kaufen. In knapp zwei Monaten soll es bei Springer losgehen.

Schreiber sagt: »Ich will nichts Schlechtes über den NDR sagen.«

Er sagt auch: »Ich hatte mich innerlich schon vom NDR verabschiedet, als die Nachricht von Springer kam.« Die Gespräche dort seien überraschend angenehm gewesen. Er sagte zu.

»Ich dachte: mal sehen, was das gibt«, sagt Schreiber. Und klingt wie jemand, der eine Tür hinter sich offen lässt, für alle Fälle.

Wenn er über den Jobwechsel spricht, klingt es auch, als unternähme er seinen letzten Versuch als Journalist in der deutschen Medienlandschaft. Bei der »Tagesschau« war er nur der Sprecher von Nachrichten, die er nicht selbst recherchiert und nicht selbst geschrieben hatte. Er war nur Stimme und Gesicht. Irgendwann sei er nur noch kurz vor der Sendung zum NDR gefahren. Umziehen, Maske, rein ins Studio und tschüss.

»Ich will mehr sein als ein Gesicht«, sagt Schreiber. »Endlich wieder Haltung zeigen. Selbst rausgehen in die Welt.«

Sein Volontariat bei der Deutschen Welle begann er 2004, in einer anderen Zeit für Journalismus, gefühlt in einer anderen Zeitrechnung. Vor der Durchsetzung von Social Media, vor Empörungswellen, vor der Dauerermessung der Haltung.

»Ich will herausfinden, ob man noch Journalist sein kann in der Jetztzeit«, sagt er. Und meint auch, ob einer wie er noch Journalist sein kann in dieser Zeit.

Denn es ist so: Auf der einen Seite war Schreiber für die meisten das allzu perfekte Antlitz der »Tagesschau«.

Auf der anderen fühlte er sich schon mehr als einmal missverstanden für seine Arbeit. Etwa, als er das Buch »Inside Islam« schrieb und den »Moscheereport« drehte und dafür als islamophob verschrien wurde, obwohl er, wie er sagt, nur zeigen wollte, was in deutschen Moscheen gepredigt wird, und aufklären über gefährliche Ausprägungen von Islamismus in Deutschland.

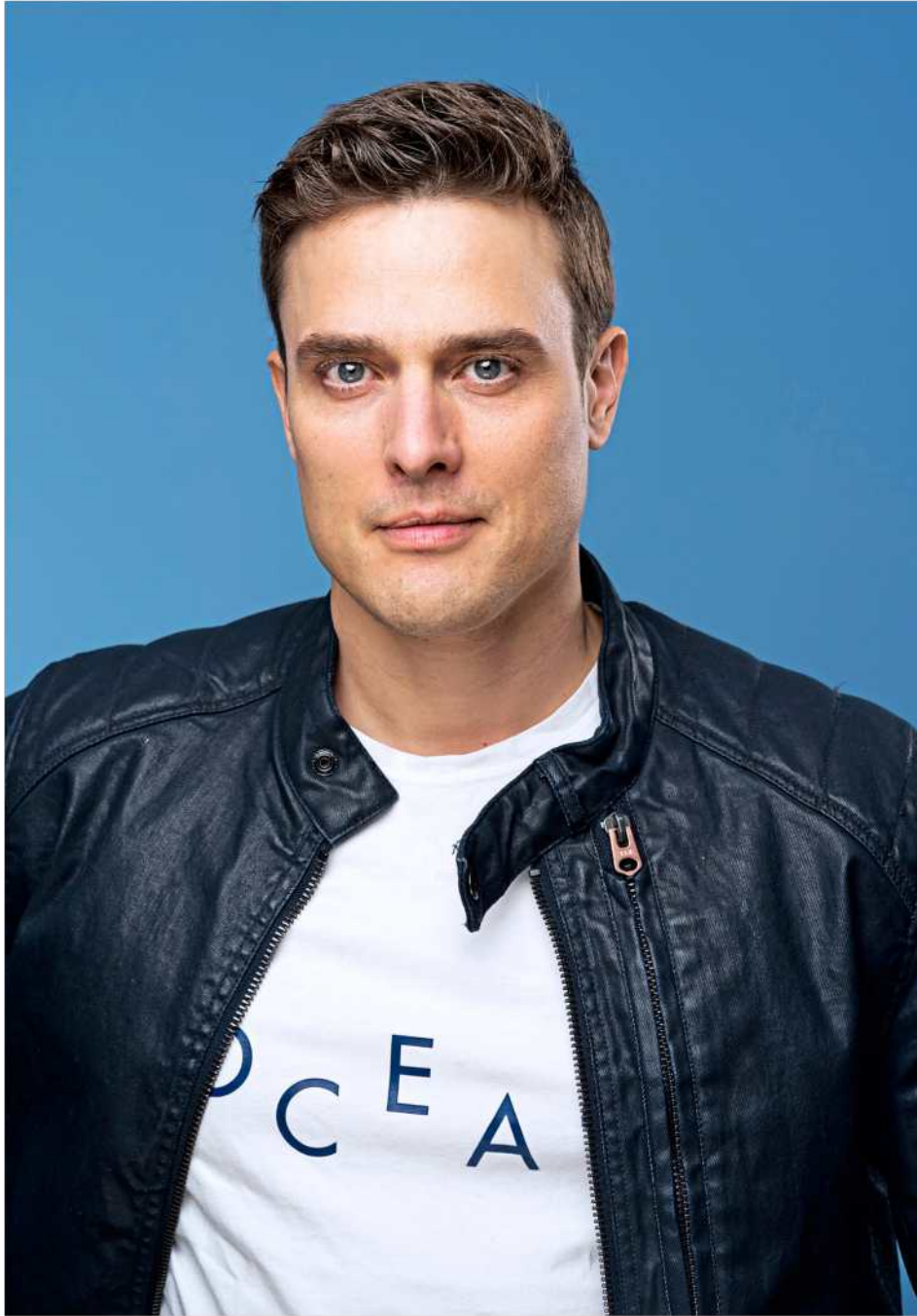
Oder als er einen Roman schrieb über eine muslimische Frau, die Bundeskanzlerin werden wollte. Da hieß es, er schüre Angst vor einem Szenario der Überfremdung. Seine Arbeit strotze vor antimuslimischen und rassistischen Ressentiments. 2023 wurde er deshalb bei einem Auftritt in einer Universität mit einer Torte attackiert.

Schreiber spricht Arabisch, er hat in Syrien, in Ägypten, in Beirut und Dubai gelebt und gearbeitet. Bekannt wurde er durch das Format »Marhaba« (»Hallo«) auf n-tv, eine Art »Sendung mit der Maus« für Geflüchtete, in der er diesen Deutschland nahebrachte, auf Arabisch.

Als seine Kritiker ihn vom Reporter zum Rassisten erklärten, entschied er sich zu schweigen.

Islamophob ist Schreiber nicht. Wohl aber auf Wirkung aus, bei einem Thema, das Behutsamkeit erfordert.

Schreiber wuchs in Wilhelmshaven auf, als Sohn des Oberstadtdirektors. Er studierte Jura und quälte sich nach eigener Darstellung durch das Studium. Er habe jeden Tag gehasst. Er versuchte sich danach bei einer Bank. Seine Eltern lehrten ihn Fleiß und Bescheidenheit, sagt er. Schreiber hält nichts von Frauenquoten und wenig von Genderdebatten. Öffentlich liebäugelt er zuweilen auffällig mit der Erzählung, man könne heute nicht mehr alles sagen.



Reporter Schreiber: »Oh, ist die Ankündigung schon raus?«

Israel, September

Die Sonne schiebt sich hinter den Horizont vor Jaffa, Tel Aviv, als Constantin Schreiber auf einem E-Scooter heranrollt. Er trägt Jeans und T-Shirt und zwei Rucksäcke bei sich. Einen auf dem Rücken, einer baumelt am Lenker. Es ist der neunte Tag von Schreiber im neuen Job.

Er habe den Tag über gedreht, sagt Schreiber bei Zitronenlimo und Mezze. Sein erstes Projekt in Israel: eine 45-minütige Reportage über den Terrorangriff der Hamas vom

7. Oktober 2023 und dessen Folgen. Sie soll zum zweiten Jahrestag im Oktober bei »Welt TV« zu sehen sein. Er macht die Sendung mit einer externen Produktionsfirma.

Schreiber ist in seinem neuen Job offenbar nicht direkt weisungsgebunden. Er bietet an, die Redaktionen drucken ab. Oder zeigen seinen Film. »Ich bin als Global Reporter sehr unabhängig unterwegs«, sagt Schreiber. Eine Freiheit, die er bei den Öffentlich-Rechtlichen nicht hatte.

Begehrlichkeiten des Verlags gibt es trotzdem.

Zum Zeitpunkt, als Schreiber in seiner neuen Rolle und in Israel ankommt, ist die politische Lage unübersichtlich. Wie zuletzt immer eigentlich. Der israelische Ministerpräsident Benjamin Netanyahu hat Männer der Hamas-Führung in Katar angreifen lassen. Es ist nicht klar, ob es einen Gegenschlag geben wird und wie dieser aussehen kann.

»Ich wurde eben gefragt, ob ich ins Studio nach Deutschland schalten kann«, sagt Schreiber. Er soll die Vorgänge einordnen, als »Experte vor Ort«. Wenige Minuten verschwindet er mit einem kleinen Stativ, Handy und Mikrofon vor der Tür des Restaurants.

Ist das jetzt sein Job? »Ehrlich gesagt, keine Ahnung«, sagt er.

Schreiber ist eigentlich kein Israelexperte. Er sei fasziniert von dem Land, sagt er. Die Gleichzeitigkeit der Einflüsse, die historische Spannung auf engstem Raum. Er müsse sich aber noch ins Thema einarbeiten.

Am nächsten Tag schaltet er wieder ins Studio von »Welt TV«. EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen will Gelder für die Unterstützung Israels streichen. Kurz vorher geht Schreiber zu seinem israelischen Kameramann Michael Shubitz, mit dem er für die Doku unterwegs ist, will seine Einschätzung wissen. »Gibt's dazu schon Reaktionen in der israelischen Presse, hast du was gesehen?«, fragt er. »Kann man schon was sagen?«

Eigentlich weiß er nicht, was er sagen soll. Nervös wird er dennoch nicht. Unwohl vor der Kamera fühle er sich nie.

Einmal treffen Schreiber und Shubitz den israelischen Außenminister zum Exklusivinterview. Ein Gespräch, das schwer zu bekommen war. Geholfen hat sicherlich, dass er bei Axel Springer angestellt ist. Der Verlag hat die Treue zu Israel zum Credo gemacht.

Im Konferenzraum des Ministeriums, kurz vor dem Termin, kritzelt Schreiber seine Fragen mit einem Filzstift auf einen Collegeblock.

»Ich werde auf jeden Fall kritisch in das Gespräch gehen«, sagt er. Dann: »Was würdet ihr den Minister noch fragen wollen?«

Im Gespräch wirkt er nicht sattelfest in der israelischen Geschichte. Vielleicht deshalb beginnt er Sätze mit: »Ich frage mal aus Sicht eines durchschnittlichen Beobachters ...« Der Minister versteht seine Frage nicht. Nach dem Gespräch machen die beiden ein Foto für Social Media.

»Ich will, dass meine Arbeit sichtbar ist«, sagt Schreiber.

Und: »Man muss wissen, was man kann.« Er kann Bühne, er kann Präsenz. Wenn an seinem Auftreten etwas nicht akkurat erscheint, entschuldigt er sich dafür. In der Sicherheitskontrolle des Ministeriums etwa für den Staub auf seinem Rucksack. Einmal



Nachrichtensprecher Schreiber: »Schade, dass Sie nicht mehr bei der ›Tagesschau‹ sind«

dafür, dass er sich unterwegs die Hände nicht waschen konnte.

Kameramann Shubitz sagt über Schreiber: »Es ist total angenehm, mit Constantin zu arbeiten. Der bleibt immer entspannt.«

München, Oktober

Knapp einen Monat später sitzt Constantin Schreiber in einer Backstage-Kabine des Münchner Circus Krone. Er sei morgens mit leichten Kopfschmerzen aufgewacht, sagt Schreiber. Das habe er sonst nie. »Heute bin ich ausnahmsweise echt zerschreddert.«

Es ist der sechste Abend in Folge, an dem er auf einer Showbühne steht. Gemeinsam mit dem Juristen Alexander Stevens präsentiert er das True-Crime-Format »Angesagt – schuldig oder nicht?«, ein Liveprogramm. An mehr als 40 Abenden sind Schreiber und Stevens 2025 in Veranstaltungshallen der Republik damit zu sehen. Und wieder fragt man sich: Warum macht er das?

Die Tour war bereits geplant, bevor er zu Springer wechselte. Alexander Stevens vermarktet sich als »Star-Anwalt« für Mord und Totschlag. Neben der Juristerei hat er daraus ein lukratives Geschäft gemacht. Seine Bücher verkaufen sich gut. Kritiker werfen ihm vor, Verbrechen auf Kosten der Opferfamilien auszuschlachten. Schreiber nennt ihn nur den Doktor.

Der Doktor, das sei ja schon auch ein spezieller Typ, sagt Schreiber. »Ich habe mich schon gefragt, ob wir zusammenpassen.«

Nur wenige Minuten später steht Schreiber in blauem Anzug auf der Bühne. Zerschreddert sieht er nicht mehr aus.

Das Programm stammt weitgehend von Stevens, Schreiber hätte manches anders inszeniert, sagt er. Es sei ja doch ein bisschen klamaukig. Aber er macht mit und spielt seine Rolle. Die beiden spielen Klavier auf der Bühne, geben sich wie Duellanten. Immer wieder auch Anspielungen auf die »Tagesschau«. Die Show schließt mit einem Lied von Stevens und schlüpfrigen Witzen. Applaus von den Rängen.

Nach dem Auftritt, auf dem Weg in den Backstage-Raum, fragt er direkt: »Du findest das nicht peinlich? Dann bin ich ja beruhigt.«

Köln, Oktober

Nach dem True-Crime-Auftritt wirkt er gegen halb eins in der Nacht noch hellwach auf dem Weg zum Hotel, am nächsten Morgen um halb acht passiert er die Sicherheitskontrolle des Münchner Flughafens. Wieder hellwach.

Schreiber sagt: »Ich sage jetzt was schrecklich Unsympathisches: Ich war schon um fünf Uhr auf dem Laufband.« Eine alte Fernsehregel: Wenn man müde ist, bloß nicht ausschlafen. Sonst sehe man es.

Er fliegt nach Köln. Er ist eingeladen, sein neues Buch in der WDR-Talkshow »Kölner

Treff« vorzustellen. Ein Reisebericht aus Ägypten, recherchiert während der Coronapandemie.

In den vergangenen zehn Jahren hat Schreiber 14 Bücher herausgebracht. Kriminalromane, einen Reiseführer für Dubai, ein Sachbuch über Glück. Jetzt die Reportage aus Ägypten. Das nächste Buch hat der Verlag gerade angekündigt.

Als er das im Bus auf dem Rollfeld zum Flieger erfährt, wirkt er ehrlich überrascht.

»Oh, ist die Ankündigung schon raus?«

»Ja, 272 Seiten.«

Der Klappentext ist schon veröffentlicht. »Der Staat Israel wird untergehen – davon ist Constantin Schreiber angesichts der sich verschiebenden globalen Machtbereiche überzeugt«, heißt es da. Selbst geschrieben hat er das nicht.

»Mein Verleger wünscht sich das«, sagt Schreiber. »Mal sehen, wann ich das schreiben soll.« Zwingen könnten sie ihn ja nicht. In den Wochen zuvor hatte er gesagt, dass er als Nächstes wieder einen Krimi schreiben wolle.

Im Backstage-Bereich des WDR beim »Kölner Treff« sprechen die Redakteurinnen mit ihm, als wären sie alte Bekannte. Es ist der siebte Termin in Folge, doch Schreiber ist zu allen gleichermaßen nett. Nie stöhnt er, nie poltert er, nie sagt er: »Jetzt nicht!«

Manchmal sagt er: »Ich würde einmal kurz telefonieren müssen.« Oder: »Ich mache mir mal gerade einen Tee, ist das in Ordnung?«, und fragt dann, ob man auch etwas brauche.

An jenem Freitag steht die Freilassung der israelischen Geiseln durch die Hamas kurz bevor. Der Deal steht. Er will deswegen noch am Wochenende nach Tel Aviv fliegen. Bei Springer will die Reise nur offenbar niemand freigeben. »Bild«-Chefreporter Paul Ronzheimer ist schon vor Ort. Kein Bedarf an Schreiber.

Kurz überlegt er, ob er einen seiner für private Zwecke genehmigten Flüge einsetzen soll, um doch hinzureisen. »Das ist doch ein historischer Moment«, sagt er.

Er fliegt nicht. Vielleicht weil er keinen Machtkampf bei seinem neuen Arbeitgeber provozieren will. Vielleicht weil ihm das so auch ganz recht ist. Wenn er gekränkt sein sollte, lässt er sich das nicht anmerken.

Es scheint, als arbeitete er zu schnell, um an seiner Arbeit kranken zu können.

Hamburg, November

»Ich denke viel darüber nach, was mich eigentlich antreibt«, sagt Schreiber. Seit er für diese Geschichte begleitet werde, taste er sein Innerstes nach seiner Motivation ab. Eine finale Antwort hat er nicht gefunden.

Vielleicht, dass er sein Studium so schrecklich fand und trotz größter Anstrengung nur

»Findest du, ich mache genug? Sieht man das? Nimmt man meine Arbeit wahr?«

schwer durchgekommen sei, sagt er. Jeden Morgen sei er um sieben in die Bibliothek gegangen, nur um trotzdem andauernd zu scheitern. Seine Arbeit heute falle ihm leicht. Schreiber sagt: »Ich habe das Gefühl, mein Fleiß zahlt sich aus.«

Auf den Kanälen von Springer hat Schreiber seit seinem Jobstart einen Strauß an Beiträgen veröffentlicht. Einen Kommentar zum Friedensplan für Gaza. Ein Interview mit einem Sprachwissenschaftler zur Frage, ob Gendern nur ein Trend sei. Eines mit einem Klimaforscher.

Einmal schreibt er: »Für meine Arbeit und mich habe ich entschieden, dass meine Perspektive, mein Blick auf das, was im Nahen Osten passiert, auf Islam und Islamismus, überhaupt auf das Weltgeschehen nicht nur in Ordnung, sondern auch wichtig sind.«

Wenn die Kamera aus und kein Licht auf ihn gerichtet ist, wenn er nicht öffentlich schreibt oder spricht, behelligt er Menschen wenig mit seinen Ansichten. Wann immer man Thesen oder Gedanken mit ihm teilt, sagt er: »Ach, findest du?«

Es ist einer der Sätze, die Schreiber am häufigsten sagt. Immer wieder. »Ach, findest du?« Fast so, als wäre er jedes Mal überrascht, wenn jemand überhaupt eine klare Meinung vertritt. »Ich finde ...«, sagt er eigentlich nie.

Seit dem Auftritt im »Kölner Treff« sind wenige Wochen vergangen. Schreiber hat einen Podcast gestartet. Er heißt: »Constantin Schreiber«.

Alle drei Tage erschien zuletzt eine neue Folge. Fast jeden Tag postet er auf Social Media, oft Selfies.

In seinem Onlineshop »Constantin & Friends« verkauft er Weinflaschen, die sein Gesicht tragen.

Eine eigene Late-Night-Show hat er auch. Sie heißt: »Constantin Schreiber presents Late Night«. Das Format testet er auf Bühnen schon länger, seit Ende Oktober wird es bei »Welt TV« ausgestrahlt. Im nächsten Jahr geht auch die True-Crime-Show weiter.

Constantin Schreiber hat geschafft, mehr zu sein als das Gesicht der »Tagesschau«.

Er ist das Gesicht der Marke »Constantin Schreiber«.

In der ersten Folge seines Podcasts spricht er darüber, wie schön es sei, endlich nicht mehr nur die Sätze vorzulesen, die andere für ihn aufgeschrieben hätten.

Am Telefon erzählt Schreiber, dass er seit Kurzem eine Redakteurin bei der »Welt« habe, die ihn bei seiner Arbeit unterstütze. Genug sei das aber noch nicht, die beiden könnten noch eine Assistentin brauchen.

Dann fragt er: »Findest du, ich mache genug? Sieht man das? Nimmt man meine Arbeit wahr?«

Vicky Bargel

S

Die dunkle Seite der Geschichte



Paperback • 272 Seiten • 20,00 € (D) • Auch als E-Book und Hörbuch erhältlich

Unheimliche Fundstücke und ihre düsteren Geheimnisse verbergen sich an vielen Orten in Deutschland. SPIEGEL-Redakteur Guido Kleinhubbert hat sie aufgespürt und erzählt ihre faszinierenden Geschichten: Was hat ein unscheinbares Trinkglas mit einem grausamen Hinrichtungsritual im Spätmittelalter zu tun? Und was verraten uns Katzenmumien aus Mauerwerken? Ein spannendes Lesevergnügen voller True History mit Gruselfaktor und eine Einladung an alle, den Spuren der Vergangenheit zu folgen.



PENGUIN VERLAG

Der Sozialstaat als Sündenbock

Armut Die Debatte über die Zukunft der Grundsicherung zeigt:
Nicht die soziale Marktwirtschaft versagt, sondern der Kapitalismus.

Von Christoph Butterwegge

Kaum eine Institution hat ein derart negatives Image wie der Sozialstaat, auf den die (West-)Deutschen jahrzehntelang stolz waren, wenn sie im Urlaub an der Mittelmeerküste oft zum ersten Mal auf Italiener, Franzosen oder Spanier trafen. Spitzenpolitiker fast aller Parteien und Meinungsmacher der einflussreichsten Presseorgane haben mit ihrer heftigen Schelte inzwischen dafür gesorgt, dass er als ineffizient, zu teuer und missbrauchsanfällig gilt. Längst dominieren Nachrufe auf den in tiefen Krisen, zwei Weltkriegen und historischen Umbruchsituationen wie der Vereinigung von BRD und DDR bewährten Sozialstaat.

Die meisten Sozialstaatskritiker erwecken den Eindruck, als ginge es den Armen heute zu gut und den Reichen zu schlecht. Den Bedürftigen sollen die Transferleistungen gekürzt oder gestrichen, den Wohlhabenden mehr Steuervergünstigungen gewährt oder staatliche Direktsubventionen gezahlt werden. Dabei sind die Armen gar nicht gieriger geworden, sondern die Reichen nur geiziger, zumindest im Hinblick auf die finanzielle Ausstattung der sozialen Sicherungssysteme sind sie weniger großzügig als zur Blütezeit des deutschen Wohlfahrtsstaats während der späten Sechziger- und frühen Siebzigerjahre, die übrigens auch eine ökonomische Prosperitätsphase war.

Im Dezember wird der siebte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung erwartet. Zwischen den üblichen Beschwichtigungen hinsichtlich der wachsenden Ungleichheit zeigt er: Armut ist selbst in einem so wohlhabenden Land wie unserem ein Massenphänomen. Zugleich geht daraus hervor, dass es dem ach so ungeliebten Sozialstaat gelingt, die starke Ungleichheit der Markteinkommen wenigstens etwas zu mindern.

Gäbe es den Sozialstaat nicht, müsste man ihn erfinden. Die Gesellschaft würde ohne ihn für alle sichtbar auseinanderfallen, die Not von gesundheitlich oder psychisch Beeinträchtigten unerträglich wachsen und das »Stadtbild« durch Verelendung von Drogenabhängigen ohne Obdach gezeichnet sein.

Leistungskürzungen werden oft mit dem Argument gerechtfertigt, dass der Sozialstaat nur verteilen könne, was die Wirtschaft zuvor erzeugt habe. Abgesehen davon, dass Letz-

teres ohne einen intakten Wohlfahrtsstaat nur schwer gelingt, gilt: Wenn der Kapitalismus nicht mehr fähig ist, genug Wachstum zu generieren, erscheint der Wohlfahrtsstaat als Sanierungsfall. Obwohl nicht frei von bürokratischen Verkrustungen und problematischen Verästelungen, versagt also gar nicht der Sozialstaat. Vielmehr ist es ein neuer digitaler Finanzmarktkapitalismus, der sich den arbeitenden Menschen und ihrem Wohlergehen immer weniger, umso mehr aber den Investoren und ihren Renditezielen verpflichtet fühlt.

Man verwechselt insofern leicht Ursache und Wirkung: Entgegen der apokalyptischen Vision seiner Kritiker ist nicht der Sozialstaat am Ende, vielmehr der Gegenwartskapitalismus. Dieser vermag offenbar das Wohlstandsniveau vergangener Jahrzehnte für seine Bürger nicht mehr zu gewährleisten – oder vielmehr: ist nicht mehr bereit dazu.

Immer dann, wenn sich der Kapitalismus in einer Krisensituation wie der momentanen befindet, fungiert der Sozialstaat als politischer Blitzableiter. Spitzenpolitiker erklären ihn zum Sanierungsfall und funktionieren ihn zum Sparschwein der Nation um, behandeln ihn als finanziellen Steinbruch, in dem sich für den Bundeshaushalt angeblich zweistellige Milliardensummen »einsparen« lassen. Das erzeugt vor allem in der unteren Mittelschicht grassierende Abstiegsängste – also Sozialneid nach unten.

Auf das Bürgergeld, mit dem SPD und Bündnisgrüne in der Ampelkoalition eigentlich Hartz IV »überwinden« wollten, wurde eine regelrechte Hetzjagd veranstaltet. Selbst der Bundespräsident Steinmeier beteiligte sich am Bürgergeld-Bashing und behauptete auf dem 83. Deutschen Fürsorgetag in Erfurt, dass die Kosten dafür »aus dem Ruder« liefen. Dabei reichen diese, wenn man das größere Bruttoinlandsprodukt, den erhöhten Staatshaushalt der Bundesrepublik und die wegen der Preisinflation ebenfalls gestiegenen Steuereinnahmen berücksichtigt, nicht einmal an die staatlichen Ausgaben für Hartz IV 10 oder 15 Jahre früher heran. Vielmehr ist der Anteil der Ausgaben für die Grundsicherung am Bundeshaushalt zwischen 2014 und 2024 von 14 Prozent auf 10 Prozent zurückgegangen.

Von einem übermäßigen Größenwachstum des Sozialstaates, das lautstark beklagt wird, kann gar nicht die Rede



Straßenmagazin-Verkäufer und Lamborghini
am Hamburger Neuen Wall: Arm und Reich

Johannes Ait / DER SPIEGEL

sein. Trotzdem schlägt die populäre Kritik an seinen bürokratischen Auswüchsen vermehrt in *prinzipielle* Sozialstaatskritik um, die vor dem Ruf nach einem Systemwechsel nicht zurückschreckt. Den von Bismarck im 19. Jahrhundert begründeten Sozialversicherungsstaat möchten seine Gegner am liebsten in einen Fürsorge-, Almosen- und Suppenküchenstaat umwandeln.

Eine zivilisierte, demokratisch verfasste Gesellschaft garantiert ihren Mitgliedern allerdings das soziokulturelle Existenzminimum, und zwar sogar dann, wenn diese gesetzlich festgelegte Verhaltensnormen missachten. Das unterscheidet sie positiv von faschistischen und Militärdiktaturen, in denen drakonische Strafen und institutionalisierte Gewalt zum Lebensalltag der Unterprivilegierten gehören.

Warum ausgerechnet Erwerbslose, Rentner, Kranke und Pflegebedürftige den Gürtel (noch) enger schnallen, Unternehmer, Kapitalanleger und Finanzspekulant hingen weniger Steuern zahlen sollen, erschließt sich nur Männern ohne »Gewissen«, die es laut Verteidigungsminister Boris Pistorius zumindest unter den Spitzenpolitikern von CDU und CSU gibt. Wer durch das ideologische Stahlbad des Neoliberalismus gegangen ist, hat wenig Hemmungen, den Bundeshaushalt auf dem Rücken von sozial Benachteiligten, gesundheitlich oder psychisch Beeinträchtigten und Menschen mit Behinderung zu sanieren.

Mit dem christlichen Gebot der Nächstenliebe sind Empathielosigkeit und mangelndes soziales Verantwortungsbewusstsein allerdings kaum zu vereinbaren. Sucht man in den Reihen der Unionspolitiker nach Mitgefühl, beschränkt sich der Erfolg im Wesentlichen auf Bundesaußenminister Johann Wadephul, der entgegen harschen Abschiebeforderungen seiner Parteifreunde die Menschenwürde syrischer Bürgerkriegsflüchtlinge verteidigt und deren Abschiebung in ein zerstörtes Land widersprochen hat. Er aber erscheint wie aus der Zeit gefallen und einem politischen Fossil gleich.

Zuerst haben die das »C« im Namen führenden Unionsparteien mit der Forderung nach Zurückweisung von Geflüchteten und nach Verlagerung der Asylentscheidungen in außereuropäische Länder alle sozialethischen Grundprinzipien, die während der Nachkriegsjahrzehnte galten, preisgegeben. Was mit den hitzigen Debatten über die »irreguläre Migration« und die »Totalverweigerer« begann, setzt sich in der gegenwärtigen Diskussion über die Einführung von Karenztagen bei der Lohnfortzahlung für Kranke, die Abschaffung des Pflegegrads 1, die Anhebung des gesetzlichen Renteneintrittsalters auf 70 Jahre sowie eine weitere Absenkung des Sicherungsniveaus vor Steuern (Kürzung der Renten durch ihre Kopplung an die Inflation statt an die Lohnentwicklung und das Wiederaufleben des Nachhaltigkeitsfaktors) fort.

Manche liberalkonservative Reformidee zeigt, dass sich Verfassungsfeinde nicht bloß am äußersten rechten Rand des politischen Spektrums befinden, sondern mitten unter uns: Da stellt der Virologe und Drogenbeauftragte der Bundesregierung, Hendrik Streeck, allen Ernstes die Versorgung alter Menschen mit teuren Medikamenten infrage, obwohl die beiden einzigen mit Ewigkeitsgarantie ausgestatteten Artikel 1 und Artikel 20 des Grundgesetzes die Würde des Menschen zu schützen gebieten und die

Bundesrepublik Deutschland als »sozialen Bundesstaat« definieren.

Man kann nicht massiv in die bestehende Sozialstaatsarchitektur eingreifen, ohne politische Kollateralschäden anzurichten. Wenn liberalkonservative Mitglieder der Eliten unseres Landes beginnen, an den Fundamentalnormen unserer Verfassung zu rütteln, geraten die politische Kultur, das Gemeinwesen und die Demokratie ins Wanken. Die rigide Härte in der Flüchtlings- und Sozialpolitik entspricht aber der zunehmenden Verrohung des Bildungs- und Besitzbürgertums, das gar nicht merkt, wenn die kirchliche Moral, der es sich jahrhundertlang verpflichtet fühlte, mit Füßen getreten wird.

Wohlverstanden ist der Sozialstaat selbst im Rahmen der Standortlogik kein Klotz am Bein der Wirtschaft, vielmehr die Grundvoraussetzung ihres reibungslosen Funktionierens. Wohlfahrtsstaatlichkeit und Wettbewerbsfähigkeit sind keine Gegensätze, wie schlichte Gemüter mit einem betriebswirtschaftlichen Tunnelblick meinen. Damit es in der Bundesrepublik wieder zu ökonomischem Wachstum kommt, müssen vielmehr die soziale Sicherheit, der gesellschaftliche Zusammenhalt und die Demokratie garantiert sein.

Wirtschaftswachstum gibt es in einer modernen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft mit der sozialpolitischen Tradition Deutschlands nur unter der Voraussetzung, dass Fach- und Führungskräfte, aber auch Geringqualifizierte ein hohes Maß an sozialer Sicherheit genießen. Schließlich leben die Menschen nicht mehr auf den Bäumen, sondern haben den berechtigten Anspruch, dass sie der Staat nicht bloß militärisch, sondern auch vor Krisenfolgen schützt.

Wer heute in Kiel und morgen in Konstanz, demnächst vielleicht auch in Kansas City oder Hongkong arbeiten soll, braucht die Gewissheit, dass er und seine Familie sozial abgesichert sind. Angst vor Armut schafft hierzulande keine Motivation für Innovation, sondern führt zu Resignation und ökonomisch in die Depression.

Ein aus- statt abgebauter Sozialstaat könnte ein Stützpfeiler der schwächelnden Konjunktur sein. Doch weil die Regelleistungen des Bürgergelds seit 2024 trotz höherer Lebenshaltungskosten nicht angehoben wurden und damit 2025 wie 2026 real sinken, gehören zu den Verlierern nicht bloß Menschen im Transferleistungsbezug, darunter allein über 500.000 Alleinerziehende, die sich ohnehin am 20. des Monats fragen, wie sie über die Runden kommen sollen. »Sparmaßnahmen« dieser Art treffen auch den Einzelhandel, der weniger verkauft, und die Konsumgüterindustrie.

Was unser Land braucht, ist nicht der Abbruch des Sozialstaates, sondern ein Aufbruch zu mehr Solidarität mit jenen Menschen, die von Armut bedroht oder betroffen sind. Die soziale Scham muss die Seite wechseln – von den Armen, die ihnen zustehende Unterstützung oftmals gar nicht in Anspruch nehmen, zu den Verursachern von Armut. Dazu gehören neben Unternehmern, die Hungerlöhne zahlen, und Immobilienbesitzern, die Mietwucher betreiben, auch Politiker, die »schmerzhaft Reformen« durchführen, also Sozialleistungen kürzen oder streichen wollen. **S**



red / IMAGO

Christoph Butterwegge, Jahrgang 1951, ist Politikwissenschaftler und hat zum Thema das Buch »Krise und Zukunft des Sozialstaates« veröffentlicht. 2017 kandidierte der Parteilose für die Linke für das Amt des Bundespräsidenten.

AUSLAND

Staatschef Selenskyj,
Stabschef Jermak



Selenskyjs perfekter Sturm

Ukraine Die Führung um Präsident Selenskyj ist zerstritten, sein Stabschef und sein wichtigster Mann im Parlament gehen aufeinander los. Kommt ihm da die Aufregung um den Trump-Plan womöglich sogar gelegen?

Kyjiw wirkt in diesen Tagen wie ein Bienenstock. In der ukrainischen Hauptstadt ist ein dauerndes Summen von Gerüchten zu hören, ein Grundton von Aufregung, von Ängsten und Hoffnungen.

Da ist zum einen der neue amerikanische Friedensplan, der für Unruhe sorgt. Von »Kapitulation« sprechen die einen, andere von einer Chance auf ein Ende des Krieges. Der Druck aus Washington scheint groß: Es gehe, so hat Präsident Wolodymyr Selenskyj in einer überaus düsteren Ansprache formuliert, um die Entscheidung, entweder die eigene Würde zu verlieren oder womöglich den wichtigsten Partner.

Und da ist zum anderen der Korruptionsskandal, der bis ins Umfeld des Präsidenten reicht. Es ist die größte innenpolitische Krise seit seinem Amtsantritt. Sie dauert an, auch wenn der Kampf zum großen Teil hinter den Kulissen ausgefochten wird.

Erschreckende Berichte gehen um: Selenskyjs Stabschef soll versucht haben, den Chef der Selenskyj-Fraktion im Parlament – seinen ärgsten Widersacher im eigenen Lager – wegen Hochverrats festnehmen zu lassen. Geheimdienstchef und Generalstaatsanwalt hätten sich widersetzt. Eine Verhaftung drohe auch den Leitern der Antikorruptionsbehörden, die im Bestechungsskandal ermitteln. Präsidialbüro, Geheimdienst, Staatsanwaltschaft bestreiten das.

Es wirkt wie der perfekte Sturm. Ein unglückliches Zusammentreffen von innen- und außenpolitischen Wetterfronten hat Wellen aufgetürmt, wie sie normalerweise nicht zustande kommen. Ausgerechnet im Moment größter innerer Schwäche wird Präsident Selenskyj von außen erpresst.

Oder ist der Sturm perfekt in einem ganz anderen Sinn – perfekt für Selenskyj selbst? Kritiker sagen: Der Mann könne froh sein, dass US-Präsident Donald Trump sein Land gerade jetzt unter Druck setze. Die außenpolitische Krise habe ihn vor der innenpolitischen gerettet. Selenskyj nutze den diplomatischen Wirbel, um von den Problemen daheim abzulenken.

Am Sonntagabend treten in der US-Mission in Genf zwei Männer vor die Presse, um über die laufenden ukrainisch-amerikanischen Verhandlungen zu einem Friedensplan zu informieren.

Der eine ist Trumps Außenminister Marco Rubio, der sich geradezu euphorisch gibt. Dies sei »wahrscheinlich das beste Treffen und der beste Tag, den wir in diesem gesamten Prozess hatten«, sagt er. Es wäre nicht die erste Ankündigung eines Durchbruchs.

Aber am Ende gilt: Erst muss Wladimir Putin im Kreml zustimmen.

Der andere Mann, der in Genf vor die Presse tritt, ist deutlich größer als der zierliche Rubio, er trägt kurze Haare und Stoppelbart. Es ist Selenskyjs Stabschef Andrij Jermak. Er bestätigt knapp, dass man »sehr guten Fortschritt« erzielt habe.

Selenskyj hat Jermak tags zuvor zum Verhandlungsleiter für Friedensgespräche ernannt, das hat Aufsehen erregt. Zwar ist Jermak seit Selenskyjs Amtsantritt bei außenpolitischen Gesprächen dabei, er ist seine rechte Hand. Aber nur Tage vor dem Genfer Auftritt galt er als politisch erledigt.

In Jermak sehen viele in Kyjiw die Verkörperung all dessen, was im Regierungssystem von Präsident Selenskyj falsch läuft. Der Korruptionsskandal, der seit mehr als zwei Wochen die Ukraine erschüttert, drohte ihn zu stürzen.

Es geht in dem Skandal um das Anzapfen riesiger Geldströme ausgerechnet beim staatlichen Stromerzeuger Energoatom. Sonderermittler haben Gespräche abgehört und portionsweise veröffentlicht, die das belegen sollen. Es sprechen darauf: ein Ex-Geschäftspartner von Selenskyj, Minister, hohe Manager.

Kaum jemand in Kyjiw kann sich vorstellen, dass der mächtige Leiter von Selenskyjs Präsidialbüro von den Vorgängen nichts gewusst hat; wenn jemand die politische Verantwortung übernehmen sollte, dann er.

Am Dienstag vor den Genfer Verhandlungen – der 28-Punkte-Friedensplan ist schon geschrieben, aber noch weiß die Öffentlichkeit nicht von ihm – findet im Kyjiwer Parlament ein Aufstand gegen Jermak statt. Die Opposition hat die Tribüne blockiert, wie es in der Ukraine zu Friedenszeiten oft vorgekommen ist.

Vom Rednerpult aus fordert Ex-Präsident Petro Poroschenko ein Ende »der Regierung von Ali Baba«. Unter dem Codenamen Ali Baba, heißt es, soll Jermak auf den Abhörprotokollen der Korruptionsermittler auftauchen.

Auch in Selenskyjs eigener Partei »Dienner des Volkes« rebelliert eine Gruppe. Der Druck, Jermak zu entlassen, soll von Fraktionschef Dawyd Arachamija selbst kommen.

Für den Moment scheint es, als wäre die Politik wieder mit voller Macht zurückgekehrt in das Land und in sein Parlament. Es geht nicht mehr nur um Korruption. Es geht darum, dass in bald vier Jahren Krieg Selenskyjs Präsidialbüro alle Macht an sich gezogen hat, auf Kosten von Parlament und Regierung.

Aber der Aufstand der eigenen Fraktion bricht so schnell in sich zusammen, wie er begonnen hat, bei einem Treffen mit dem unnachgiebigen Selenskyj. »Wir hätten gern Antworten gehört, aber es gab keine«, sagt Oleksandr Mereschko, Chef des Auswärtigen Ausschusses, während er bei Kerzenlicht in einem Kyjiwer Café sitzt – es ist mal wieder Stromausfall.

Mereschko wirkt nicht wie ein Rebell, eher wie ein resignierter Warner. »Die Stimmung der Leute wird missachtet. Ich habe daheim drei Stunden Strom. Im Dunkeln zu sitzen und zu wissen, dass Leute in der Stromwirtschaft klauen, das ist nicht richtig«, sagt er düster.

Aber es gibt an jenem Donnerstag einen neuen Grund, Veränderungen an der Spitze zu verweigern: einen Vorstoß von Amerikanern und Russen für ein Friedensabkommen. Er ist über das US-Nachrichtenportal »Axios« an die Öffentlichkeit gelangt und enthält beängstigend viele russische Positionen.

Am selben Donnerstag, an dem die Fraktion der Selenskyj-Partei ihre Minirebellion abbläst, trifft sich der Präsident in Kyjiw mit einer hohen Delegation aus dem Pentagon. Army Secretary Dan Driscoll wollte ursprünglich über Drohnentechnik reden, aber sein Studienfreund Vizepräsident JD Vance hat ihn beauftragt, den neuen Friedensplan vorzustellen, von dem die Ukrainer zwar schon wissen, den sie aber noch nicht offiziell erhalten haben.

Entstanden ist er in Gesprächen zwischen Trumps Chefunterhändler Steve Witkoff sowie dem russischen Staatsfondsmanager Kirill Dmitrijew, der vom Kreml als Mittelsmann eingesetzt wird. Die 28 Punkte wirken wie eine etwas wirre Ideensammlung, darunter russische Wünsche. Die Ukraine soll unter anderem freiwillig den von ihr kontrollierten Rest des Donbass räumen, den Verzicht auf Nato-Mitgliedschaft in ihre Verfassung schreiben, die Größe ihrer Armee beschränken.

In europäischen Hauptstädten, wo der Plan unbekannt war, löst das Entsetzen aus. Genauso schockiert Trumps Forderung, die Ukraine müsse dem Plan schon bis zum Thanksgiving-Fest am 27. November zustimmen.

Am Freitag wendet sich Wolodymyr Selenskyj in einer Videoansprache an sein Volk. Er steht auf der Bankowa-Straße vor seinem Amtssitz, unter einem düsteren Himmel. Die Nation stehe vor einer schweren Wahl: »entweder die Würde verlieren oder das Risiko eingehen, den Schlüsselpartner

zu verlieren; entweder die schwierigen 28 Punkte oder ein äußerst schwerer – der schwerste! – Winter«, sagt Selenskyj.

Man kann das als Einstimmung auf schmerzhaftes Zugeständnisse verstehen oder als Aufruf, sich nicht erpressen zu lassen. Die geschickte Rhetorik lässt beide Deutungen zu. Es ist der typische Selenskyj-Sound, gefühlvoll und unscharf zugleich.

Eindeutig ist nur der Appell an die Einheit. Es sei jetzt nicht die Zeit für Zwist, sagt Selenskyj. »Wir müssen uns zusammenreißen. Zur Vernunft kommen. Mit dem Shitstorm aufhören.«

Die größte innenpolitische Krise seit Amtsantritt, sie ist plötzlich zusammengeschnürt zum »Sratsch«, zum Shitstorm. Vom heroisch-staatsmännischen Tonfall wechselt Selenskyj ins Vulgäre. Kein Wort darüber, dass Leute aus seinem Umfeld die Stromwirtschaft bestehlen, während die Menschen im Land ohne Strom ausharren. Selenskyj sagt: Das Parlament müsse im Krieg »vereint arbeiten«, die Regierung »effektiv«. Er sagt nicht, warum es derzeit so uneinig und ineffektiv zugeht. Die äußere Krise hilft ihm, über die innere Krise zu schweigen.

Der Auftritt ist selbstgerecht, aber verständlich. Der Druck aus Washington ist groß, und entsprechend groß ist die Versuchung in Selenskyjs Team, die innenpolitischen Gegner als fünfte Kolonne, als verlängerten Arm des Auslands zu sehen. Haben die USA ihren Friedensplan auf die innenpolitische Krise abgestimmt, weil sie Selenskyj gefügiger macht? Haben sie die innenpolitische Krise womöglich eigens zu

»Wir müssen uns zusammenreißen. Zur Vernunft kommen. Mit dem Shitstorm aufhören.«

Wolodymyr Selenskyj

diesem Zweck verursacht? Die unabhängige Antikorruptionsbehörde Nabu, deren Ermittlungen den Skandal auslösten, ist ein westliches Reformprojekt, aufgebaut mit Hilfe des FBI. Arbeitet sie in Abstimmung mit Washington?

Das ist eine Theorie, die von prominenten Influencern aus Jermaks Umfeld ohne jeden Beleg verbreitet wird, nachdem es erst geheißt hat, Nabu arbeite mit den Russen zusammen. Es dient dazu, die Korruptionsermittler zu schwächen – genauso wie die Verschwörungstheorie, die liberale Presse im Land stehe mit Moskau im Bunde. Nicht der Korrupte hilft dem Feind, sondern der, der gegen Korruption ermittelt oder anspricht. Die Nabu-Behörde weist die Vorwürfe von sich.

Ein amerikanisch-russisches Komplott, um die Ukraine zu erpressen – das ist ein Bild der jüngsten Friedensinitiative, in dem sich die US-Regierung nicht wiedererkennt. Sie muss sich aber vorwerfen lassen, dass sie Verdächtigungen selbst befördert hat. Witkoffs 28 Punkte gehen auf die Eingaben des Russen Dmitrijew zurück, Außenminister Marco Rubio hat sie gegenüber US-Senatoren selbst als »Wunschliste der Russen« bezeichnet, bevor er wieder zurückrudern musste.

Nun ist auch noch ein Telefonat Witkoffs mit Putins außenpolitischem Berater Jurij Uschakow geleakt worden. Darin instruiert Witkoff Uschakow, wie man Trump am besten für einen neuen Friedensplan gewinnen könne. Trumps Unterhändler klingt, als wäre er der Unterhändler des Kreml.

Aber in Washington verweist man darauf, dass die Ukraine ja auch an der Entstehung des 28-Punkte-Plans beteiligt gewesen sei. Ein Wochenende vor den Genfer Gesprächen war Rustem Umjerow, Sekretär des Nationalen Sicherheitsrats der Ukraine, in Miami bei Witkoff zu Besuch. Offenbar gab es damals sogar ein Telefonat zwischen Witkoffs Team und Selenskyj.

So treffen sich am Sonntag in Genf zwei Delegationen, die als Erstes reichlich Verständigungen aus dem Weg räumen müssen. Die US-Seite – bisher hat sie mit unterschiedlichen Zungen gesprochen, nun soll Außenminister Marco Rubio Ordnung in die Gespräche bringen – ist empört über die vielen Leaks, die ihren Plan als rein russisches Machwerk diskreditiert haben. Sie schreiben sie den Ukrainern zu. Darüber sprechen die Delegationsspitzen vorab gesondert.

»Das Ganze hing am seidenen Faden«, sagt Vizeaußenminister und Delegationsmitglied Sergiy Kyslytsya. »Stellen Sie sich vor, was passiert wäre, wenn man das Gerümpel von Verschwörungstheorien in die Plenarsitzung genommen hätte.«

In zwei Tagen werden die Punkte des US-Plans mit den Ukrainern zusammen teils umgeschrieben, teils entfernt, teils ausgeklammert. Letzteres betrifft die entscheidenden Fragen, über die Selenskyj mit Trump direkt verhandeln soll, wie eine Räumung des Donezker Gebiets oder mögliche Änderungen der ukrainischen Verfassung.

Es ist der Versuch, den Plan für die Ukrainer akzeptabel zu machen – auf die Gefahr hin, dass er damit für Wladimir Putin erst recht inakzeptabel wird.

In Kyjiw sind nicht alle darüber froh. So groß die Angst ist, dass der jetzige Friedensplan einer Kapitulation gegenüber Russland gleichkommt, so groß ist auch die Angst, dass die Zeit gegen die Ukraine arbeitet. »Einen besseren Vorschlag werden wir nicht bekommen«, sagen einige hinter vorgehaltener Hand.

Die innenpolitische Krise aber wird weitergehen. Trumps 28-Punkte-Plan hat Jermak vorerst gerettet und Selenskyj geholfen. Aber das Vorgehen der Antikorruptionsbehörden ist »nicht aufgehoben, nur verzögert«, sagt Dmytro Rasumkow, einst ein enger Mitstreiter des Präsidenten und heute sein Gegner im Parlament. Etwas anderes könnten sich die Ermittler auch gar nicht leisten. »Entweder bringen sie die Sache zu Ende, oder man bringt sie ins Gefängnis«, sagt er.

Christian Esch
Mitarbeit: Fedir Petrov

Oppositionspolitiker bei Protestaktion im Parlament: Gegen die »Regierung von Ali Baba«





2 Angebote
für Sie

Sie haben die Wahl

Sichern Sie sich Ihr gewünschtes Angebot, und lassen Sie sich den SPIEGEL nach Hause liefern!

Angebot 1: Flexibel lesen

- ✓ Einfach lesen, solange Sie möchten
- ✓ Flexible Laufzeit
- ✓ Jederzeit monatlich kündbar

Nur 6,60 € je Ausgabe
Inkl. Versand

Angebot 2: rund 20 % sparen

- ✓ Ein Jahr lesen mit rund 20 % Rabatt auf den Abopreis
- ✓ 12 Monate Laufzeit
- ✓ Nach einem Jahr monatlich kündbar

Nur 5,30 € je Ausgabe
statt ~~6,60 €~~, inkl. Versand



Gleich Wunschangebot sichern:

abo.spiegel.de/wunsch

oder telefonisch unter 040 3007-2700

Sie war seine »Kriegerin«, jetzt nennt er sie »Verräterin«

USA Ausgerechnet Trumps radikalste Unterstützerin bricht mit dem Präsidenten – wegen des Umgangs mit dem Missbrauchsfall Epstein. Marjorie Taylor Greenes Aufstand zeigt die zunehmende Unzufriedenheit auch in der Regierungspartei.

Aus der Nähe betrachtet kommt einem Marjorie Taylor Greene erstaunlich klein vor, erstaunlich schmal. Weniger wuchtig als erwartet, wenn man sie nur von ihren Auftritten im Parlament oder in Talkshows kennt.

Ein Novembermorgen, Greene steht vor dem Kapitol, sie trägt schwarze Handschuhe zum weißen Mantel, ihr Gesicht ist ernst, fast unbewegt. Angemessen ernst, könnte man sagen, für eine Frau, die Donald Trump an diesem Tag die bislang größte Schlappe seiner Präsidentschaft zufügen wird. Die ihn, den machtrunkenen Präsidenten, dazu bringt, seine Unterschrift unter ein Gesetz zu setzen, das die Freigabe der Ermittlungsakten im Fall des toten Sexualstraftäters Jeffrey Epstein erzwingt. Ein Gesetz, das der amerikanische Präsident mit allen Mitteln versucht hat zu verhindern. Monatlang.

Marjorie Taylor Greene hat maßgeblich dafür gesorgt, dass ihre republikanischen Kollegen im Abgeordnetenhaus wie im Senat ebendieses Gesetz fast einstimmig verabschiedet haben. Die Lakaiken, die höchstens murren, Trump aber stets zu Diensten sind. Damit hat sich die Partei zum ersten Mal in Trumps zweiter Amtszeit im großen Stil dem Willen ihres Präsidenten widersetzt.

Greene, 51 Jahre alt, republikanische Abgeordnete aus Georgia, 14. Bezirk, war seine »Kriegerin im Kongress«. Und Donald Trump war ihr Präsident. Jahrelang war sie seine vermutlich feurigste Unterstützerin. Eine Art weiblicher Trump, da waren sich ihre Gegner und Fans einig. Sie trug die rote Schirmkappe der »Make America Great Again«-Bewegung sogar im Parlament. Auf Twitter verglich sie Joe Biden mit Hitler. Als Greene im Januar 2021, kurz vor Bidens Amtsantritt, ins Parlament einzog, trug sie eine Coronamaske mit der Aufschrift: »Trump hat gewonnen«.

Marjorie Taylor Greene, Bauunternehmerin, Fitnessstudioinhaberin, Politiknovizin, zog auf den Kapitolhügel und wurde zur Galionsfigur der MAGA-Bewegung. Zum Liebling von Donald Trump.

Am Ende dieser turbulenten Woche wird ausgerechnet diese Frau ankündigen, Anfang Januar ihr Mandat niederzulegen.

Trotz ihres Erfolgs oder gerade deshalb?

Neben ihr hat sich an diesem Morgen vor dem Parlament eine Traube Frauen hinter einem Mikrophon versammelt, immer wieder tritt eine von ihnen vor, erzählt ihre Geschichte. Es sind Frauen, die der schwerreiche Finanzhändler Jeffrey Epstein missbrauchte, viele von ihnen waren erst 14 oder 16 Jahre alt, als sie in seine Fänge gerieten. Der Fall hat eine schaurige Tragweite, die die Amerikaner, so scheint es, erst jetzt so langsam wirklich begreifen. Jetzt, da immer mehr Dokumente an die Öffentlichkeit gelangen und Epsteins Netzwerk offenlegen. Viele der Frauen kämpfen seit Jahren darum, dass ihre Geschichte gehört wird und die Akten zu ihrem Fall freigegeben werden. Sie habe Trump gewählt, weil er versprochen habe, ihnen zu helfen, ruft eine der Frauen ins Mikrophon. »Ihr Verhalten in dieser Sache, Mister President, ist eine nationale Schande.« Applaus.

Die Frau geht zu Greene, drückt ihre Hand, sie weint. Greene schaut ihr in die Augen, nickt. Dann tritt sie selbst ans Mikrophon: Diese Frauen hier, sagt sie, »haben gegen die mächtigsten Menschen gekämpft, darunter sogar der Präsident der Vereinigten Staaten«. Man habe sie bedroht und eingeschüchtert. Dann wird sie persönlich: Der Präsident habe sie »Verräterin« genannt,

weil sie sich weigerte, ihren Namen unter dem Gesetzentwurf zurückzuziehen. Greene spricht ruhig, mit fester Stimme. Doch man spürt ihre Wut über diesen Präsidenten, für den sie so erbittert kämpfte und stritt und der sie nun so enttäuscht. Dessen Rachsucht sich jetzt auch gegen sie wendet, seine Kämpferin, die Treueste der Getreuen. Früher jedenfalls.

Für Donald Trump ist sie jetzt Marjorie Traitor Greene – die Verräterin. Er hat sie nicht nur beleidigt, er hat ihr auch seine Unterstützung entzogen, indem er andere Republikaner öffentlich dazu aufrief, gegen sie anzutreten. Sie bekam Todesdrohungen, ihre bereits erwachsenen Kinder wurden beschimpft. Trump behandelt Greene jetzt wie eine politische Gegnerin. Das Zerwürfnis hatte sich angekündigt, es gab schon länger Unstimmigkeiten. Im Juni, nachdem Trump auf Wunsch des israelischen Premierministers Benjamin Netanyahu Iran bombardieren ließ, bezichtigte sie ihn, sein Versprechen zu brechen. »America First« bedeute: keine Kriege mehr auf fremdem Terrain. Der Knall am Ende war jetzt trotzdem lauter als erwartet.

Dabei geht es längst nicht allein um Marjorie Taylor Greene – es geht um das Vertrauen zwischen dem Präsidenten und seiner Partei. Sein Kampf gegen die Veröffentlichung der Epstein-Akten habe »die MAGA-Bewegung auseinandergerissen«, sagt Marjorie Taylor Greene vor dem Kapitol. Noch im Wahlkampf hatte Trump, wenn auch zögerlich, versprochen, mit der Offenlegung der Akten für Aufklärung zu sorgen. Ein Versprechen, das er kassierte, kaum dass er im Amt war. Eine seltsame Volte folgte der anderen: Erst wies Trump, dessen Freundschaft mit Epstein lange zurückliegt, sein Justizministerium an, die Akten zu sichten. Dann ließ er recht abrupt verkünden, es werde nicht weiterermittelt und es werde auch nichts veröffentlicht. Epsteins Verbrechen: »Ein Demokraten-Schwindel«. Mit seinem Verhalten brachte er die eigene Basis gegen sich auf. Trump, so instinktsicher im Umgang mit seinen Anhängern, verlor das Gefühl für seine Leute.

»Ich vergöttere Marjorie Taylor Greene; sie hat den Spirit, sie versteht zu kämpfen.« So lobte Donald Trump Greene im Frühjahr 2024, Monate bevor er zum zweiten Mal Präsident wurde. Er sei sicher, dass sie noch »sehr lange auf unserer Seite« sein werde.

Das scheint vorerst vorbei zu sein. Drei Tage nach der bahnbrechenden Epstein-Abstimmung lädt Greene ein Video auf X hoch, in dem sie ihren Rückzug aus dem Kongress verkündet. Sie steht zu Hause in Rome, Georgia, vor ihrem Weihnachtsbaum, ihre Botschaft dauert elf Minuten, sie ist eine Abrechnung mit Trump. Das Parlament werde beiseitegedrängt, genau wie konservative Prioritäten. America First, sagt Greene mit

Republikaner Greene, Trump:
Eine Galionsfigur



Jon Cherry / The New York Times / Redux / laif



Abgeordnete Greene: »Es tut mir leid, dass ich Teil dieser toxischen Politik hier war«

festem Blick in die Kamera: eine hohle Phrase. Ob Republikaner regierten oder Demokraten: »Nie wird etwas besser für den normalen Amerikaner, für die normale Amerikanerin.« Vernichtender kann die Äußerung einer Vertreterin der Regierungspartei kaum sein.

Bekannt geworden war Greene auch als Anhängerin von Verschwörungstheorien, allerhand unappetitlichem Zeug. Sie erzählte von Weltraumlasern, die Waldbrände verursachten, gesteuert von einer jüdischen Familie. Sie fand Gewaltfantasien amüsant, in denen ihre politischen Gegner die Opfer waren: Die Demokratin Nancy Pelosi wurde von ihr als Verräterin bezeichnet, dafür könne man »hingerichtet« werden. Später entschuldigte sie sich für solche Äußerungen. Es gibt ein Kapitel über sie in einem Buch von 2022, dessen Titel lautet: »Als die republikanische Partei den Verstand verlor.«

Mittlerweile scheint sich Greene dem Mainstream angenähert zu haben – oder er sich ihr. Donald Trumps Beliebtheit hat einen neuen Tiefpunkt erreicht. Nur noch 36 Prozent glauben, dass die Richtung stimmt, in die er das Land führt.

Läutet Greenes Abgang nun ein neues Kapitel dieser Präsidentschaft ein? Eines, in dem der Präsident eher einer lahmen Ente gleicht als einem mächtigen Alleinherrscher?

Die Unzufriedenheit bei den Republikanern reicht bis zur Basis. Aber anders als

viele ihrer Parteifreunde hat Greene ihr Unverständnis über das, was der Präsident tut, immer wieder laut ausgesprochen. Er fliege zu viel in der Welt herum, solle sich lieber um die Anliegen der Amerikaner zu Hause kümmern, monierte sie immer wieder. Darum, dass sich die Bürger ihr eigenes Land wieder leisten können. Kritik gehört allerdings nicht zu den Dingen, die dieser Präsident schätzt. Greene sei ja eine »nette Frau«, aber leider »vom Weg abgekommen«, sagte er bereits vor ein paar Wochen. Kurz darauf nannte er sie »verrückte Marjorie« und entzog ihr seinen Rückhalt.

Die Absetzbewegungen in der Partei könnten sich verstärken. Der Präsident wird immer unbeliebter, und im Herbst 2026 finden die Zwischenwahlen statt, bei denen auch das Repräsentantenhaus und ein Drittel des Senats neu gewählt werden. Verlieren will niemand. Donald Trumps Wähler sind Fans, sie schätzen sein Showtalent. Aber viele ärgern sich über das außenpolitische Engagement ihres Präsidenten. Ihnen ist es herzlich egal, was in Venezuela passiert. Sie

»Ich bin nicht seine Sklavin, ich darf eine andere Meinung haben.«

verstehen nicht, warum Iran bombardiert und Israel nach wie vor mit vielen Milliarden Dollar Militärhilfe unterstützt wird. Nicht egal ist es ihnen hingegen, dass die Lebenshaltungskosten weiter steigen, wenn Trumps Zollpolitik die Warenlieferungen verknappt und sein Steuer- und Ausgaben-gesetz ihnen die Krankenversicherung kappt oder verteuert.

All das hat Marjorie Taylor Greene auf eine für Trump wohl unzumutbar selbstbewusste Weise angesprochen; sie wurde zur Inkarnation dieser neuen Unzufriedenheit.

Greene mochte nicht, wie Trump versuchte, wegen der Epstein-Sache auf sie Einfluss zu nehmen. »Ich bin nicht seine Sklavin, ich bin eine gewählte Abgeordnete, ich darf eine andere Meinung haben«, sagte sie, es klang trotzig. Sie mochte auch nicht, dass Trump hoch qualifizierten Zuwanderern weiter Visa gewährte. Israels Krieg in Gaza bezeichnete sie als erste Republikanerin überhaupt als »Genozid«. Als Trump ihr vergangene Woche seine Unterstützung entzog, gab sie CNN ein Interview. »Auch wenn er mich jetzt attackiert, ich wünsche ihm viel Erfolg – für die Amerikaner«, sagt sie, fester Blick geradeaus. Sie stehe für ihre Prinzipien ein, bleibe sich treu. Als die Moderatorin entgegnet, dass sie, Greene, früher selbst gern attackiert und gedroht habe, antwortet sie: »Es tut mir sehr leid, dass ich Teil dieser toxischen Politik hier war. Ich denke viel darüber nach. Ich arbeite an mir.«

Über die Beweggründe von Greenes Wandlung wird gerätselt. Da ist viel Häme: Sie sei auf einem Rachefeldzug, Trump habe ihre Kandidatur für den Senat nicht unterstützt. Greene habe sich durch Insiderhandel an der Börse bereichert und versuche nun einen möglichst geräuschlosen Abgang. Greene dementiert beides. Aber Respekt gibt es auch: Eine friedfertige, geläuterte »MTG« habe niemand auf der Rechnung gehabt, heißt es in der »New York Times«. Vielleicht könne man mal auf sie hören? Zu ihrem Einzug ins Parlament lautete die Überschrift eines Leitartikels der liberalen Zeitung noch: »Marjorie Taylor Greene ist völlig unakzeptabel«. Ihr On-off-Verbündeter Steve Bannon, Donald Trumps tief in der MAGA-Bewegung verwurzelter On-off-Berater, glaubt nicht an eine Wandlung. Sie sei noch der »gleiche Hitzkopf« wie früher, schreibt Bannon in einer SMS an den SPIEGEL. Sie habe halt keine Lust mehr, das »Duma-Game« zu spielen, bei dem der Präsident nach russischem Beispiel vorgibt, wie und worüber die Parlamentarier abstimmen.

Ihrer Autobiografie, erschienen 2023, stellt sie ein Zitat von Donald Trump voran: »Marjorie weigert sich nachzugeben und hört nie auf zu kämpfen. Sie steht auf der Seite der Menschen, nicht der Politiker.«

Julia Amalia Heyer

SPIEGEL-Gespräch Am 7. Oktober 2023 verschleppten Terroristen Eli Sharabi nach Gaza, töteten seine Frau und die beiden Töchter. 491 Tage lang überlebte er in Hamas-Gefangenschaft, wog zum Schluss nur noch 44 Kilo. Hier erzählt er seine Geschichte.

Sharabi, 53, wurde am 7. Oktober 2023 von Hamas-Terroristen aus seinem Haus im Kibbuz Be'eri nach Gaza verschleppt, seine Frau Lianne und seine beiden Töchter Noiya und Yahel wurden ermordet. Später wurde auch sein ebenfalls nach Gaza entführter Bruder Yossi getötet. Über seine Gefangenschaft hat Sharabi ein Buch geschrieben, das in seiner Heimat zum Bestseller wurde. Kein Buch hat sich in Israel jemals so schnell verkauft. Die englische Ausgabe stand weit oben auf der Bestsellerliste der »New York Times«. Gerade ist die deutsche Übersetzung bei Suhrkamp unter dem Titel »491 Tage – In den Tunneln der Hamas« erschienen. Sharabi ist nach Hamburg gekommen, um über sein Buch zu reden. Zwei Stunden nimmt er sich Zeit für das Gespräch mit dem SPIEGEL. Sein jüngerer Bruder Sharon begleitet ihn auf der Reise.*

SPIEGEL: Herr Sharabi, wie sprechen wir am besten mit Ihnen über das, was Ihnen widerfahren ist?

Sharabi: Sie können mich alles fragen, ohne Angst. Für mich ist das hier wie eine Therapie. Es ist wichtig für mich, über meine Erlebnisse zu sprechen, sie nicht in mir zu behalten.

SPIEGEL: Ist das auch der Grund, warum Sie das Buch geschrieben haben?

Sharabi: Ja. Viele Menschen sagten mir, es sei wichtig, dass ich das dokumentiere. Ich verstand, dass es nicht nur um mich geht, sondern dass ich ein Zeitzeuge bin. Und dass ich es sofort aufschreiben muss, solange ich mich noch an alle Details erinnere. Nicht nur für Israelis, sondern für Menschen auf der ganzen Welt. Es ist meine sehr persönliche Erfahrung aus 491 Tagen Gefangenschaft. Zwei Monate lang habe ich geschrieben. Das hat mir sehr geholfen.

SPIEGEL: Sie haben viele Menschen mit Ihrer Klarheit und Ihrer Entschlossenheit beeindruckt. Woher kommt diese Stärke?

Sharabi: Meine Eltern haben mich gelehrt, nicht vor schwierigen Dingen zurückzuschrecken, sondern Lösungen zu finden. Später habe ich 20 Jahre lang als Manager gearbeitet, auch das hat mich womöglich vorbereitet. In dem Moment, als die Terroristen mich am 7. Oktober in Be'eri ins Auto stießen, schaltete ich in den Überlebensmodus.

SPIEGEL: Wie sah der aus?

* Eli Sharabi: »491 Tage – In den Tunneln der Hamas«. Suhrkamp Nova; 200 Seiten; 24 Euro. Das Gespräch führten die Redakteurin Juliane von Mittelstaedt und die Redakteure Dominik Peters und Thore Schröder.

Sharabi: Als mich die Terroristen aus dem Haus holten, rief ich meinen Töchtern Noiya und Yahel zu: Ich komme zurück. Und dieses Versprechen wollte ich einlösen. Das Überleben wurde meine Mission. Darauf habe ich mich konzentriert und keine anderen Gedanken und Gefühle zugelassen. Ich zählte die Minuten, die die Fahrt nach Gaza dauerte, weil ich wissen wollte, wohin sie mich bringen. Mir war dann klar, dass ich in der Mitte von Gaza bin, nicht weit weg von Be'eri.

SPIEGEL: Sie haben alles gezählt, Sie wussten auch immer, welcher Tag gerade war.

Sharabi: Meine Bewacher waren oft sehr überrascht, ja wütend, dass ich das Datum oder die Tageszeit kannte. Ich bin ein Zahlenmensch, und das Datum zu kennen, war für mich eine Möglichkeit, die Kontrolle zu behalten in einem Moment, in dem ich eigentlich nichts mehr kontrollieren konnte. Aber sie konnten nicht kontrollieren, was ich dachte, wie ich reagierte.

SPIEGEL: Wie haben Sie den Moment erlebt, als Sie nach 51 Tagen das erste Mal in einen Tunnel hinabsteigen mussten?

Sharabi: Das war mein schlimmster Albtraum. Als ich begriff, was passieren würde, begann ich, mit den Terroristen zu streiten. Sie wurden wütend, luden ihre Waffen durch und zielten auf meinen Kopf. Ich erinnerte mich an das Versprechen, das ich meinen Töchtern gegeben hatte: dass ich zurückkomme. Also stieg ich hinab.

SPIEGEL: Wie war das?

Sharabi: Es war schrecklich. Ich kletterte hinunter in die Dunkelheit, zwei Terroristen warteten unten, zwei Terroristen waren über mir. Die Leiter war 25 bis 30 Meter lang, danach kamen noch Stufen. Am Ende befanden wir uns 40 bis 50 Meter unter der Erde. Dann gingen wir durch die Dunkelheit, das einzige Licht kam von ihren Stirnlampen. Nach zehn Minuten sahen wir mehr Licht, wir waren angekommen. Das Einzige, was mich Hoffnung schöpfen ließ: Es waren noch andere Israelis da.

Die sechs anderen Männer sind vom Nova-Festival verschleppt worden. Nach nur drei Tagen wurden Almog Sarusi, Hersh Goldberg-Polin und Ori Danino weggebracht. Es ist Ende November, der erste Gefangenenaustausch lief gerade; es hieß, die drei Männer würden freikommen. »Wir sehen uns in Israel«, verabschiedeten sie sich. Doch die drei kamen nicht frei. Sie wurden Monate später ermordet. Sharabi blieb mit Or Levy, Elia Cohen und Alon Ohel zurück. Sie brachten mehr als 400 Tage zusammen.

SPIEGEL: Gab es etwas, vor dem Sie in diesen ersten Tagen im Tunnel am meisten Angst hatten?

Sharabi: Du hast jede Minute Angst. Der Tod ist immer nah. Du denkst darüber nach, dass die Armee vielleicht einen Familienangehörigen unserer Bewacher verwunden könnte, und er nimmt seine Waffe und erschießt dich einfach. Oder vielleicht dringt die Armee in diesen Tunnel ein, und die Terroristen erschießen dich deshalb.

SPIEGEL: Können Sie Ihren Tagesablauf in den Tunneln beschreiben?

Sharabi: Am 56. Tag unserer Gefangenschaft, es war der 1. Dezember 2023, endete die erste Waffenruhe. Ich verstand sofort, dass wir so schnell nicht freikommen würden. Mir war klar, dass wir nicht jeden Morgen mit der Hoffnung aufwachen durften, an diesem Tag freizukommen. Dass wir eine Routine brauchten. Also beteten wir morgens. Dann aßen wir. Danach trainierten wir. Einer von uns achtete darauf, dass unsere Bewacher uns nicht dabei sahen, denn sie hatten uns das Trainieren verboten. Wir waren rund um die Uhr an den Beinen gefesselt, mit Eisenketten und Schlössern. Trotzdem machten wir Liegestütze und benutzten Wasserflaschen zum Gewichtheben. Außerdem haben wir geredet. Über unsere Kindheit, unsere Familien, Geschwister, Freunde, Hobbys, Reisen. Wir wussten alles voneinander. Das hat uns verbunden. Und die Zeit verging.

SPIEGEL: In Ihrem Buch nimmt der Hunger großen Raum ein.

Sharabi: In den letzten sechs Monaten unserer Gefangenschaft beschlossen unsere Bewacher, uns auszuhungern, uns nur noch eine Mahlzeit am Tag zu geben. Wenn ich eine Mahlzeit sage, meine ich: eine Schüssel Nudeln oder Reis oder anderthalb Pitabrote. Unsere körperliche Verfassung wurde immer schlechter. Also sagte ich zu den Jungs, dass wir jeden Tag mindestens eine gute Sache finden müssen, die uns passiert ist. Für mich war dieses positive Denken wie ein Muskel, den wir trainieren, um nicht die Hoffnung zu verlieren. Die anderen sahen mich an, als wäre ich verrückt. Sie sagten: Wir sind 50 Meter unter der Erde, sie hungern uns aus, sie demütigen uns – warum sollen wir sagen, dass es hier etwas Gutes gibt?

SPIEGEL: Was waren diese positiven Dinge?

Sharabi: Dass der Reis gesalzen war und besser schmeckte. Dass ein Terrorist, der uns täglich demütigte, zwei oder drei Tage nicht kam. Dass sie uns einmal nicht ihre Gebete ins Ohr schrien. Nach drei Wochen konnten wir manchmal sogar drei oder vier Dinge

A close-up portrait of a middle-aged man with dark hair and a light beard, wearing a dark suit jacket over a light-colored shirt. He is looking directly at the camera with a serious expression. The background is blurred, showing green foliage.

**»Du hast jede Minute Angst.
Der Tod ist immer nah«**

nennen, die an diesem Tag gut waren. Das war wirklich wichtig. Ich bin stolz, dass wir das geschafft haben.

SPIEGEL: Sie beschreiben auch, dass Sie Ihre Bewacher genau studiert haben, versuchten, alles über sie herauszufinden. Da Sie Arabisch sprechen, verstanden Sie ihre Gespräche. Warum war das so wichtig?

Sharabi: Es war für uns überlebenswichtig, zu wissen, ob sie grausam sind oder ein bisschen Mitgefühl haben. Ob sie Frau und Kinder haben, ob es irgendwelche persönlichen Anknüpfungspunkte gibt. Dann konnten wir sie in ein Gespräch darüber verwickeln, Nähe schaffen. Und wenn das nächste Mal jemand versuchte, uns zu demütigen, würde dieser Terrorist ihn vielleicht davon abhalten.

SPIEGEL: Wie haben Sie es geschafft, trotzdem die Distanz zu wahren?

Sharabi: Nach jedem Gespräch haben wir uns daran erinnert, dass sie nicht unsere Freunde, sondern unsere Entführer sind. Dass wir vorsichtig sein müssen. Dass sie, wenn sie den Befehl erhielten, nicht zögern würden, uns zu töten.

SPIEGEL: Sie thematisieren in Ihrem Buch auch immer wieder den Psychoterror, dem Sie ausgesetzt waren. Wie sah das aus?

Sharabi: Unsere Bewacher sagten immer wieder, dass unsere Regierung sich nicht um uns kümmert, man uns vergessen habe und wir 20 Jahre gefangen bleiben würden. Sie sprachen über Gilad Shalit – und sie sagten, dass es uns genauso ergehen werde.

SPIEGEL: Gilad Shalit war ein Wehrpflichtiger, den die Hamas fünf Jahre im Gazastreifen gefangen hielt, bis er 2011 im Rahmen eines Geiseldeals freikam. Haben Sie Ihren Bewachern jemals geglaubt?

Sharabi: Nein. Mir war von Anfang an klar, dass es uns nicht so ergehen wird. Ich habe am 7. Oktober gesehen, dass Hunderte Terroristen in Be'eri waren. Daher wusste ich, dass es mehr Geiseln gab – auch wenn ich nicht wusste, dass es 250 sind. Das habe ich erst später erfahren. Es war absehbar, dass es Verhandlungen geben muss. Dass es nur eine Frage der Zeit war, bis wir freigelassen werden. Ich hatte keinen Moment lang Zweifel, dass dieser Tag kommt. Für die anderen war es schwieriger.

SPIEGEL: Die anderen Geiseln waren halb so alt wie Sie. Wie war Ihr Verhältnis?

Sharabi: Ich habe lange gebraucht, um zu verstehen, dass es nicht fair ist, von ihnen zu erwarten, dass sie so reagieren wie ich. Das war ein Prozess. Aber wir haben über alles sehr offen gesprochen, sogar über schwierige Dinge. Etwa über die Frage, wie man es ablehnen kann, Essen zu nehmen, das unsere Bewacher nur einem von uns geben. Sie haben auf diese Weise versucht, uns zu spalten. Wir haben deshalb entschieden, dass wir das Essen dann ablehnen. Obwohl wir so hungrig waren. Wir sagten, dass alle

das Gleiche bekommen sollten. Es war nicht leicht, so etwas zu entscheiden.

SPIEGEL: In all der Dunkelheit, in der Sie, wortwörtlich, gelebt haben, was war der dunkelste Moment?

Sharabi: Wir haben Dinge gegessen, von denen wir nie gedacht hätten, dass wir sie je essen würden. Manchmal unternahmen wir etwas, um unsere Situation zu verbessern, und scheiterten, da war es nicht leicht, am nächsten Tag mit optimistischen Gedanken aufzuwachen; zu glauben, dass es eines Tages besser wird.

SPIEGEL: Und dann sagte man Ihnen Anfang Februar 2025, dass Sie freikommen.

Sharabi: Ich hatte es mir schon Hunderte Male vorgestellt, war mir sicher, dass das der glücklichste Moment sein würde. Aber dann hieß es, dass nur drei von uns freigelassen werden. Einerseits freuten wir uns, andererseits war Alon in Panik, weil er allein bei den Terroristen bleiben musste. Das war ein sehr schwieriger Moment für mich.

SPIEGEL: Wir erinnern uns an das Bild, wie Sie abgemagert auf der Bühne stehen, umgeben von Hamas-Terroristen, die aus der Übergabe eine Propagandashow machen. Wie haben Sie das erlebt?

Sharabi: Ich weiß, dass die Leute schockiert waren, vor allem wegen unseres Aussehens. Erst in dem Moment, als ich meinen Freund Ohad Ben Ami sah, verstand ich, wie auch ich aussehen musste, denn in diesen anderthalb Jahren hatte ich mein Gesicht nicht gesehen. (Ben Ami wurde ebenfalls aus Be'eri verschleppt – Red.) Für uns war diese Zeremonie einfach die letzte Demütigung. Für mich zählte nur, dass ich gesehen habe, dass das Rote Kreuz auf uns wartet. Es war ein unglaublicher Moment, als wir in ihr Auto stiegen und in 15 Minuten zur Übergabe mit der israelischen Armee fuhren. Und dann kam die Sozialarbeiterin auf mich zu und sagte mir, dass meine Mutter und meine Schwester in der Militärbasis Re'im auf mich warteten. Ich bat sie, Lianne, Noiya und Yahel zu holen. Und sie antwortete, dass meine Mutter und meine Schwester mir alles erklären würden. In diesem Moment wusste ich, dass das Schlimmste geschehen war.

SPIEGEL: Hatten Sie sich darauf vorbereitet?

Sharabi: Ich habe 491 Tage lang alle Möglichkeiten durchgespielt. Dazu gehörte auch, dass sie nicht mehr da sind. Aber ich wollte dieser Möglichkeit nicht zu viel Raum geben. Als die Sozialarbeiterin mir das sagte, war das nicht leicht. Aber es kam nicht völlig überraschend. Ich weinte fünf Minuten.

»Ich habe nicht das Privileg, den ganzen Tag im Bett zu liegen und zu weinen.«

Ich wusste, dass ich die Wahl habe: mich entweder von meiner Trauer und meinem Verlust überwältigen zu lassen – oder einen Weg zu finden weiterzumachen.

SPIEGEL: Ihr Buch endet damit, dass Sie die Gräber Ihrer Frau und Ihrer Töchter besuchen. Wie wichtig war das?

Sharabi: Sehr wichtig. Um Abschluss zu finden. Und auch, um mich zu entschuldigen.

SPIEGEL: Zu entschuldigen? Wofür?

Zum ersten Mal im Gespräch hält Sharabi inne, seine Augen werden feucht, dann spricht er mit belegter Stimme weiter.

Sharabi: Dass ich sie am 7. Oktober nicht beschützt habe. Vielleicht hätte ich sie retten, vielleicht mit ihnen sterben können. Ich weiß nicht, was besser gewesen wäre. Das werde ich wohl für den Rest meines Lebens in mir tragen. Ich denke auch daran, dass ich während meiner Gefangenschaft zeitweise nur 300 Meter von meinem Bruder Yossi entfernt war. Ich frage mich, was gewesen wäre, wenn sie uns zusammengelegt hätten, ob ich ihn hätte beschützen können. Das sind die Fragen, die ich mir stelle. Aber ich weiß auch, dass ich bereit bin, mein Leben weiterzuleben.

Yossi Sharabi wurde vermutlich infolge eines israelischen Luftangriffs getötet, der das Haus zum Einsturz brachte, in dem er gefangen gehalten wurde. Sein Leichnam wurde im Oktober 2025 an die Familie übergeben.

SPIEGEL: Die letzten Worte Ihres Buches lauten: »Jetzt, Leben«. Kann man das so bewusst entscheiden?

Sharabi: Es muss nicht für alle Geiseln gelten, aber für mich funktioniert es. Das ist meine Art, das Andenken an meine Frau, meine Töchter und meinen Bruder zu ehren. Ich habe nicht das Privileg, den ganzen Tag im Bett zu liegen und zu weinen, nachdem meine Mutter, mein Bruder und meine Schwester, meine Freunde ihr Leben für mich unterbrochen haben. Und nicht nur sie, sondern Israelis, Juden und andere Menschen auf der ganzen Welt haben fast 500 Tage lang für mich gebetet. Ich liebe das Leben. Mein Verlust, meine Trauer, all die Erinnerungen an Lianne, meine Töchter und Yossi werden mich bis zu meinem letzten Tag begleiten. Ich weine täglich um sie. Aber all das wird nicht mein ganzes Leben sein, sondern ein wichtiger Teil davon.

SPIEGEL: Wie erleben Sie die vermeintlich profanen Dinge, das Alltägliche?

Sharabi: Man lernt alles viel mehr zu schätzen. Die Freiheit aufzustehen, zur Toilette zu gehen oder den Kühlschrank zu öffnen, wann ich es will. Ich habe verstanden, dass materielle Dinge nicht wichtig sind. Aber was würde ich dafür geben, noch mal fünf Minuten mit meiner Frau, meinen Kindern und meinem Bruder zu verbringen.

SPIEGEL: Wo leben Sie jetzt?



Ashraf Amra / Anadolu / IMAGO

Israeli Sharabi kurz vor seiner Freilassung am 8. Februar: »Für uns war diese Zeremonie einfach die letzte Demütigung«

Sharabi: Ich weiß, dass ich in Be'eri nicht leben kann, weil mich dort alles an die Tragödie erinnert. Ich hoffe, dass mir ein Neuanfang in Zentralisrael, also in der Nähe von Tel Aviv, gelingt. Ich möchte mit Kindern arbeiten, ihnen Mathematik beibringen.

SPIEGEL: Wie geht es Ihnen körperlich?

Sharabi: Als ich entführt wurde, wog ich 70 Kilogramm. Bei meiner Freilassung 16 Monate später waren es 44. Aber davon habe ich mich gut erholt, ich wiege jetzt wieder 65 Kilo. Die Ärzte waren erstaunt darüber, dass ich so viel Gewicht verloren habe, ohne dass meine Organe geschädigt wurden. Aber die mentale Erholung bleibt eine tägliche Herausforderung. Einmal pro Woche treffe ich meine Psychologin, die mir schon sehr geholfen hat. Bei ihr weine ich am meisten.

SPIEGEL: Bei den Bildern von Ihnen und den anderen freigelassenen Geiseln fühlten sich viele Menschen an Holocaustüberlebende

erinnert, so abgemagert waren Sie. Sie ziehen diesen Vergleich nicht?

Sharabi: Ich hasse es, mich als Opfer zu sehen. Ich werde den 7. Oktober und meine Gefangenschaft niemals mit dem Holocaust vergleichen, das ist etwas ganz anderes.

SPIEGEL: Es gibt Überlebende des 7. Oktober, die kein Arabisch mehr hören können. Wie ist das bei Ihnen?

Sharabi: Ich habe da kein Problem. Tatsächlich haben mir viele arabische Israelis nach der Veröffentlichung meines Buches geschrieben, dass die Hamas nicht nach dem Koran handelte und sie sich dafür schämen. Ich habe Araber vor dem 7. Oktober nicht gehasst, und ich hasse sie auch jetzt nicht. Ich glaube an den Frieden.

SPIEGEL: Umfragen zufolge wünschen sich viele Israelis, dass Sie, andere Ex-Geiseln und deren Angehörige in die Politik gehen. Können Sie sich das vorstellen?

Sharabi: Auf keinen Fall! Ich weiß, dass viele Menschen denken, dass ich erstaunliche Dinge sage. Aber ich bin nicht besonders.

SPIEGEL: Es hat bis Februar dieses Jahres gedauert, bis Sie freigelassen wurden. Und noch mal bis Oktober, bis die letzten lebenden Geiseln ausgetauscht wurden. Wieso hat die Regierung den Krieg so lange fortgesetzt?

Sharabi: Für uns, die wir 50 Meter unter der Erde waren, hätte es natürlich nicht früh genug enden können. Oben sah es anders aus, es war kompliziert, das verstehe ich. Aber ja, es hat zu lange gedauert.

SPIEGEL: Haben Sie sich dort unten im Tunnel auch die Frage gestellt, wie es zum 7. Oktober kommen konnte?

Sharabi: Es geht nicht darum, jemandem die Schuld zu geben, sondern als Gesellschaft und als Staat daraus zu lernen. Auch die Armee, die uns beschützen sollte, muss das tun. Aber Antworten auf diese Fragen ha-

ben wir noch immer nicht. Deshalb brauchen wir diesen Untersuchungsausschuss zu den Versäumnissen vom 7. Oktober.

SPIEGEL: Hat sich jemand bei Ihnen entschuldigt?

Sharabi: Ja, vor allem Verantwortliche aus dem Militär, auch der Verteidigungsminister. Doch noch einmal: Ich versuche nicht, jemandem die Schuld zu geben. Ich bin nicht wütend. Aber wir müssen als Gesellschaft und als Land daraus lernen, damit so etwas nicht wieder passiert.

SPIEGEL: Wie kann Israel den 7. Oktober endlich hinter sich lassen?

Sharabi: Dass die lebenden Geiseln zurückgekehrt sind, war wichtig. Wir sind nun auf einem guten Weg. Auch dank der großen Anstrengungen von US-Präsident Donald Trump und von Steve Witkoff.

SPIEGEL: Sie haben Trump im März im Weißen Haus getroffen, wie war das?

Sharabi: Ich habe zu ihm gesagt: Vielen Dank, dass Sie meine Freilassung erreicht haben. Und ich habe ihn gebeten, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um diesen Krieg zu beenden und alle Geiseln zurückzuholen. Denn in Kriegen gibt es keine Gewinner, sondern immer nur Leid.

SPIEGEL: Sie haben den Krieg hautnah gespürt, in Ihrer Nähe fielen israelische Bomben. Was haben Sie da gefühlt?

Sharabi: Es war wirklich beängstigend, aber gleichzeitig verstand ich, dass die Armee gegen die Hamas vorgehen muss. Die israelische

Führung setzte auf militärischen Druck, um ein Abkommen zu erreichen. Und aus dem Viertel, in dem man uns in den ersten 52 Tagen festhielt, wurden sehr viele Raketen auf Israel abgefeuert.

SPIEGEL: Als Sie am 7. Oktober nach Gaza verschleppt wurden, wurden Sie beinahe von einem Mob gelyncht.

Sharabi: Es gelang dieser Menschenmenge, mich für ein paar Sekunden wegzuziehen. Männer prügeln auf mich ein, Kinder schlagen mir mit ihren Schuhen auf den Kopf. Ich war sicher, dass mein Ende gekommen war. Glücklicherweise gelang es den beiden Terroristen, mich wegzuziehen und in eine Moschee zu bringen. Die Hamas fürchtete die Zivilisten. Als wir noch oberirdisch in einem Haus gefangen waren, wiesen unsere Bewacher uns an, leise zu sprechen: Sonst könnten Menschen uns draußen hören, hineinkommen und uns alle umbringen.

SPIEGEL: Nach dem Hamas-Terrorüberfall gab es für viele Israelis in Gaza keine Unschuldigen mehr. Denken Sie auch so?

Sharabi: Wie viele Menschen in Gaza Hamas-Anhänger sind, weiß ich nicht. Aber in den Gesprächen mit den Terroristen haben wir erlebt, wie die dschihadistische Gehirnwäsche funktioniert. Sie sagten, nach diesem Krieg würden sie wiederkommen, bis sie alle Israelis und Juden erledigt hätten. Und wenn sie damit fertig wären, kämen sie nach Großbritannien, Frankreich, Deutschland und in die USA. Die ganze Welt müsse muslimisch

werden, die einzige Religion auf der Welt sei der Islam. Das glauben sie.

SPIEGEL: Gerade in Be'eri und den anderen Kibbuzim an der Grenze Gazas lebten viele Friedensaktivisten. War der Schock über den 7. Oktober auch deshalb so groß?

Sharabi: Es war ja nicht nur die Hamas, sondern es waren auch Zivilisten, die in Be'eri töteten und raubten. Ironischerweise haben sie den Menschen am meisten geschadet, die ihnen in der Vergangenheit am meisten geholfen hatten. Wir haben im Kibbuz Geld für Menschen in Gaza gesammelt. Wir haben Kleidung und Lebensmittel gespendet. Und wir haben kranke Palästinenser zu israelischen Krankenhäusern gebracht.

SPIEGEL: Nur wenige Wochen nach dem 7. Oktober wurden Dutzende israelische Neugeborene nach Ihrem Kibbuz benannt. Die Solidarität im Land war riesig.

Sharabi: Ich habe das natürlich nicht miterlebt. Als ich nach meiner Freilassung im Krankenhaus ankam und man mir sagte, dass ich draußen sehr bekannt sei und mich darauf gefasst machen müsse, habe ich das erst nicht verstanden. Ich kannte auch die allwöchentlichen Proteste mit Zehntausenden Menschen nicht.

SPIEGEL: Haben Sie seitdem Feindseligkeiten erlebt wie andere Ex-Geiseln?

Sharabi: Ich bin sehr vorsichtig mit den Medien. Ich versuche, keine Fehler zu machen und gleichzeitig authentisch zu bleiben. Ich spreche nicht über Politik. Ich wollte auch nie, dass der Premierminister mich nach meiner Freilassung einlädt und umarmt.

SPIEGEL: Hat er Sie denn eingeladen?

Sharabi: Nein. Ich brauche das auch nicht. Das bringt mir meinen Bruder, meine Frau und meine Töchter nicht zurück.

SPIEGEL: Sie waren vor dem 7. Oktober ein begeisterter Taucher. Hatten Sie dazu seit Ihrer Freilassung schon wieder Gelegenheit?

Sharabi: Ja, vor drei Monaten war ich in Thailand. Beim ersten Tauchgang war jeder Atemzug auch für meine jüngere Tochter Yael. Sie hat nur ein paar Wochen vor dem 7. Oktober ihren Tauchschein gemacht, wir planten einen gemeinsamen Urlaub. Und jedes Mal, wenn ich am Strand bin, bin ich dort auch für meinen Bruder Yossi, der ein leidenschaftlicher Surfer war. Das sind wertvolle Momente, um mich an meine Liebsten zu erinnern und den Verlust zu verarbeiten.

SPIEGEL: Haben Sie sich eigentlich einen Zeitpunkt gesetzt, ab dem Sie nicht mehr öffentlich über das Erlebte sprechen wollen?

Sharabi: Viele Menschen wollen, dass ich ein weiteres Buch schreibe. Aber ich denke, dass es reicht. Mit meiner Familie und meinen Freunden werde ich weiter über alles sprechen, was geschehen ist. Aber nicht mehr in der Öffentlichkeit. Genuß ist genug. Wir müssen das überwinden.

SPIEGEL: Herr Sharabi, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Ex-Geisel Sharabi mit Foto seiner Familie bei der Uno: »Das Überleben wurde meine Mission«



Lev Radin / Pacific Press Agency / IMAGO



Probandin im KI-Musiktherapie-Labor

Raul Kiano / DER SPIEGEL

Auf Klangkur

China Musikwissenschaftler in Shanghai wollen mit künstlicher Intelligenz Töne erzeugen, die Menschen gesund machen. Ein Selbstversuch.

Im achten Stock des Shanghaier Musikkonservatoriums steht eine künstliche Gartenlaube. Eine schalldichte Kammer, ausgelegt mit Teppichboden, darin Ahornbäumchen aus Plastik, Fototapeten mit Wiesen und Bäumen. Stehlampen verströmen warmes Licht. Man lässt sich in einen weichen Sessel fallen.

Aus einem Lautsprecher dringt eine Männerstimme, für die ausländische Probandin auf Englisch: »Nimm dir einen Moment. Setz dich. Sei einfach hier.«

Hier: in einer der renommiertesten Musikhochschulen Chinas. Bisher sind sich auf den Gängen Geigerinnen und Tenöre begegnet, seit Anfang des Jahres hängt da ein Schild: »KI-Musiktherapie-Labor«.

»Lass dich von der Musik umhüllen wie von einer sanften Welle, die dich wegstößt vom Lärm der Welt in einen Raum, der dich hält«, tönt es weiter aus der Box.

Ren Shihong, 31, tritt in gebügelter Chinochse und Logoshirt der Uni an den Sessel heran. Er hat in Frankreich elektronische Musikkomposition studiert. Jetzt ist er zurück in China und legt einem ein Stirnband mit Elektroden um den Kopf: für eine medizinische Messung mit dem Namen Elektroenzephalografie, kurz »EEG«. Es kann Gehirnströme erfassen. Gamma-, Beta-, Alpha-, Theta- und Deltawellen, elektrische

Signale, die zeigen, wie aktiv das Gehirn gerade ist.

Laut Studien lassen sich anhand der Gehirnströme gewisse Schlüsse darüber ziehen, wie es einem Menschen geht. Damit arbeitet Ren. Er und sein Kernteam, die meisten Anfang dreißig, Toningenieure, Akustiker, ein Musikpsychologe, berichten von Bekannten mit psychischen Problemen. Ren sagt: »In Shanghai können viele nicht schlafen. Ich will was tun.«

Seit Jahrzehnten nutzen Therapeutinnen die Kraft der Musik, um Patienten zu helfen, die an Depressionen oder Traumata leiden, die ADHS haben oder Angstschübe. Mit Musik können sie ihre Gefühle besser ausdrücken, ihren Körper spüren.

Ren will die Musiktherapeuten ersetzen – mit einem Computerprogramm. Er bastelt an einer künstlichen Intelligenz, die anhand von Körperdaten Melodien komponiert. So als würde man sich nach einem schlechten Tag seine Lieblingsmusik auf den Kopfhörer packen. Nur dass die KI Songs kreiert, die in dieser Sekunde perfekt passen.

In China mit seinen 1,4 Milliarden Einwohnern steigt die Zahl diagnostizierter psychischer Krankheiten. Laut aktuellen Studien sind junge Menschen und Frauen besonders anfällig dafür, Depressionen oder Schlafprobleme zu entwickeln. Die Suizid-

rate unter Jugendlichen in Städten hat sich in wenigen Jahren mehr als verdoppelt. Experten zufolge liegt das am enormen Leistungsdruck an den Schulen, im Job und zu Hause. Die Coronapandemie hat zu mehr Angststörungen geführt.

Doch wer hier einen Therapieplatz sucht, muss lange warten. Auf 100.000 Menschen kamen in China im Jahr 2021 gerade einmal sieben Psychiater. In weiten Teilen des Landes fehlt es an Personal. Viele Chinesinnen und Chinesen könnten sich eine Behandlung ohnehin nicht leisten. Besuche beim Psychotherapeuten waren außerdem lange gesellschaftlich verpönt.

Traumata oder die Folgen von Gewalterfahrungen können in China nicht leicht besprochen werden. Dafür ist auch die historische Erfahrung verantwortlich: Die chaotischen Jahre der Kulturrevolution haben der Gesellschaft viel Vertrauen gekostet.

Ren glaubt, KI könnte helfen.

Die Regierung pumpt Milliarden in die Entwicklung von Zukunftstechnologien. Staatschef Xi Jinping fordert Unternehmen auf, »am Puls der Zeit« zu arbeiten. Unzählige Firmen springen auf den Trend auf, greifen Fördergelder ab. Auch Rens Projekt erhält Geld vom Staat.

Zwei psychiatrische Stationen sollen Rens Prototyp bald testen, in einem Kinderkrankenhaus und in einem Uni-Klinikum in Shanghai. Ren stellt sich vor, dass es seine Musikammern irgendwann nicht nur in Krankenhäusern gibt, sondern auch an Flughäfen oder Bahnhöfen. »Es können doch alle ein Tool gebrauchen, um sich besser zu fühlen«, sagt er.

In der Kammer knipst er einem nun ein Sauerstoffmessgerät an den Finger, kippt die Sessellehne nach hinten, dimmt das Licht.

Chinesische Erhus, Saiteninstrumente, ertönen, werden abgelöst von elektronischen Klängen ohne Beat, ein wenig wie in der Spotify-Playlist »Stress Relief«, während man tiefer ins Polster rutscht. Der Kiefermuskel entkrampft sich. Schickt einem die KI diese beruhigenden Melodien, weil sie an den Gehirnströmen abliest, dass man gerade besonders aufgekratzt ist?

Es folgen Natursounds, Windböen, dann brechende Wellen. Geigen singen, schließlich tropft Wasser in einen See. Einmal meldet sich die Männerstimme, sagt etwas von »das ist dein Moment«, aber man ist so ruhig, dass man sie kaum hört. Über einen Monitor wabern im Rhythmus der Musik hypnotische Animationen, von Blau zu dunklem Grün zu Pink.

Die Musiktherapiesitzung im Labor der Musikhochschule dauert an diesem Vormittag im Herbst eine Viertelstunde. Als die Lichter wieder angehen, kommt ein Gedanke auf: lieber hier auf einen Therapieplatz warten als draußen in der kalten, rauen Welt.

Maria Stöhr

5

Wird Belgien zum Narco-Staat?

Drogenmafia In Brüssel beschießen sich Banden auf offener Straße, der Generalstaatsanwalt steht wegen Todesdrohungen unter ständigem Polizeischutz. Kritiker fürchten Verhältnisse wie einst in Italien.

Der 18. November ist ein trüber Herbsttag in Brüssel, in den Bürotürmen der Europäischen Kommission wird über die EU-Erweiterung diskutiert, im Parlament reden sie über die Zukunft der europäischen Landwirtschaft. Ereignisarmer Alltag im Quartier Léopold.

Nur wenige Autominuten entfernt kämpft die belgische Polizei mit einem Großaufgebot gegen die Drogenmafia. In Brüssel und im benachbarten Leuven durchsuchen Beamte 18 Wohnungen. Der konzertierten Operation gingen monatelange Ermittlungen voraus, um die Männer zu finden, die ein Attentat auf den amtierenden Generalstaatsanwalt Julien Moinil geplant haben sollen. Acht verdächtige Personen werden während der Razzia festgenommen, alle sind im Drogenmilieu bekannt.

Der 40-jährige Moinil ist erst seit Januar im Amt. Kompromissloser als viele Politiker hat der Jurist seither den Kampf gegen die

Drogenkriminalität zur obersten Priorität erklärt, Isolationshaft für Drogenbosse und mehr Mittel für ihre Verfolgung gefordert. Die Todesdrohungen gegen ihn folgten nur sechs Monate nach seinem Amtsantritt. Anfang Juli hoben Sicherheitsbehörden die Bedrohungsstufe auf das höchste Niveau für Moinil an. Seither steht er unter ständigem Polizeischutz, was ihn nicht davon abhält, Pressekonferenzen zu geben, auf denen er die Untätigkeit von Politikern anprangert.

Es sei nicht normal, dass es in einer europäischen Hauptstadt ständig Schießereien zwischen konkurrierenden Drogenbanden gebe, erklärt er da. Und zeichnet das Bild eines Staates, der sich nicht die Mittel gebe, seine Bürger zu schützen: »In Wahrheit kann jeder, der durch Brüssel geht, Opfer einer fehlgeleiteten Kugel werden.«

Es gibt nicht viele belgische Staatsbeamte, die öffentlich das Scheitern ihrer Regierung eingestehen. Aber inzwischen scheint

für manche eine Grenze überschritten zu sein. Das 12-Millionen-Einwohner-Land Belgien, Zentrum von EU-Institutionen, zudem Sitz der Nato, erfährt gerade eine Vertrauenskrise.

Das Drogengeschäft im Land wird von rivalisierenden Banden beherrscht, Drogenbosse aus Marseille sind darunter, Albaner, aber auch Belgier. Einfallstor für Cannabis wie Kokain ist der Hafen von Antwerpen. Allein im vergangenen Jahr wurden dort 44 Tonnen Kokain beschlagnahmt, das entspricht einem Warenwert von ungefähr 2,2 Milliarden Euro.

Neben den Niederlanden und Spanien ist Belgien damit eines der wichtigsten Drogeneinfuhrländer in Europa. Die europäische Drogenagentur wertete im vergangenen Jahr die Kokainrückstände im Abwasser in 128 europäischen Städten und 28 Ländern aus. In Antwerpen war der Wert mit Abstand am höchsten. Das niederländische Amsterdam lag in der Untersuchung auf Platz drei, Rotterdam auf Platz sechs.

Untersuchungsrichterinnen, Justiz- und Polizeibeamte fühlen sich von der Regierung alleingelassen im Kampf gegen die immer mächtiger werdenden »narcotrafiquants«. Bewohner mehrerer Viertel in Brüssel und Antwerpen haben den Glauben an eine Regierung verloren, die nur wenig unternimmt gegen die zunehmende Gewalt in ihren Vierteln. Allein in Brüssel gab es seit Anfang des Jahres mehr als 60 Feuergefechte auf offener Straße. Im November wurde dabei in Anderlecht ein elfjähriges Mädchen nachts in seinem Bett von Glassplittern getroffen und verletzt – unbekannte Täter hatten etwa 14 Schüsse auf das Wohnhaus abgegeben. Der Tatort war nur zehn Fußminuten von der Grand Place, dem touristischen Zentrum Brüssels, entfernt.

»Wir sehen uns einer Bedrohung gegenüber, die unsere Institutionen untergräbt«, schreibt eine Untersuchungsrichterin aus Antwerpen in einem offenen Brief Ende Oktober. Belgien stehe kurz davor, zu einem »Narco-Staat« zu werden. »Sie glauben, das sei unmöglich? Übertrieben? Unser Drogenbeauftragter ist der Meinung, dass diese Entwicklung bereits eingesetzt hat. Meine Kollegen und ich teilen diese Einschätzung.«

Das Land weise mittlerweile viele Merkmale eines Drogenstaats auf, schreibt die Richterin: eine illegale, mafiaartige Organisation, die die legale Wirtschaft unterwandere, Korruption und Gewalt. Die Juristin, die anonym blieb, musste nach Todesdrohungen vier Monate in einem Safe House verbringen, einer geheimen Unterkunft der Sicherheitsbehörden, getrennt von Mann und Kindern. Die Regierung habe in dieser Zeit weder Kontakt zu ihr aufgenommen, noch ihre alleingelassene Familie unterstützt, schreibt sie. Sie sei nicht die Einzige aus dem Justizapparat, die so etwas erlebe: »Aber

Drogenspürhund in Lagerhaus bei Antwerpen: 44 Tonnen Kokain in 2024 beschlagnahmt



Jonas Rossens / AFP

wir fühlen uns nicht wie edle Ritter, sondern eher wie Soldaten an der Front ohne Rückendeckung«, klagt sie.

Es werde auch deshalb immer schwieriger, Richter zu finden, die bereit seien, harte Urteile gegen Täter im Drogenmilieu zu fällen. Ihr Brief schließt mit dramatischen Worten: »Die Frage ist nicht, ob der Rechtsstaat bedroht ist – das ist er bereits. Die Frage ist: Wie wird sich unser Staat verteidigen?«

Das Beunruhigende an der Situation sei, dass man all dies hätte kommen sehen können, sagt der Europaabgeordnete Leoluca Orlando in einem Eckbüro im 7. Stock des EU-Parlaments. »Vorausgesetzt, diese Regierung hätte es denn sehen wollen. Aber sie hat Augen, Mund und Ohren verschlossen. Sie ist sich bis heute nicht bewusst, dass es hier nicht nur um kriminelle Straftaten geht, sondern um einen Angriff auf die Demokratie.«

Orlando, 78, war seit den Achtzigerjahren mehrfach Bürgermeister von Palermo, später Abgeordneter im Parlament in Rom als Vertreter der von ihm gegründeten Demokratiebewegung »La Rete«. In beiden Funktionen sagte er der italienischen Mafia den Kampf an und ging gegen deren weitverzweigte Netzwerke vor.

Er wünsche sich, sagt Orlando, dass Belgien nicht erleben müsse, was den Italienern vor über 30 Jahren widerfuhr: eine gezielte Unterwanderung des Staatsapparats – mit Abgeordneten und hohen Staatsbeamten als Teil des kriminellen Netzwerks. »Ich teile die Diagnose der Untersuchungsrichterin«, sagt er, »aber wenn die Regierung jetzt nichts unternimmt, dann werden auch hier staatliche Strukturen unterwandert. Der Mafia geht es nie nur um Geld. Sie will Macht – auf politischer wie wirtschaftlicher Ebene.«

Auf Orlandos Schreibtisch liegt das Buch von Amine Kessaci, einem jungen Aktivisten aus dem südfranzösischen Marseille, dessen Bruder vor zwei Wochen auf offener Straße erschossen wurde. Die Täter kamen auf einem Motorrad, gaben mehrere Schüsse auf den 20-jährigen Mehdi Kessaci ab und fuhrten wieder weg. Es war eine letzte Warnung an den großen Bruder, der sich seit Jahren im Kampf gegen die Drogenbanden von Marseille engagiert. Nachdem 2020 bereits sein großer Bruder von Mitgliedern einer Drogenbande erschossen und verkohlt im Kofferraum eines Wagens aufgefunden wurde, gründete Amine Kessaci einen Verein, der sich um die Angehörigen der Opfer und Jugendliche aus den Vororten kümmert. Nun ist auch sein kleiner Bruder tot, er wollte Polizist werden.

Er werde nicht schweigen, sondern seinen Kampf weiterführen, schrieb Amine Kessaci vor wenigen Tagen trotzig in einem Meinungsbeitrag für die Tageszeitung »Le Monde«. »Ich rede, weil ich weiß, dass



Jan A. Staiger / DER SPIEGEL

Justizministerin Verlinde:

»Wir handeln an allen Fronten«

Schweigen unsere Feinde schützt.« Orlando nimmt das Buch in die Hand und sagt, er wäre gern zur Beerdigung von Mehdi nach Marseille gefahren, aber er habe es nicht geschafft. »Es ist eine Tragödie, eine europäische Tragödie. Wir sind alle betroffen, unternehmen wir endlich etwas.«

Ein Ortstermin am vergangenen Freitag im Hafen von Antwerpen. Justizministerin Annelies Verlinde ist gekommen, um ein neues Sicherheitsportal vorzustellen. Die Behörden sollen sich dank des neuen Systems besser austauschen können. Es geht um regelmäßige Inspektionen, um Screenings und KI-gesteuerte Kameraüberwachungen. Die Hafenverwaltung hat Stehtische aufgebaut, es gibt Sekt und einen Werbefilm. »Wir handeln an allen Fronten«, heißt es großspurig darin.

Unter den Gästen ist auch Polizeikommissar Freddy Rottiers, der seit Jahren im Hafen ermittelt. Er erzählt, die Polizei finde hier jeden Tag Drogen. Die Mafia schicke Minderjährige, die ohne Papiere in Europa leben, auf das Gelände, um Drogentransporte entgegenzunehmen. Das Hafenpersonal werde bestochen, auch Polizisten seien unter ihnen. Manche machten freiwillig mit, viele würden erpresst, ihre Familien von den Drogenbanden bedroht.

Täglich würden die konkurrierenden Kartelle um ihre Territorien kämpfen, mit allen Mitteln. Das führe nicht nur zu Schießereien, es werde auch gefoltert. Immer wieder würden die Gruppen untereinander Geiseln nehmen. »Und da wird auch mal ein Finger, eine Zunge oder ein Ohr abgeschnitten«, sagt der Kommissar.

Das neue Portal sei deshalb entscheidend, sagt Justizministerin Verlinde. »Wir brauchen ein Netzwerk, um ein Netzwerk zu bekämpfen.« Sie könne keine Null-Risiko-Zone versprechen, aber sie tue alles, so die Ministerin, um gegen die Organisierte Kriminalität anzugehen. Es müsse mehr investiert werden, in Gefängnisse, in Polizei und Justiz.

Im modernen, silberfarbenen Justizpalast von Antwerpen nimmt diese Sätze niemand mehr ernst. Weil hier alle ständig das Gegenteil erleben. Es fehlt an Richtern, an Ermittlern, an Leuten, die den Geldströmen des Milliardengeschäfts nachgehen könnten, um den Hintermännern auf die Spur zu kommen.

»Follow the money, das ist das, was man tun müsste. Aber ich habe das Personal dazu nicht. Wir sind zu 25 Prozent unterbesetzt, während die Organisierte Kriminalität in den vergangenen vier Jahren um 140 Prozent zunahm«, sagt Generalstaatsanwalt der Provinz Limburg Guido Vermeiren. Neben ihm sitzt Bart Willocx, Präsident des Berufungsgerichts von Antwerpen, und nickt traurig.

Die beiden Männer haben sich vor Monaten zu einer ungewöhnlichen Initiative entschlossen. Seit Mai protestieren sie öffentlich gegen die Missstände, zunächst einmal pro Woche, inzwischen einmal pro Monat. »Wir alle hätten einen ähnlichen Brief wie die Untersuchungsrichterin schreiben können«, sagt Vermeiren. »Wir erleben alle dasselbe. Ich habe zum ersten Mal das Gefühl, dass wir an einem Punkt angekommen sind, an dem das Ganze kippen könnte.«

Schon jetzt ist in der Stadt eine Parallelwirtschaft entstanden. Im Großraum Antwerpen gibt es über 20.000 Briefkastenfirmen, in denen wenig gehandelt, aber viel Geld gewaschen wird. Die Drogenmafia investiert massiv in die Immobilienbranche, kauft Häuser und Wohnungen, die sie anschließend vermietet.

»Wir sind die dritte Gewalt im Staat, aber wir werden nicht so behandelt und nicht so ausgestattet«, sagt Willocx, der Präsident des Berufungsgerichts. »Und ich sehe keine Strategie, keinen langfristigen Plan auf Regierungsebene, diese Situation zu beenden. Das bringt uns in eine gefährliche Lage.«

Normalerweise, so sagen die beiden Männer, sei es Aufgabe der Justiz, der Bevölkerung ein Gefühl von Sicherheit zu vermitteln, neutral zu bleiben, sich nicht in die Politik einzumischen. »Aber das können wir nicht mehr, weil uns zwar alle zuhören, aber dann nichts geschieht«, sagt der Staatsanwalt. »Wir haben deshalb entschieden, uns direkt an die Gesellschaft zu wenden, ihr zu sagen: ›Ihr braucht uns. Aber wenn es keine starke Justiz mehr gibt, dann können wir eure Sicherheit und Freiheit nicht mehr garantieren.««

Timo Lehmann, Britta Sandberg



Mick Tsikas / AAP / IMAGO

◀ Der Moment

Die australische Politikerin Pauline Hanson erschien zum wiederholten Mal im Parlament in Canberra in einer Burka. Damit wollte sie für ein Verbot des muslimischen Schleiers werben, den sie als Bedrohung für die nationale Sicherheit darstellt. Allerdings konnte Hanson keinen Sicherheitsvorfall nennen, der mit dem Tragen einer Burka in Verbindung steht. Weil sie die Verhüllung nicht ablegte, wurde die Chefin der rechten One-Nation-Partei aus dem Senat verwiesen. Kritiker warfen ihr vor, Muslime verächtlich zu machen. KKK

SCHAUT AUF DIESE STADT

Das fast perfekte Produkt

Rio Ein Stereotyp, dem man hier überall begegnet, ist der *complexo vira-lata*, übersetzt: Straßenköterkomplex. Mit diesem Begriff bringen die Brasilianer ein tief wurzelndes Minderwertigkeitsgefühl zum Ausdruck, das sie gegenüber dem sogenannten entwickelten Teil der Welt empfinden.

Ich habe Freunde, die ihre Ferien in Berlin verbracht haben und noch heute von der effizienten Organisation des öffentlichen Lebens schwärmen. In Rio, sagen sie, beginne das Jahr nach dem Karneval, und die Arbeitswoche ende freitags nach dem Mittagessen. Die Deutschen haben das Reinheitsgebot, während hier reihenweise Menschen sterben, weil irgendein Schnapsbrenner Methanol in den Cachaça panschte. In Deutschland, sagen sie, gehe es um Leistung. In Brasilien definiere sich die gesellschaftliche

Rolle auch 137 Jahre nach Abschaffung der Sklaverei vor allem durch das Erbe.

In diesem Zusammenhang erscheint mir passend, dass mein einziges Erbstück in fast 15 Jahren Rio ein Duschvorhang ist, den der Vorbesitzer unserer Wohnung offenkundig nicht mehr brauchte. Auf dem Stück Stoff stehen Hunderte Vokabelpaare, deutsch und englisch. Die Idee des Herstellers, einer Klitsche namens Intuitive Learning Company: Mithilfe dieses Vorhangs sollte es möglich sein, en passant beim Duschen einen kulturellen Rückstand aufzuholen und mit den ehemaligen Kolonialherren auf Augenhöhe zu kommunizieren.

Ein Sehnsuchts-Gadget, das perfekte Produkt für die brasilianische Mittelschicht. Bei näherem Hinsehen hat die Sache allerdings einen Ha-

ken. Ein paar Beispiele: orange – die apfelfbne; truck – der grapefruit; bach – das bad; cold wakt – das kabes wasser; hread – das hrot; bencher – brnder. So geht es immer weiter.

Manchmal, wenn ich beim Zähneputzen auf den Vorhang blicke, stelle ich mir vor, wie der reisender aus Rio nach einem dannerlauf durch Kreuzberg erschöpft in ein Café tritt und einen orangenessaft mit kitsche und karrote bestellt. Oder, wenn er hungrig ist, einen Teller karoffeln mit blattsade. Es ist ein steter Quell der Freude.

Vor einer Weile hab ich die Firma angeschrieben, weil ich wissen wollte, wer so was verkauft, aber es kam nie eine Antwort. Was schade ist. Sie hätten zumindest schreiben können, dass man nicht alles für bare Münze nehmen sollte. Bzw. miinse. Marian Blasberg



An dieser Stelle schreiben im Wechsel Marian Blasberg, Christoph Giesen, Julia Amalia Heyer, Leo Klimm und Maria Stöhr.

KRIEG IN MALI

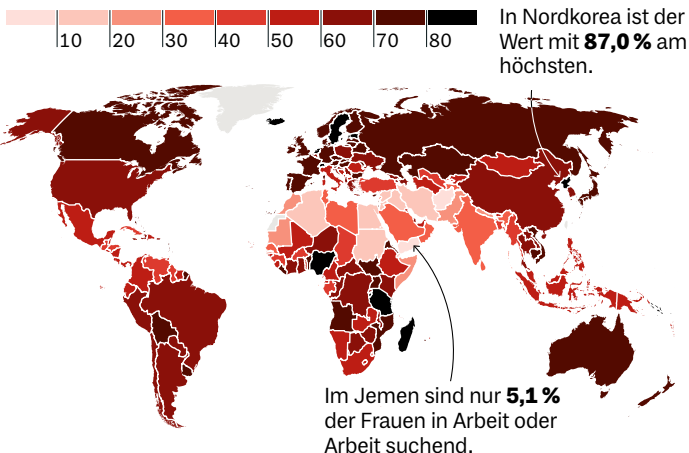
Eine Millionenstadt im Würgegriff der Dschihadisten

Seit mehr als zwei Monaten gelangt kaum Treibstoff in die malische Hauptstadt Bamako. Die Kämpfer von Jama'at Nusrat al-Islam wal-Muslimin (JNIM), einer mit al-Qaida verbündeten Miliz, halten eine Blockade der Zufahrtsrouten aufrecht und greifen Tanklastwagen aus den Nachbarländern an. Viele Autos fahren nicht mehr, Generatoren stehen still. Schulen und Universitäten schließen, Krankenhäuser kämpfen mit Stromausfällen, die Lebensmittelpreise steigen. Die Blockade ist ein weiterer Schlag für die regierende Militärjunta. Immer deutlicher zeigt sich, dass sie die Sicherheitslage nicht unter Kontrolle hat. Radikale Islamisten herrschen in weiten Teilen des Wüstenstaats. Die Sahelzone gilt als globales Epizentrum des Dschihad. Bereits im vergangenen Jahr griff JNIM den Flughafen von Bamako an. Beobachter sprechen von der schlechtesten Sicherheitslage seit 2012, als ein Vormarsch der Dschihadisten erst durch das Eingreifen Frankreichs gestoppt wurde. Hinter der Blockade der Dschihadisten steht offenbar eine Strategie. »Es ist eine sehr durchdachte Aktion. Sie hat das Leben in Bamako, aber auch in anderen Städten zum Stillstand gebracht und für alle Bürger sichtbar gemacht, dass die Regierung die Lage nicht im Griff hat. Und genau das ist das Ziel: Armee und Bevölkerung sollen demoralisiert werden«, so Denis Tull, Sahel-Experte bei der Stiftung Wissenschaft und Politik. »Durch die Blockade wollen sie Verunsicherung schüren. Das könnte dann dazu führen, dass die Regierung gestürzt wird, nicht durch JNIM selbst, sondern etwa durch einen weiteren Putsch oder eine Erhebung der Bevölkerung.« FSC

BLICK IN DIE WELT

Wie viele Frauen nehmen am Arbeitsmarkt teil?

Frauen im Alter von 15 bis 64 Jahren, die 2024 arbeiten oder aktiv Arbeit suchen, in %



5 • Quelle: Schätzung der Internationalen Arbeitsorganisation



SCHWEDENS PREMIER

»Wer kommt, soll Schwedisch lernen«

Ulf Kristersson, 61, regiert seit 2022 Schweden, gestützt von Rechtspopulisten. Hier erklärt der Liberal-Konservative, warum die Zusammenarbeit sinnvoll ist und sich seine Haltung zu Einwanderung gewandelt hat.

SPIEGEL: Herr Ministerpräsident, in Deutschland wächst die AfD, in Schweden regieren Sie mit Duldung der rechtspopulistischen Schwedendemokraten. Was bedeutet das für Ihre Regierungsarbeit?

Kristersson: Viele Demokratien erleben Polarisierung – von rechts wie von links. Gefährlich ist weniger das Extreme als die Verengung des Debattenraums. In Schweden ist eine Parteichefin sogar wegen des vergifteten Klimas zurückgetreten. Meine Antwort darauf: Probleme lösen und gutes Regierungshandwerk. Die Regeln des Parlamentarismus in Schweden zwingen seit den Neunzigern zur Kooperation: Eine Regierung kommt ins Amt, wenn sich keine aktive Mehrheit gegen sie formiert. Vier Parteien lagen in zentralen Feldern eng beieinander – innere Sicherheit, Energie, Migration, Außen- und Ukrainepolitik. Daraus haben wir eine tragfähige Plattform gebaut: Drei Parteien regieren, die vierte kooperiert formal.

SPIEGEL: Die vierte Partei sind eben die Schwedendemokraten. Kritiker sagen, diese setzten ihre Agenda um, obwohl sie nicht im Kabinett sind.

Kristersson: Das ist eine seltsame Unterstellung. Wir arbeiten in Bereichen zusammen, in denen wir die Richtung teilen – nicht vollständig, aber substanziell.

SPIEGEL: Welche denn?

Kristersson: Begrenzte Migration als Voraussetzung für Integration. Kernenergie als notwendiger Teil im Energiemix. Konsequenter Kampf gegen Bandenkriminalität. Und uneingeschränkte Solidarität mit der Ukraine. Von der Ukraine mal

abgesehen, war die Vorgängerregierung genau bei diesen Themen blockiert.

SPIEGEL: Ihre Partei wurde nur drittstärkste Kraft. Erschwert das das Regieren?

Kristersson: Regieren ist nie leicht. Wir verhandeln oft nächtelang über wichtige Details. Es läuft stabiler als erwartet, Koalitionskrisen gab es bisher keine.

SPIEGEL: Ihre Regierung markiert einen Bruch mit der liberalen Einwanderungspolitik. 1989 warben Sie als Jungkonservativer für »grenzenlose Einwanderung«. Warum der Sinneswandel?

Kristersson: Durch die Wirklichkeit. Die Idee offener Grenzen ist sympathisch, funktioniert

»Schon Mitte der Neunziger warben wir für begrenzte Migration. Damals galt das als rassistisch.«

aber nicht. Der schwedische Wohlfahrtsstaat beruht auf hoher Erwerbsbeteiligung, hohen Steuern, starker Absicherung. Zuwanderung gab es immer, aber die Dimensionen waren enorm: 325.000 Asylsuchende in acht Jahren. Schon Mitte der Neunziger warben wir für begrenzte Migration, um ein liberales Integrationsmodell zu sichern. Damals galt das als rassistisch. Heute diskutieren wir pragmatischer: Wir haben das niedrigste Zuwanderungsniveau seit 1985 – nicht, weil wir gegen Zuwanderung sind, sondern weil Integration gelingen muss. Wer kommt, soll Schwedisch lernen, sich qualifizieren und dort hinziehen, wo Jobs frei sind. POP, FIN

Sängerin Faravaz

**»ICH LIEBE
MEINE WUT«**

Frauenrechte In Iran wurde sie verurteilt, weil sie sich dem Gesangsverbot für Frauen widersetzte. Heute lebt Faravaz im Exil in Berlin und singt über Mullahs, Sex und die Freiheit, nicht jedem zu gefallen. Von Dialika Neufeld und Gene Glover (Fotos)

Ich wollte über Vögel und den Frühling singen, über Küsse und Liebe, über Zärtlichkeit...

Aber am Ende habe ich gegen die Mullahs gekämpft – und sie gefickt

(aus dem Song »Azadi«, 2025, übersetzt)

Ihre Freundin trägt jetzt eine elektronische Fußfessel. Zur Strafe, weil sie öffentlich gesungen hat. Sie hat ihr neulich ein Foto von dem Ding auf ihr Handy geschickt: Es zeigt ihre Beine, ihre rosafarbenen Socken und um den rechten Knöchel diesen kleinen schwarzen Kasten, der verhindert, dass sie sich wie ein freier Mensch bewegen kann. Auf das Gerät ist eine Waage aufgedruckt, das Zeichen der iranischen Justiz, als wäre irgendetwas gerecht daran.

Ein Mittwochnachmittag im Oktober. Die Sängerin Faravaz sitzt in einem grün-weißen Kleid, ungeschminkt und barfuß, in ihrer Wohnküche in Berlin-Spandau und erzählt. 4600 Kilometer ist Teheran von hier entfernt, und doch ist es jetzt ganz nah.

Sie streicht durch die Mediathek auf ihrem Handy, bis sie das Video gefunden hat, das sie sucht. »Schau«, sagt sie und drückt auf Play. Man sieht, wie ihre Freundin versucht, mit der Fußfessel zu duschen, wie sie umständlich eine Plastiktüte darumgeschlungen hat. Es ist entwürdigend, Alltag einer Sängerin in Iran. »Das Verrückte ist: Sie muss sogar jeden Monat dafür bezahlen, dass sie die Fessel trägt«, sagt Faravaz, Miete für den eigenen Freiheitsentzug.

Faravaz ist 35 Jahre alt, versteht Deutsch, aber spricht auf Englisch, sie ist seit sieben Jahren in Deutschland, im Exil. Ihren echten Namen, Fatemeh Sarebanha, hasse sie, weil er religiös sei, sagt sie.

Ihr Apartment liegt im vierten Stock, ein Neubau, fast bürgerlich, Tiefgarage, Fahrstuhl, in den Vorgärten der Nachbarn stehen Plastikrutschen für die Kinder. Hier wohnt sie mit ihrem Partner. Er ist gleichzeitig ihr Manager, blond, Brille, ein Wirtschaftsberater, der erste Mann, den sie in Deutschland kennengelernt hat. Er sitzt im Nebenzimmer am Computer und telefoniert, sie nennt ihn liebevoll ihre »German Kartoffel«. Vor drei Jahren sind sie aus Bayern nach Berlin gezogen, davon erzählt sie auch auf ihren Konzerten und sagt dann zum Publikum: »Thank God!«, und alle lachen. »In Berlin hatte ich zum ersten Mal die Möglichkeit, verschiedene Seiten meiner Persönlichkeit auszuprobieren, meiner Sexualität.« Hier habe sie auch die ersten Menschen kennengelernt, die sie musikalisch unterstützen, vor allem in der queeren Community.

Gerade ist sie nach einer Reihe von Konzerten zum ersten Mal wieder länger zu Hause. Faravaz schenkt Tee ein, stellt Pistazien auf den Tisch. Ihre Mutter in Iran habe im-

mer zu ihr gesagt: »Gäste dürfen niemals gehen, ohne gegessen zu haben.« Auf dem Fernseher läuft ein Livekonzert auf YouTube, eine junge britische Sängerin, die vor einem großen Publikum spielt, das Normalste der Welt, könnte man denken.

2018 wurde Faravaz in Iran zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, weil sie als Solokünstlerin aufgetreten war und Videos von ihrem Gesang auf Social Media geteilt hatte. »Warum musst du singen?«, habe sie der Richter gefragt. »Das machen nur Huren.« Sie entkam der Haft, weil sie in Revision gegangen und zufällig auf einem Konzert in Berlin war, als das Urteil rechtskräftig wurde, Gepäck nur für einen Kurztrip dabei, zehn Kilogramm für zwölf Tage, sie kehrte nie wieder zurück.

»Gefängnis kann in Iran alles bedeuten«, sagt Faravaz, »Folter, Vergewaltigung, sogar den Tod.« Es war Glück, dass sie gerade in Deutschland war. Gleichzeitig war es das größte Unglück. Sie verlor alles. Mutter, Freunde, ihren damaligen Ehemann. Kein Abschied, kein Plan, keine letzte Umarmung.

Von ihrem Sofa aus blickt sie auf die Havel. Sie sagt: »Manchmal fühle ich mich schuldig.« Weil sie hier sei und nicht in Iran. Schuldig, weil sie noch eine Stimme habe und so viele ihrer Freundinnen nicht. Sie hat beschlossen, sie zu nutzen, und macht heute Songs, die mehr sind als nur Musik: Sie sind Aktivismus, eine Kampfansage, politisch, provokant und manchmal »versaut«, wie sie sagt. Sie vermischt iranische Klänge mit Pop und Rap. Das Lied »Azadi« beginnt sie mit Original-Protestgesängen der iranischen Freiheitsbewegung, im nächsten geht's um Sex mit einem »Mullah«, dann wieder um den Verlust der Heimat, ihren Orangenhai, ihre geliebte Oma, die sie nicht mehr wiedersehen wird.

Bei ihren Bühnenshows zeigt sie dem Regime und dem Patriarchat immer wieder den Mittelfinger, manchmal reitet sie leicht bekleidet und lasziv auf einem Publikumsgast. Faravaz, eine Frau, die versteckt unter einem Schleier groß geworden ist. Sie sagt: »Fick die Leute, die verhindern wollten, dass ich die Person sein kann, die ich heute bin.«

Der SPIEGEL hat sie ein paar Monate begleitet und eine Frau erlebt, die wirkt, als hätte sie das Frauenbild ihrer Kindheit, all die Moralvorstellungen des Regimes auf einen Haufen geschmissen und angezündet – und die Asche zu Musik gemacht. Es ist die Geschichte einer Befreiung.

Track 1: Mullah

Drei Monate zuvor, ein Montagnachmittag Ende Juni. Die Sängerin kommt in einem kurzen Fransenkleid und Cowboystiefeln in die Tadschikische Teestube in Berlin-Mitte,

ein Lokal, das mit Teppichen und Sitzkissen ausgelegt ist. Sie sei wegen der Ungewissheit »emotional sehr belastet«, das hat ihr Manager und Freund dem Treffen vorweggeschickt. Es ist Krieg in Iran. Tausende sind auf der Flucht. Zu diesem Zeitpunkt ist noch nicht abzusehen, dass die Angriffe nach zwölf Tagen enden werden.

Seit Tagen, sagt Faravaz, könne sie ihre Mutter in Teheran nicht mehr erreichen. Lebt sie noch? Ist sie gesund? »Ich spüre Hoffnung in mir und Angst«, sagt sie, »beides gleichzeitig.« Angst, die Familie zu verlieren. Hoffnung, dass das Regime endlich falle. »Wenn sie nicht stürzen, ist mein Land noch mehr am Arsch als sowieso.«

Sie setzt sich auf eines der orientalischen Kissen und legt eine Schallplatte vor sich auf den Tisch, blutrotes Vinyl. Es ist ihr erstes eigenes Album, entstanden in Deutschland. Auf dem Cover ist zu sehen, wie sie sich ein großes Tattoo auf den Unterarm stechen lässt, einen Dolch, der ihr die Haut zerschneidet. Darunter steht auf Persisch der Albumtitel: »AZADI«, Freiheit.

Ich war Freiheit, jedes Mal, wenn ich Nein sagte... Als ich beschloss, ich selbst zu sein: wütend, laut, wild und schön

(aus dem Song »Azadi«, 2025, übersetzt)

Faravaz wurde 1990 in Teheran geboren. Ihre Mama war Hausfrau, ihr Vater ein gut verdienender Gebrauchtwagenteilehändler. Ein typischer Machotyp, sagt sie, nicht wirklich religiös, aber traditionell. Er habe viel rumgeschrien, sei oft wütend gewesen, ein gewalttätiger Mann.

»Der Job meines Vaters war es, uns unterdrückt zu halten, wie ein unbeflecktes Objekt. Um einen möglichst guten Besitzer für uns zu finden«, das sagt sie so: »Besitzer«.

Immerzu habe ihre Mutter Angst gehabt, dass sie später niemand nehmen wollen würde, weil sie »widerspenstig« und »fett« sei, wie sie selbst sagt. Weil sie nicht dem gängigen Ideal der Iraner entspreche: helle Haut, glatte Haare, dünn. Sie erinnert sich, wie sie jeden Abend mit diesem Gedanken eingeschlafen sei: »Kein Mann will dich!« Da sei sie zwölf Jahre alt gewesen.

Track 2: Enemy of God

Wann hat das angefangen mit der Wut auf ihr Leben als Frau? In dem Moment, als ihr Vater mal wieder zuschlug, um ihre Schwester zu bestrafen? Als er gegen ihre Gitarre trat, nachdem er sie mit Lippenstift im Gesicht erwischt hatte? Wenn sie am Meer waren und alle Jungs ins Wasser sprangen, aber die Mädchen nicht durften? Wenn sie Fußball spielen wollte, laut lachen? Oder als sie zum ersten Mal festgenommen wurde, weil ihr Outfit nicht »ange-

messen« war? Sie habe damals ein langes Kleid getragen, darunter Leggings. Die »Sittenwächter« hätten zu ihr gesagt: »Deine Beine sind sichtbar« – das reichte, um sie mitzunehmen. Auf der Wache habe sie ein Schild in die Kamera halten müssen, wie eine echte Kriminelle. »Ich habe am ganzen Körper gezittert«, sagt sie. Da sei sie 19 Jahre alt gewesen.

Nur manchmal habe sie Wege gefunden auszubrechen, kleine Fluchten. Ihre ältere Schwester konnte Motorrad fahren, erzählt sie, obwohl es verboten war. Manchmal, am Abend, seien sie rausgeschlichen und im Schutz der Dunkelheit mit dem Motorrad ihres Vaters rumgefahren. Ohne Hidschab, »und wir sangen dabei«, sagt sie, »das war mein erstes echtes Gefühl von Freiheit«.

Es ist Juli, ein regnerischer Tag in Berlin-Spandau. Faravaz ist dabei, sich für ein Konzert vorzubereiten, packt ihr Bühnenoutfit in einen silbernen Rollkoffer, sucht ihren Mantel. Auf ihrer Tour in diesem Sommer hat sie bereits auf Bühnen in ganz Deutschland gespielt, auf größeren und winzig kleinen, in Lübeck, Würzburg und Berlin. Es sei das erste Jahr, in dem sie in Deutschland von ihrer Musik leben könne, sagt sie.

An diesem Samstag soll sie auf dem ersten Christopher Street Day im brandenburgischen Luckenwalde auftreten. Sie spiele häufig und gern vor queerem Publikum, unterstütze die LGBTQ-Community und fühle sich selbst als Teil von ihr, erzählt sie.

Es ist auch nicht ihr erstes Engagement in Brandenburg in diesem Jahr: Im Juni war sie auf einer anderen Veranstaltung zu Gast: »Bad Freienwalde ist bunt«. Es sollte um Vielfalt gehen, um Toleranz. Doch das Fest wurde angegriffen, noch bevor es losging.

Es waren die Wochen, in denen das Ausmaß der Feindlichkeit gegenüber queeren Menschen besonders deutlich wurde: Fast die Hälfte aller CSDs zwischen Juli und September wurden nach einer Studie der Amadeu Antonio Stiftung Ziel von Angriffen, Störungen oder Verhinderungsversuchen. Prozentual besonders häufig in Ostdeutschland. In Bad Freienwalde rannten mutmaßlich Rechtsextreme, 30 Minuten bevor Faravaz bei der Bühne ankam, mit Sturmhauben maskiert und mit Schlagstöcken ausgestattet über das Festgelände und schlugen zu.

Faravaz sagt: »Das war zu viel für mich.« Sie habe sich gefragt: »Wo kann man sich noch sicher fühlen? Erst muss ich vor den Mullahs flüchten, dann komme ich hierher, und man wird von Nazis angegriffen?«

Sie hat dann trotzdem noch gespielt.

In Iran konnte Faravaz ausschließlich im Untergrund auftreten, in kleinen Cafés, bei Geheimkonzerten. Seit 1979 ist es Frauen bis auf wenige Ausnahmen verboten, solo zu singen, zu tanzen und vor gemischtem Publikum als Hauptact auf der Bühne zu stehen. Backgroundgesang wird geduldet, verschleiert. Wer sich widersetzt, riskiert Strafe. Doch die Sehnsucht der Sängerinnen danach, zu tun, was sie lieben, ist oftmals größer als die Angst.

Im Februar 2025 wurde die 27-jährige Sängerin Hiwa Seyfizade mitten in einer Aufführung in Teheran festgenommen. Im Dezember 2024 wurde die 27-jährige Parastoo Ahmadi verhaftet, nachdem sie ein Konzert auf YouTube live gestreamt hatte, bei dem sie keinen Hidschab trug. Im August 2024 wurde die 29-jährige Zara Esmaeili verhaftet und ohne Kontakt zur Außenwelt festgehalten, nachdem Videos von ihr, wie sie auf der Straße auftrat, viral gegangen waren. Dies sind nur drei Frauen unter vielen.

Einige Zeit nach ihrer Festnahme nahm Faravaz ein Video auf. Sie war bis zum Urteil gegen eine Kaution von vielen Tausend Euro entlassen worden. Sie weint in dem Video, sie sagt: »Ich nehme dieses Video auf für die Zeit, in der ich nicht mehr hier sein werde ... ich würde gern meinen Richter fragen, ob er je in der Dusche singt. Ob er je ein Wiegenlied für seine Kinder gesungen hat.« Und dann wendet sie sich direkt an ihn: »Glauben Sie wirklich, dass Singen gefährlich ist? Glauben Sie nicht, dass in unserem Land sehr viel gefährlichere Dinge geschehen?«

Track 3: Habibi

Ihr Partner treibt sie an, sich zu beeilen, der Zug. »Ja ja, my German Kartoffel«, sagt sie zu ihm und sucht ihre Sachen zusammen. Am Bahnhof Spandau lässt er sie raus. Eine

Künstlerin Faravaz beim Reeperbahn Festival: »Glauben Sie wirklich, dass Singen gefährlich ist?«



Erscheinung, in ihrem langen, grünen, glänzenden Mantel, mit dem knielangen geflochtenen Zopf.

Auf ihrer Tasche, die sie auf dem Bahntischchen abgestellt hat, steht »Fight like a woman«. Es geht durch brandenburgische Orte mit Namen wie Ludwigsfelde, Thyrow und Trebbin, AfD-Gebiet. Sie sagt, sie denke auch an die armen Flüchtlinge, die an solche Orte verteilt werden. Es ist noch nicht lange her, da war sie eine von ihnen. Ihr Leben im Exil begann ebenfalls in der Provinz, in Bayern. Es war auch die Zeit, in der sie nicht mehr singen konnte.

Die Musik sei früh zu ihr gekommen, schon als sie noch ein kleines Mädchen war, erzählt sie. Ihr Vater sei damals gern gereist, er habe sie in seinem Auto mitgenommen und ihr das Land gezeigt. Das sei seine sanfte Seite gewesen, auch die habe es gegeben. Sie habe für ihn im Auto gesungen. Frauen durften nicht öffentlich singen, »aber wir hatten alte Kassetten«, sagt sie. Sie sang mit und lernte von diesen geheimen Stimmen.

Zu Hause sah die Familie illegale Videoaufnahmen von Sängerinnen aus dem Exil. Die berühmteste: Googoosh, eine Ikone, deren Lieder nach der Iranischen Revolution 1979 verbannt wurden. 21 Jahre lang lebte sie stumm und zurückgezogen. Bis sie 2000 das Land verlassen durfte. Ihr erstes großes Konzert in Kanada war sofort ausverkauft.

Die VHS-Kassette von diesem ersten Auftritt kursierte damals überall in Iran. »Wir liebten sie.« Sie hätten es wieder und wieder angeschaut. Googoosh weinte und sang. »Und wir alle weinten mit«, sagt Faravaz.

Als Teenagerin habe sie von einer eigenen Gitarre geträumt. Sie habe ihren Vater angebettelt, doch der habe geantwortet: »Frauen spielen keine Gitarre.«

Sie gab nicht auf, bis ihre Mutter Geld sparte und ihr die Gitarre kaufte. Später, mit 16, nahm sie den ersten Gesangsunterricht. Sie sei schüchtern gewesen damals, ein Mädchen mit wenig Selbstbewusstsein. Aber das Singen machte etwas mit ihr. Sie habe direkt gewusst: »Das ist es, was ich machen will. Das, wofür ich geboren wurde.«

Ihre Lehrerin organisierte einmal im Monat ein Treffen im Studio, wo die Schülerinnen zumindest füreinander singen durften. Auf einer dieser Veranstaltungen nahm ihre Schwester ein Video von ihr auf und lud ihren kleinen Auftritt auf Facebook hoch. Musiker meldeten sich und schrieben ihr: »Wir wollen mit dir arbeiten.«

Sie wurde professioneller, bekannter, mutiger. Sie sang im Untergrund, postete Videos von ihrem Gesang auf Social Media, wurde irgendwann sogar auf der Straße erkannt, erzählt sie. Nebenbei unterrichtete sie. »Ich wollte unbedingt gesehen werden«, sagt sie. Doch das Beste, was sie beruflich erreichen konnte, war ein Dasein im Schatten der Männer. Sie sang für einen berühm-

ten iranischen Sänger im Background, erzählt sie. Er habe ihr nur halb so viel Geld bezahlt wie den männlichen Kollegen.

Irgendwann in dieser Zeit, als sie 26 Jahre alt war, heiratete sie einen Mann, der ihre Eltern gefragt hatte, ob er sie kennenlernen dürfe. Ein Ingenieur, ein einfacher Mann, der ein einfaches Leben führte, so beschreibt sie ihn. Aber er duldet, was sie tat. Warum, kann sie nicht sagen. Sie habe gedacht: »Niemand sonst würde mich heiraten.« Sie stimmte zu, auch in der Hoffnung, dass eine Ehe sie weniger verdächtig machen würde – und sie zumindest als Frau endlich dazugehören könne.

Als sie verheiratet waren, habe er ihr dann vorgeworfen, dass sie mit Männern zusammenarbeite. Gleichzeitig habe sie die Angst vor der Festnahme verfolgt. Jedes Mal, wenn jemand an der Tür klingelte, sei ihr Herz fast stehen geblieben.

2017 kam der Brief: Sie müsse sich beim Revolutionsgericht melden. Es gab eine Sammelaktion der Polizei gegen mehrere Sängerinnen und Sänger gleichzeitig. Faravaz warfen sie vor, »provokative und sexuelle Inhalte produziert und in regimiekritischen Medien veröffentlicht zu haben«, erzählt sie.

Sie wurde verhört und auf Kautionsentlassung. Ihr Anwalt sagte ihr, sie solle nichts mehr tun, was die Behörde provozieren könnte. Von da an habe sie nur noch unterrichtet, keine Soloauftritte mehr. Sie sei kaum mehr rausgegangen, habe 30 Kilogramm zugenommen in der Zeit. Als das Urteil kam, ging ihr Anwalt in Revision.

Track 4: Ey Iran

Seit 40 Jahren singen deine Töchter keine Lieder

Ich seh' meine Oma wegen dir wohl nie wieder

»In meiner Anfangszeit in Deutschland wollte ich einfach nur sterben«, sagt Faravaz. Es sei ein großer Unterschied, ob man freiwillig auswandere oder ob man plötzlich ins Exil gezwungen sei. Sie weint jetzt im Zug nach Luckenwalde. »Es tut mir leid«, sagt sie und sucht in ihrer Tasche nach einem Taschentuch.

Ende 2018 war sie überraschend auf ein iranisch-deutsches Festival eingeladen worden. Es hieß »Female Voice of Iran«, ausgerechnet. Das Berufungsverfahren gegen das Urteil lief noch. Dennoch konnte sie ausreisen. Doch dann habe sich ihr Anwalt gemeldet: »Wenn du zurückkommst, nehmen sie dich fest.«

In Deutschland geriet sie dann in eine andere Art von Gefängnis, in die Fänge einer Betrügerin. Sie habe eine iranischstämmige Frau kennengelernt, die versprochen habe, sie bei sich aufzunehmen und ihr die nötigen Aufenthaltspapiere zu besorgen. Faravaz sagt, sie habe der Frau vertraut. Sie konnte sonst niemanden, habe weder Englisch noch Deutsch gesprochen und nicht gewusst, wie das Asylsystem funktioniert, und so zog sie zu ihr, in ein Haus in Altötting.

Die Frau habe ihr Geld und Wertsachen abgenommen, angeblich, um es sicher für sie zu verwahren. Nie seien sie auf ein Amt gegangen, nie habe sie irgendwelche Papiere gesehen. Immer sei sie vertröstet worden. Oder angeschrien, wenn sie zu viele Fragen stellte. Sie habe auch das Haus nicht verlassen sollen, »wir kümmern uns«, hieß es. So verging ein ganzes Jahr. Irgendwann fand sie einen Weg, Kontakt zur

Aktivistin Faravaz bei Konzert in Berlin: »Wenn du zurückkommst, nehmen sie dich fest«



Außenwelt herzustellen. Sie lud die Dating-App Tinder herunter. Und bald hatte sie ein Match, ihren heutigen Freund. Sie chateten. Eines Tages habe er sie dann besucht in dem Haus, die Frau habe das geduldet. Er habe sie nach einiger Zeit gefragt: »Was ist hier los?«

Er brachte sie in die Erstaufnahme für Geflüchtete nach Nürnberg. Nach vier Monaten bekam sie Asyl. Doch dann, als erstmals etwas Ruhe einkehrte in ihr Leben, reagierte ihre Psyche. Sie litt unter Angstzuständen, Panikattacken. Gefühlt habe sie nach ihrer Anerkennung fast zwei Jahre im Bett verbracht. Bis heute kämpfe sie mit Depressionen. Manchmal, an schlechten Tagen, frage sie sich: »War es das alles wert?«

Track 5: Lonely Feels Like Home

Als sie in Luckenwalde aussteigt, warten schon zwei der Organisatorinnen des CSD am Bahnsteig. Sie bringen sie in einem Bus zum Festgelände. Unterwegs erzählen sie, dass es bisher gut gelaufen sei. »Nicht mal die Nazis aus der Stadt sind gekommen und haben gestört«, nur ein paar hätten grimmig aus den Fenstern geschaut. Vermutlich hängt es mit der hohen Polizeipräsenz zusammen. Es ist ein winziges Event, aber es ist auch hochpolitisch und damit das richtige Umfeld für Faravaz' Texte.

Dabei hat sie lange Zeit gar nicht mehr singen können, sagt sie. »Ich war so wütend auf meine Stimme, weil sie mir so viel Leid gebracht hat.« Die ersten Jahre in Deutschland blieb sie stumm.

Dass sie heute wieder auf der Bühne stehen kann, habe auch mit einer Erkenntnis zu tun: »Du musst nicht mehr die Person von früher sein.« Ihre Musik in Iran sei sanft und romantisch gewesen, jazzige Stücke über Freundschaft und Liebe. Ihre Wut passte einfach nicht mehr dazu. Und so begrub sie ihre alten Lieder. Und fand ihre Stimme wieder. Heute sagt sie: »Ich liebe meine Wut.«

Wut kann ein Motor sein, Schmerz ein Treibstoff. Oft entsteht daraus die beeindruckendste Kunst. Da sei ein Teil von ihr zum Vorschein gekommen, der unter vielen Schichten und Lagen aus Kultur und dem Druck, eine »gute Frau« sein zu müssen, verborgen war. Sie habe sie alle abgeworfen.

Sie gründete einen Verein, der sich für verfolgte Sängerinnen in Iran und Afghanistan einsetzt. Sie nannte ihn The Right To Sing e.V. Ihre erste große Spende habe sie von einem lesbischen Frauenchor erhalten. Sie und ihr Partner zogen nach Berlin, sie lernte andere Musikerinnen kennen, Feministinnen wie sie, »ein großes Glück«, wie sie sagt. Bald protestierte sie oben ohne mit den Aktivistinnen von Femen. Und dann kam der Song »Mullah«.

Er wirkt wie eine Abrechnung, ein Befreiungsschlag, fast könnte man denken, ein

musikalischer Akt der Rache für ihr Leben als Frau in Iran. Das Musikvideo dazu kann man sich auf YouTube ansehen: Sie steigt auf ein Motorrad (verboten in Iran), sie wirft ihre Haare zurück (verboten in Iran), sie stöhnt und rekelte sich vor der Kamera (alles verboten). Sie singt auf Englisch:

*Lutsch meinen Schwanz Mullah Mullah
Leck mein Gesicht,*

Sei mein Sklave, Mullah Mullah...

Nimm den Schleier ab, ich schwöre, ich erzähl's auch nicht deinem Papa

Sie habe den Song schon auf vielen Protestveranstaltungen gesungen, unter anderem vor der Blauen Moschee in Hamburg und der iranischen Botschaft in Berlin. Sie sei überrascht gewesen von ihrem eigenen Mut. Denn neben Applaus gibt es auch Kritik und Hass, sogar aus der iranischen Exilcommunity und der Frau-Leben-Freiheit-Bewegung, als deren Verbündete sie sich eigentlich sieht.

»Für viele von ihnen ist das, was ich tue, zu viel«, sagt Faravaz. »Sie empfinden mich und meine Musik als respektlos der Kultur gegenüber, finden, dass ich zu viel Haut zeige, fühlen sich abgestoßen, weil ich fett bin«, sagt sie. Sie bekomme Tausende Hasskommentare. »Wenn wir dich auf der Straße erwischen, verprügeln wir dich«, solche Dinge. Auch die iranischen Medien in der Diaspora hätten sie plötzlich boykottiert.

»Für mich war es, als hätte ich das Land gleich zweimal verloren. Erst meine Heimat, dann den Rückhalt meiner eignen Leute im Ausland.« Das sei einer der Gründe, warum sie sich immer mehr von ihrer Heimat und ihrer Kultur entferne. Inzwischen wolle sie gar nicht mehr zurück nach Iran, selbst wenn die Regierung eines Tages stürze.

Die Leute seien immer enttäuscht, wenn sie das sage, kein Happy End in Sicht. Das Problem sei nicht nur das Regime, es sei

auch die frauenfeindliche Gesellschaft, und die werde ja nicht vom einen auf den anderen Tag verschwinden: »Jeden Tag werden Frauen auf der Straße begripscht, belästigt, mit Säure überschüttet«, sagt sie. Viele Iranerinnen seien nicht nur vor dem Regime geflüchtet, sondern auch vor ihren Vätern und ihren Männern, vor der gelebten Misogynie.

In Luckenwalde kommt ein junger CSD-Besucher mit Glitzer im Gesicht auf sie zu und sagt, es sei so eine Ehre, sie heute sehen zu dürfen. Eine transgeschlechtliche Frau spricht auf der Bühne. Luckenwalde ist nicht Teheran, aber auch hier kämpfen Menschen um ein freies Leben.

Faravaz tritt jetzt auf die Bühne und beginnt in den Brandenburger Regen hinauszusingen, zu den mutigen Menschen von Luckenwalde, die sich trotz der Bedrohung nicht verstecken. Die glitzern und schillern und nasse Regenbogenfahnen tragen. Sie schauen hoch zu ihr und tanzen im Regen.

Track 6: Azadi

Im Oktober, drei Monate später, sitzt Faravaz wieder auf ihrem Sofa in Berlin. Sie hat viele Konzerte hinter sich, vor anderthalb Wochen hat sie in Hamburg auf dem Reeperbahn Festival gespielt.

Das Konzert fiel in eine besondere Woche, der Todestag von Jina Mahsa Amini jährte sich zum dritten Mal – der jungen Frau, die 2022 starb, nachdem die »Sittenpolizei« sie wegen ihrer Kleidung festgenommen hatte. Faravaz sang wieder »Azadi«, drei Jahre nachdem plötzlich die ganze Welt hinschaute, was in Iran geschah. »Wir waren damals sicher, dass das Regime stürzen würde«, sagt sie. Stattdessen sind Repression und Willkür in Iran heute so stark wie lange nicht: In diesem Jahr wurden bereits mehr als 1000 Menschen hingerichtet. Im Dezember soll die Kinderbraut Goli Kouhkan gehängt werden. Sie war mit zwölf Jahren verheiratet worden. Jahre später hat sie ihren gewalttätigen Ehemann getötet. Die Bevölkerung erlebt eine historische Wasserknappheit, die Währung verfällt, Lebensmittel sind für viele Familien nahezu unbezahlbar.

Faravaz sagt: »Das Kämpfen geht einfach immer weiter.« Oft sei sie erschöpft davon. Dann schließe sie die Augen und träume von einer Welt, in der die Macht nicht mehr in den Händen der Männer liege. »Und es fühlt sich so gut an«, sagt sie.

Sie läuft in ein Nebenzimmer und kommt mit einer Kleiderhülle zurück. Darin liegt ihr Hochzeitskleid von damals. Sie hat es sich von ihrer Mutter aus Iran schicken lassen. Sie wisse auch nicht ganz genau, wieso.

Um es zu zerstören?

Sie zieht das Kleid vorsichtig aus der Hülle, hält es sich vor ihren Körper. Es passt nicht mehr.

Musikerin Faravaz bei Auftritt:

»Und es fühlt sich so gut an«



Jenseits von Hannover

Leitkultur Warum ich mich am New Yorker Gepäckband fühlte wie Kolumbus

Von Alexander Osang

Diesen Satz hätte ich auf meinem Weg nach New York in der Lufthansa-Economyclass über dem Atlantik tippen können. Das ist ein Oxymoron. Flüge nach New York sind eigentlich so voll, dass ich nicht auf die Idee kommen würde, meinen Laptop aufzuklappen, weil der Sitz vor mir blitzschnell zurückklappen könnte. Aber vor mir saß niemand, hinter mir auch nicht. Die gesamte Mittelsitzsektion, die ich von meinem Fensterplatz aus einsehen konnte, war frei. Ich hätte in der Economyclass Frisbee spielen können, wenn jemand zum Fangen da gewesen wäre.

Ich war vor sehr vielen Jahren mal der einzige Fluggast auf der Strecke Berlin-Tempelhof–Dortmund. Drei Flugbegleiterinnen, zwei Piloten und ich. Ich lief mit ihnen über das Flugfeld in Tempelhof wie ein russischer Oligarch oder jemand auf dem Weg zu einem Gefangenenaustausch. Das war auch diesmal das Gefühl über dem Atlantik. Irgendetwas stimmte nicht.

Ein Kollege, der bereits tags zuvor mit United nach New York geflogen war, erzählte mir später, dass sie in seiner Boeing die hintere Economy-Sektion mit Flatterband abgesperrt hatten. Man hätte dort Pferde transportieren können oder Waffen. Aber Bomben und Pferde haben sie ja genug in Amerika. Was fehlt, sind deutsche Touristen.

An der Einreiseschlange des JFK-Flughafens stand nur ein Mann in praktischer deutscher Allwetterjacke. Im vergangenen Jahr hatte ich keine ESTA-Genehmigung bekommen, weil ich im Antragsformular wahrheitsgemäß angab, dass ich gerade den Irak bereist hatte, beruflich. Da war Biden Präsident, nicht Trump.

Daran dachte ich, als ich nun an den Einreiseschalter trat. Mir fiel auch ein, wie ich – zu Obama-Zeiten – in Los Angeles mal zwischen übermüdeten Osteuropäern im Fegefeuer der US-Immigration saß, weil ich bei der Einreisekontrolle gesagt hatte, ich sei Tourist, obwohl ich ein Pressevisum im Pass hatte.

Dieser Kontrolleur aber blätterte nur flüchtig durch meinen Pass mit dem Irak-Visum und den frischen Ein- und Ausreisestempeln aus China, dann winkte er mich durch.

Ich entdeckte Amerika neu. Mein Herz war weit. Ich fühlte mich am Kofferband wie Kolumbus. Vor zwei Wochen hatte ich gehört, dass Cate Blanchett momentan nicht nach »Trumpistan« reise. Im Goethe-Institut New York würde mir jemand erklären, dass deutsche Eltern zum amerikanischen Schüleraustausch heute Fragen stellten, als träten ihre Kinder eine Reise in den Südsudan an oder auf den Mars.

Vor 22 Jahren beschloss Bundeskanzler Gerhard Schröder, nicht mehr nach Italien in den Urlaub zu fahren, weil

der italienische Tourismusstaatssekretär Stefano Stefani die Deutschen als einförmige blonde Supernationalisten bezeichnet hatte. Schröder ließ ausrichten, er mache deshalb in Hannover Urlaub. Drei Jahre zuvor sollte man wegen Haider nicht mehr nach Österreich. Ich kenne mindestens zehn Menschen, die wegen Netanyahu nicht nach Israel reisen. Acht von ihnen würden sowieso nie Urlaub in Israel machen.

Es ist die private, deutsche, wertegeleitete Außenpolitik. Die Welt wird immer kleiner. In der Ostsee baden die Russen und die Nazis, im Mittelmeer die Muslime und die Juden. Am Ende bleibt nur noch Hannover, wo Gerhard Schröder und die Scorpions herkommen. Mein Reisetipp: Fahren Sie nach Israel, besuchen Sie China, trauen Sie sich nach

Amerika. Sehen Sie sich Istanbul an, Warschau, Jerusalem und die Insel Rügen.

New York war toll wie immer, ein bisschen teuer allerdings. Das Taxi vom Flughafen nach Manhattan kostete 80 Dollar. Andererseits kann man in weniger als einer Stunde von SoHo ans Meer fahren, mit einem Subway-Ticket, das billiger ist als eine BVG-Fahrt von Berlin-Mitte nach Reinickendorf. Der Atlantikstrand von Coney Island war leer und weit. In meiner letzten New Yorker Stunde habe ich an der Flughafenbar in Newark 20 Dollar für ein kleines Bier bezahlt, ein IPA aus der Bronx. Der Rückflug war voll. Ich saß am Notausgang. Beim Landeanflug setzte sich mir ein Steward von United Airlines gegenüber auf den Klappsitz. Er fragte, was ich in Berlin mache.

Ich sagte: Es ist meine Heimatstadt. Er sagte: Meine auch. Er war in der Fehrbelliner Straße groß geworden, erzählte er. Nach dem Abitur am John-Lennon-Gymnasium war er nach Amerika gegangen. Seit 20 Jahren lebte er in New York. Er besuchte seinen Vater in Berlin, der ihm eine Küche für New York baut. Er hatte eine Greencard, weswegen er nicht wählen darf. Er hätte nicht für Mamdani gestimmt, sagte er, sondern für Cuomo. Ich sagte ihm, dass ich in New York unter den Bürgermeistern Giuliani, Bloomberg und de Blasio gelebt habe. Er sagte, dass die John-Lennon-Schule noch August-Bebel-Oberschule hieß, als er eingeschult wurde. Dann landeten wir, und er stand auf.

Wir hatten vielleicht acht Minuten geredet. Ich hatte mehr über ihn erfahren als über die meisten Leute, mit denen ich in Berlin einen Abend verbringe. Oft fühle ich mich hier als Weltreisender wie ein Vorwurf an die Zuhausegebliebenen.

Schon am Kofferband des BER schwiegen alle.

5



Alexander Osang / DER SPIEGEL

Lufthansa-Flug nach New York:
Was fehlt, sind deutsche Touristen

WIRTSCHAFT

Lobbyistin Ostermann

Gesamtes Regal:
Gesperpte Ware

Löcher in der Brandmauer

Wirtschaftspolitik Lange galt die AfD unter Unternehmern als nicht salonfähig.

Nun knüpfen einzelne Verbände und Firmen Kontakte zur rechtsextremen Partei. Deren Vertreter frohlocken.

Bei Orafol brach die Brandmauer schon Ende 2024. Ein AfD-Lokalpolitiker kam zu Besuch in die Firmenzentrale des Folienherstellers in Oranienburg, Brandenburg. Holger Loclair, Chef des Familienunternehmens mit weltweit 3000 Mitarbeitenden, traf ihn und sprach mit ihm. Um welchen Politiker es sich handelte, möchte das Unternehmen nicht mitteilen.

Er glaube daran, dass es wichtig sei, miteinander zu sprechen, sagt der Milliardär. Viele Menschen fühlten sich von der Politik übergangen und suchten Antworten – im Osten zunehmend bei der AfD. »Diese Stimmen pauschal auszublenden, ist rhetorisch bequem, aber weder realistisch noch respektvoll«, sagt er dem SPIEGEL. »Man muss ihnen nicht folgen, aber man muss sie anhören. So sehe ich das.«

Für Loclair und viele andere Unternehmer in Regionen, in denen die AfD stark vertreten ist, ist die Brandmauer bereits zerbröckelt, selbst wenn sie – wie Loclair – die politischen Inhalte der Partei größtenteils ablehnen. In vielen Kommunen sitzen AfD-Leute bereits an den Hebeln der Macht oder sind kurz davor. Zudem gibt es in den Belagschaften etliche AfD-Wähler. In Thüringen, Brandenburg und Sachsen hat bei den Landtagswahlen im September 2024 fast jeder zweite Arbeiter für die AfD gestimmt, unter Angestellten kam die in Teilen rechtsextreme Partei auf 28 bis 33 Prozent.

Nun hat sich auch der Verband »Die Familienunternehmer in Deutschland« von seiner bisherigen Strategie verabschiedet, mit der in großen Teilen rechtsextremen Partei nicht zu sprechen. Zwar passe das Weltbild der AfD nicht zur freiheitlichen und marktwirtschaftlichen Grundüberzeugung der Familienunternehmer, man müsse aber in die »inhaltliche Auseinandersetzung« gehen, sagte Verbandspräsidentin Marie-Christine Ostermann.

Beim Parlamentarischen Abend des Verbands in der Niederlassung der Deutschen Bank in Berlin am 8. Oktober waren mehrere AfD-Vertreter eingeladen. Gekommen war einer: Leif-Erik Holm, wirtschaftspolitischer Sprecher der Partei im Bundestag und Ministerpräsidentenkandidat in Mecklenburg-Vorpommern. Früher habe der Verband seine Partei »geächtet«, nun sei sie eingeladen, sagte er hinterher zum Online-Medium »The Pioneer«.

Der Lobbyverband vertritt rund 6500 Familienunternehmer. Darunter sind die Chefs kleiner Betriebe, sie müssen mindestens zehn Mitarbeitende und einen Jahresumsatz von einer Million Euro haben, ebenso wie

Gründerfamilien von Weltkonzernen. Die Familienunternehmer hätten sich schon lange mit der AfD auseinandergesetzt, sagte Ostermann. »Die Zeit ist vorbei, in der man die Debatte verweigern kann und wehr- und tatenlos auf eine Verbesserung der Wahlergebnisse hofft.«

Ostermanns Sätze brachten einen Streit an die Öffentlichkeit, der seit Monaten schwelt. Ein Teil der Unternehmerschaft hält die Brandmauer strategisch für gescheitert, ein anderer Teil ist von der Bundesregierung derart frustriert, dass er sogar über eine CDU-Minderheitsregierung, toleriert von der AfD, nachdenkt. Die Mehrheit dürfte solche Gedankenspiele immer noch für Teufelszeug halten. Aber da die ökonomischen Aussichten düster sind und Friedrich Merz als Kandidat mehr versprochen hatte, als er als Kanzler halten kann, macht sich im Unternehmerlager massive Unzufriedenheit breit.

Bis vor Kurzem gehörte der Familienunternehmer-Verband zu den schärfsten Kritikern der AfD. Im April 2024 – rund fünf Monate vor den Landtagswahlen in Brandenburg, Sachsen und Thüringen – veröffentlichte der Verband ein Papier über »die wirtschaftsfeindliche Politik der AfD«. Die sei »gegen die Interessen der mittelständischen Familienunternehmen« gerichtet. Die AfD gefährde »Millionen von Arbeitnehmern und Auszubildenden«, wolle Deutsch-

Firmenchef Loclair: »Rhetorisch bequem, aber weder realistisch noch respektvoll«



land »von den Weltmärkten isolieren« und gefährde den Wohlstand.

Allerdings klang bei Ostermann schon damals ein Sound durch, den man bis dahin eher von Alice Weidel gewohnt war. Die damalige Ampelregierung trage »eine Mitverantwortung für das Erstarken der AfD«. Ostermann unterstellte SPD und Grünen »ein Menschenbild, das den bürokratischen Obrigkeitsstaat zur Umerziehung braucht«.

Ein Gastkommentar, der im Juli 2023 im »Handelsblatt« erschien, klang fast wie ein Lob der AfD: »Seit die Wähler in Scharen mit der AfD liebäugeln, nehmen alle Parteien die Probleme von Otto Normalbürger wenigstens ernst.« Auch das Ende der Brandmauer deutete sie bereits an: Eine »Volksfront aller Parteien gegen die AfD« löse »kein einziges Problem«.

Der Strategiewechsel ist riskant. Schließlich macht er die AfD wirtschaftspolitisch salonfähig. Den Versuch, die AfD inhaltlich zu stellen, haben zudem schon viele unternommen, meist erfolglos. Warum sollte das ausgerechnet Ostermann und ihrer Truppe gelingen? Diese Frage ließ der Verband auf Anfrage des SPIEGEL unbeantwortet.

Andere Verbände nutzen die Gelegenheit, sich weiterhin klar von der AfD abzusetzen. Mit der rechtsextremen Partei drohe ein Rückfall in nationalstaatliches Denken sowie Propaganda gegen die EU und den Euro, sagt Bertram Brossardt, der Hauptgeschäftsführer der Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft, dem SPIEGEL. »Daher lehnen wir jedweden fachlichen und persönlichen Austausch mit Vertretern der AfD ab.« Auch die Stiftung Familienunternehmen und Politik bleibt bei ihrem seit Jahren bestehenden Vorstandsbeschluss, keine Leute von der AfD oder der Linken einzuladen.

Harald Christ hat bereits persönlich Konsequenzen gezogen. Der Unternehmer und Berater, ehemals SPD- und später FDP-Mitglied, macht seit Langem gegen die AfD mobil und ist vor wenigen Wochen aus dem Verband »Die Familienunternehmer« ausgetreten. »Ich habe befürchtet, in welche Richtung es gehen könnte«, sagt er dem SPIEGEL. Immer mehr Kleinunternehmer und Freiberufler, die in wirtschaftlichen Herausforderungen stecken, machten ihrem Ärger Luft, indem sie der AfD bewusst oder unbewusst das Wort redeten. »Die AfD hat ja mit mancher Kritik einen Punkt, aber sie bietet überhaupt keine besseren Lösungen.«

Gerade jetzt, wo Deutschland auf zusätzliche Investitionen und auch auf Fachkräfte aus dem Ausland angewiesen sei, dürften Unternehmer nicht mit einer teilweise rechts-

extremen Partei zusammenwirken, die Deutschland aus der EU und dem Euro führen wolle. »Ich appelliere an die Unternehmer, sich konstruktiv und auch kontrovers einzubringen, aber sicher nicht den Verführungen von Rechtspopulisten auf den Leim zu gehen.«

Dass der Verband für sich die Brandmauer abschaffen will, hänge mit der Befürchtung von Austritten zusammen, vermutet Christ. Konsequenz sei allerdings, dass nun er und andere gerade deshalb austreten. »Dieser Tabubruch, den ich grundfalsch finde, kann einen Verband auch spalten.« Auch die Drogeriekette Rossmann und der Hausgerätehersteller Vorwerk haben die Mitgliedschaft im Verband beendet. Andere Unternehmen schafften nach der Ostermann-Aussage Distanz und stellten klar, dass sie nicht Mitglied im Lobbyverband seien, darunter Dr. Oetker.

Die Deutsche Bank hat einen Vertrag für eine anstehende Veranstaltung gekündigt. Dass in der Berliner Niederlassung im Oktober ein AfD-Politiker eingeladen war, habe man nicht gewusst, hieß es in Unternehmenskreisen.

Der Ton wird rauer. Verbandspräsidentin Ostermann wohnt sich in einem aufziehenden »Shitstorm«, wie sie in einer internen E-Mail an die Mitgliedsfirmen schrieb, die dem SPIEGEL vorliegt. »Einzelne unserer Mitglieder werden von linken Aktivisten angegriffen.«

Wie blicken Unternehmer auf die Diskussion über eine mögliche Minderheitsregierung der Union, bei der die AfD als Mehrheitsbeschafferin ins Spiel käme?

Karl Haeusgen, Hauptaktionär des Familienunternehmens Hawe Hydraulik, sieht die Sache so: Unter Unternehmern gebe es eine ähnliche politische Verteilung wie in der Gesamtbevölkerung. Diskussionen über den Umgang mit der AfD gebe es bei jedem Unternehmerstammtisch und jedem Branchentreffen.

Viele hätten sehr auf Friedrich Merz, Jens Spahn und Carsten Linnemann gehofft, sagt Haeusgen: dass die »endlich etwas reißen« für die Unternehmen. »Jetzt wächst der Frust und die Wut«, viele seien offenbar enttäuscht. Gerade bei kleineren Firmen im ländlichen Raum, bei Familienunternehmen, die doch häufig konservativen Positionen zuneigen, sagt Haeusgen, der bis vor einem Jahr Präsident des mittelständisch geprägten Verbands Deutscher Maschinen- und Anlagenbau war und heute Vorsitzender der Wirtschaftsvereinigung der Grünen ist. Aber zu glauben, eine Minderheitsregierung wäre der bessere Weg, »würde bedeuten, die Büchse der Pandora zu öffnen«, weil man auf die AfD als Mehrheitsbeschafferin angewiesen wäre. »Damit würde die Union sich selbst klein machen und die AfD groß.«

»Ich halte die Aussage von Frau Ostermann zum Umgang mit der AfD für ein fa-



AfD-Politiker Frohnmaier: »Die jahrelange Ausgrenzung der AfD ist endlich beendet«

tales Signal. Sie spricht nicht für die Mehrheit der Familienunternehmer«, sagt Haeusgen. »Der Zweck heiligt nicht die Mittel.« Selbst wenn man einzelne Forderungen wie die von AfD-Chefin Alice Weidel propagierte Abschaffung der Erbschaftsteuer gutheiße, müsse bei der Beurteilung immer auch der »menschenverachtende inhaltliche Kern« der Partei eine Rolle spielen.

Familienunternehmer Loclair sagt, er sehe durchaus »die Chance für eine Kurskorrektur, wenn man sich auf eine Minderheitsregierung einlässt«. Allerdings setzten strukturelle Reformen ein gemeinsames wirtschaftliches Zielbild voraus – und das fehle bei Union und AfD. »Überschneidungen in Einzelthemen ändern nichts daran, dass langfristige Vision und demokratische Verortung fundamental unterschiedlich bleiben.«

Deutlich wird: Die Wirtschaft hat insgesamt keine klare gemeinsame Haltung mehr gegenüber der AfD. Auf Landesebene ist die Brandmauer bereits gefallen, gleich bei mehreren Verbänden. Erst in der vergangenen Woche luden »Die Familienunternehmer« und ihre Nachwuchsorganisation

»Die AfD hat ja mit mancher Kritik einen Punkt, aber sie bietet überhaupt keine besseren Lösungen.«

Harald Christ, Unternehmer

»Die Jungen Unternehmer« in die Räume des Familienunternehmens Lapp, eines Kabelherstellers in Stuttgart. Es ging um »die wirtschaftspolitischen Weichen für Baden-Württemberg«, um Bürokratieabbau, steuerliche Entlastungen und die Stärkung des Wirtschaftsstandorts. »Die Veranstaltung war ausgebucht, das Haus bis auf den letzten Platz gefüllt«, schrieben die Familienunternehmer hinterher auf LinkedIn.

Mit dabei: Der AfD-Politiker Markus Frohnmaier, der Landesvorsitzende der AfD und Ex-Chef der Ex-AfD-Nachwuchsgruppe Junge Alternative, die der Verfassungsschutz als gesichert rechtsextrem eingestuft hat. Er hat Flüchtlinge einst als »Lumpenproletariat Afrikas und des Orients« bezeichnet und wurde in einem Strategiepapier des Kreml als ein potenziell »unter absoluter Kontrolle stehender Abgeordneter im Bundestag« bezeichnet. Der AfD-Politiker ließ damals mitteilen, er habe nie »Unterstützung finanzieller oder medialer Art in Kreisen der russischen Politik, Wirtschaft oder Zivil erbeten« oder erhalten.

Mitveranstalter in Stuttgart war der Verband der Unternehmerinnen (VdU), der sich nach eigenen Angaben für »mehr weibliches Unternehmertum, mehr Frauen in Führungspositionen und bessere Bedingungen für Frauen in der Wirtschaft« einsetzt. Man habe sich gemeinsam entschieden, alle Spitzenpolitiker einzuladen, antworteten die Vorsitzende des VdU-Landesverbands Württemberg, Iris Rosenbauer, und ihre VdU-Kollegin Amela Turkmanovic auf Anfrage.

Durch die inhaltliche Auseinandersetzung seien auch die Unterschiede zwischen »demokratischen Kräften und der AfD« deutlich geworden. »Das Gesellschafts- und Frauenbild der AfD steht im Widerspruch zu unserem Verständnis von unternehmerischer Verantwortung, Gleichstellung und Vielfalt.« Die Unternehmerinnen setzen nach eigenen Angaben auf Diskurs, halten die AfD aber für Spalter ohne Lösungskonzepte. »Eine Zusammenarbeit mit der AfD schließen wir daher ausdrücklich aus und pflegen auch keinen Austausch mit ihren Vertreterinnen und Vertretern.« Eingeladen haben sie ihn trotzdem.

Nach der Stuttgarter Debatte: Gruppenfoto. VdU-Chefin Rosenbauer und AfD-Mann Frohnmaier lächeln. Er jubelte hinterher auf Facebook. »Die jahrelange Ausgrenzung der AfD ist endlich beendet, weil man die stärkste Kraft Deutschlands nicht länger ignorieren kann.« Seine und die Positionen der anderen Politiker seien »erstaunlich nah beieinander«. Hier, wo ihm keiner der Verbandsvertreterinnen und -vertreter widersprach, erntete er Tausende Daumenhoch-Emojis.

Tim Bartz, Markus Becker, David Böcking, Martin Hesse, Maria Marquart, Kathrin Werner

Die 100 besten Bücher des Jahres

Jetzt entdecken! Ab dem 29. November
in der Sonderausgabe der ZEIT.





Laurel Gollo / DER SPIEGEL

»Amerikaner und Europäer schauen voller Mitleid aufeinander – ich fürchte, sie haben beide recht«

SPIEGEL-Gespräch Der Ökonom Dan Wang hat ein provokantes Buch geschrieben. Der Westen müsse von Chinas Ingenieursstaat lernen, um die Demokratie zu retten, behauptet er. Europa empfindet er als selbstgefällig.

Wang, 34, gilt als einer der wichtigsten Experten für Chinas technologische Entwicklung. Er hat sechs Jahre lang in China gearbeitet und forscht zurzeit an der Stanford University in Kalifornien.

SPIEGEL: Herr Wang, Sie beschreiben die USA als eine behäbige Volkswirtschaft, China hingegen als leistungsfähigen Staat der Ingenieure. Was ist an China so zu loben?

Wang: Das chinesische System hat sich in den vergangenen Jahrzehnten ziemlich gut

an die Bedürfnisse seiner Bürger angepasst. Wir haben es mit einem hocheffizienten Ingenieursstaat zu tun, der einen großen Teil des chinesischen Erfolgs ausmacht, auch des politischen Erfolgs der Kommunistischen Partei. Die Menschen haben wirklich das Gefühl, dass ihr Leben in vielerlei Hinsicht immer besser wird. Denken Sie zum Beispiel an die 26-Millionen-Metropole Shanghai. Dort werden allein in diesem Jahr 120 Parks gebaut. Vor 40 Jahren gab es in Shanghai keine U-Bahn, heute brauchen Sie an kaum einer Ecke der Stadt länger als ein paar Minuten zur nächsten Metrostation. Shanghai hat das längste U-Bahn-Netz der Welt.

SPIEGEL: Das sind Prestigeprojekte.

Wang: Keinesfalls. Das sind öffentliche Bauvorhaben, von denen viele Menschen profitieren. Man spürt den chinesischen Ingenieursstaat auch auf dem Land: Im Sommer 2021 fuhr ich mit dem Fahrrad durch Guizhou, eine arme und zerklüftete Provinz. Dort steht inzwischen rund die Hälfte der höchsten Brücken der Welt. Ein Slogan der Region lautet: Wenn du früher drei Stunden ins nächste Dorf gebraucht hast, brauchst du heute drei Minuten. Das ist natürlich Propaganda, aber die Größenordnung stimmt. Wer früher keinen Strom hatte, der hat heute welchen. Wer früher seine ganze Familie in einem einzigen Raum unterbringen musste, der hat heute eine große Wohnung.

SPIEGEL: Aber zu welchem Preis?

Dan Wang: »Breakneck: China's Quest to Engineer the Future«. W. W. Norton & Company; 288 Seiten. Das Gespräch führten die Redakteure Simon Book und Bernhard Zand.

Wang: Ja, die Verschuldung ist bedrohlich. Gerade Guizhou ächzt unter einem enormen Defizit, anderen Provinzen geht es ähnlich. Städte wie Peking und Shanghai sind praktisch zwar fertig – Chongqing, Changsha oder Hefei aber wachsen weiter. Das bedeutet neue Kosten. Die Zentralregierung wird weiter Geld aufnehmen und bauen, weshalb auch der nächste Fünfjahresplan voll von neuen Großprojekten sein wird.

SPIEGEL: Wir dachten weniger an das Kapital, sondern an die Freiheit.

Wang: Die gesellschaftlichen Folgen sind enorm. Denn was oft übersehen wird: In der politischen Elite des modernen China gibt es ungewöhnlich viele Ingenieure. Und die können der Versuchung nicht widerstehen, auch ihre Gesellschaft wie eine Maschine zu steuern – von der brutalen Einkindpolitik bis zu den Lockdowns in der Coronapandemie; von den Arbeitslagern in Xinjiang bis zum Versuch, die Tibeter zu assimilieren. Das ist natürlich ein sehr problematischer Aspekt.

SPIEGEL: Ein diktatorischer Überwachungsstaat kann doch nicht die Antwort sein.

Wang: Ich sage keineswegs, dass wir einen diktatorischen Staat brauchen. Vielmehr müssen liberale Demokratien beweisen, dass auch sie in der Lage sind, Projekte zu verwirklichen, die die Menschen wollen. Sich über 30 Jahre lang mit dem Bau eines Hochgeschwindigkeitszugs zwischen Los Angeles und San Francisco aufzuhalten, so wie es die Demokraten in Kalifornien tun, ist sicher keine Lösung. Wir brauchen Leute und Prozesse, um endlich wieder ins Tun und Machen und Umsetzen zu kommen.

SPIEGEL: Mehr Leute, und das Problem ist gelöst? An Beamten mangelt es Deutschland wahrlich nicht. An Wohnungen schon.

Wang: Ja, und wie bekommen wir mehr Wohnraum? Wir brauchen Beamte, die eine freiere Hand haben, um mehr Projekte zu genehmigen. Da die Lebenshaltungskosten in New York zu hoch sind, hat ein sozialistischer Politiker vorgeschlagen, die Mieten einzufrieren...

SPIEGEL: Sie sprechen von Zohran Mamdani, dem designierten Bürgermeister.

Wang: Ich glaube nicht, dass das hilft. Besser wäre es, das Angebot zu erhöhen, mehr zu bauen. Aber dafür brauche ich weniger Bürokratie, weniger Regulierung.

SPIEGEL: In Ihrem Buch bekommt man den Eindruck, der Rechtsstaat habe sich in den USA von der Lösung zum Problem entwickelt. Was stört Sie so?

Wang: Dass es irgendwann praktisch unmöglich wird, noch irgendetwas von Bedeutung zu bauen. Vermögende Amerikaner sind so klagefreudig, dass sie sogar gegen den Bau von Spielplätzen zu Felde ziehen. Oder nehmen Sie die University of California im wohlhabenden Berkeley: Die wollte ein Wohnheim für Studierende bauen. Die Nachbarn klagten, aus Umwelt- und Lärmschutzgründen – und um zu verhindern, dass künftig

die Müllabfuhr öfter kommt. Wenn ein Verfahren lange genug dauert, sind teure Anwälte in der Lage, Richter von allem Möglichen zu überzeugen.

SPIEGEL: Ist es nicht der Ausweis einer entwickelten Demokratie, dass um die Anliegen von Familien, Minderheiten oder des Umweltschutzes gestritten wird?

Wang: Auf jeden Fall, und natürlich möchte ich nicht alle Anwälte loswerden. Aber diese amerikanische Klagegesellschaft ist in den Fünfziger- und Sechzigerjahren entstanden, als mancherorts wirklich zu viele Autobahnen gebaut und auf den Feldern Massen von DDT und Pestiziden ausgebracht wurden. Natürlich brauchte es da eine Korrektur. Nur ist das heute nicht mehr unser Problem. Es geht darum, die Infrastruktur zu modernisieren, mehr Wohnungen zu bauen und die Wirtschaft sauberer zu machen. Wir brauchen ein System, das sich auf diese neue Lage einstellt.

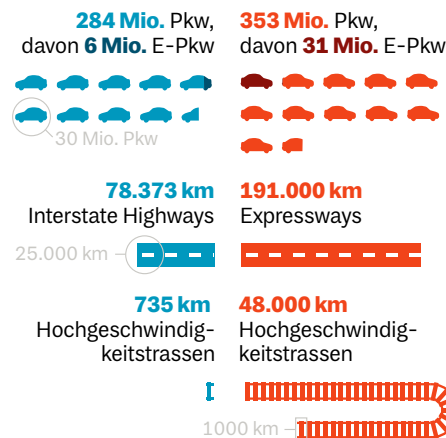
SPIEGEL: Digitalisierung und Technologie könnten viele Prozesse beschleunigen. Da liegen die USA doch vorn.

Wang: Mit Digitalisierung allein können wir aber keine neuen Wohnungen oder Solaranlagen bauen. Die USA haben eine Reihe von Tech-Visionären. Nur leider interessieren sich die überhaupt nicht für demokratische Legitimität. Die braucht es aber, damit in Demokratien Projekte umgesetzt werden können. Eine funktionsfähige Regierung sollte schlicht jene Probleme anpacken, die die Wähler umtreiben: Wohnen, Lebenshaltungskosten, Straßen gehören ganz sicher dazu.

SPIEGEL: Unterschlagen Sie damit nicht die innovative Kraft der Privatwirtschaft und des Risikokapitals? US-Konzerne wie Nvidia, Apple oder SpaceX setzen doch global Standards.

China macht Tempo

Wirtschaftlicher Vergleich der USA und China in ausgewählten Kategorien





Hochgeschwindigkeits-Trassen in Zhejiang: »Die Verschuldung ist bedrohlich«

ten regiert werden. Die jedoch sind nach wie vor mehr an Verfahrensfragen interessiert als am Bauen.

SPIEGEL: Dann hat die Kommunistische Partei Chinas doch das bessere Modell?

Wang: Vielleicht, wenn es darum geht, eine industrielle Basis aufrechtzuerhalten. Ich glaube allerdings nicht, dass China insgesamt eine bessere Antwort hat. Koreanische Arbeiter in Handschellen nach Hause zu schicken, ist jedenfalls auch keine Lösung.

SPIEGEL: Auch eine staatlich gelenkte Wirtschaft wie die Chinas kann scheitern. Wie sonst lässt sich erklären, dass das Land in Bereichen wie Luftfahrt und Halbleiter trotz Milliardensubventionen auf der Stelle tritt?

Wang: China liegt in Bereichen hinten, in denen verschiedene wissenschaftliche Disziplinen miteinander verknüpft werden müssen. Da ist China relativ schwach. Bei den Halbleitern geht es darum, Elektrotechnik, Chemie und Informatik zu kombinieren. In der Luftfahrt sind es Maschinenbau, Aerodynamik und Materialwissenschaften. Da hat China noch viel aufzuholen. Wo die Wissenschaft im Wesentlichen ausgereift ist und

es nur mehr um Fertigung und Ausführung geht, sind die Chinesen Europäern und Amerikanern heute weit überlegen.

SPIEGEL: Haben Sie ein Beispiel?

Wang: Die Herstellung von Smartphones, den anspruchsvollsten Produkten der Unterhaltungselektronik. Dafür brauchen Sie vor allem perfekte »handoffs«, also reibungslose Übergaben von einer Abteilung der Fertigungsstraße zur nächsten. Hier stellen sich keine Fragen an die Wissenschaft mehr. Oder die Produktion von Batterien für Elektroautos. Auch hier kommt es auf perfekte Abläufe an, von der Befüllung der Zellen bis zur endgültigen Versiegelung. Da liegt China vorn. Mit Ausnahme der Luftfahrt- und

»Liberale Demokratien müssen beweisen, dass auch sie in der Lage sind, Projekte zu verwirklichen, die die Menschen wollen.«

der Halbleiterindustrie gilt das für fast alle wichtigen Branchen. Für China scheint dies kaum eine Katastrophe zu sein.

SPIEGEL: In den USA vertreten einige Experten die These, China habe den Höhepunkt seiner politischen und wirtschaftlichen Entwicklung bereits überschritten.

Wang: Vielleicht ist das so, ich will das nicht ausschließen. Aber es sieht nicht so aus, als glaubte Staatschef Xi Jinping das. Und allein darauf kommt es an. Chinas Führung scheint fest davon überzeugt zu sein, dass »der Osten« weiter aufsteigt.

SPIEGEL: Ein Argument der »Peak China«-Theorie lautet, dass China die Arbeitskräfte ausgehen werden, wenn die Folgen der furchtbaren Einkindpolitik durchschlagen.

Wang: Da bin ich skeptisch. Die Demografie bestimmt nicht alles. China wächst immer noch und wird reicher. Die Wissenschaft ist sich einig, dass überalterte Gesellschaften weniger innovativ und weniger bereit sind, Risiken einzugehen. Dafür sehe ich bei den Chinesen jedoch keine Anzeichen. China ist gerade dabei, Deutschland in der Automobilindustrie zu überholen, und schließt in der künstlichen Intelligenz zu den USA auf.

SPIEGEL: Sie beschreiben Europa in Ihrem Buch als »Mausoleumswirtschaft«. Der Kontinent sei »nur mehr optimistisch, was seine Vergangenheit betrifft«.

Wang: Ich war in diesem Sommer zwei Monate lang dort. Und das hat mich nicht beeindruckt. Es ist offensichtlich, dass China den alten Kontinent schleichend deindustrialisiert, von der Autoindustrie bis zum Maschinenbau. Gleichzeitig stellt Amerika Europa in den Bereichen Software, Biotechnologie und in der Finanzindustrie in den Schatten. Europa wird von allen Seiten bedrängt – und trotzdem spürt man die Selbstgefälligkeit. In Deutschland etwa haben drei Viertel aller Millionäre ihr Vermögen geerbt, anstatt es selbst aufzubauen.

SPIEGEL: Das ist doch sehr pessimistisch.

Wang: Ich glaube nicht. Im Augenblick schauen Europäer und Amerikaner mit Mitleid aufeinander – ich fürchte, sie haben beide recht. Aber was immer Trump mit Amerika anstellt – das ist für Europa kein Grund zum Feiern. Denn wenn es der europäischen Wirtschaft schlecht geht, wird es der Politik nicht besser gehen.

SPIEGEL: Entweder die Demokratie wird leistungsfähiger für ihre Bürger – oder uns droht die Autokratie?

Wang: Im Augenblick wachsen fast alle rechtspopulistischen Parteien schneller als die gemäßigten. Sollte in Deutschland die AfD stärker werden und in Frankreich der Rassemblement National gewinnen, wird das Europa nicht voranbringen. Ich bin nicht hoffnungsvoll, was Europa betrifft.

SPIEGEL: Herr Wang, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. **S**

Xu Yu / Xinhua News Agency / picture alliance

Wenn die KI mithört

Digitalisierung Ein Mikrofon zeichnet alles auf, künstliche Intelligenz schreibt den Arztbrief, Termine macht der Chatbot: was die Arztpraxis der Zukunft für unsere intimsten Daten bedeutet.

Die Arztpraxis der Zukunft verbirgt sich in einem Mietshaus im Berliner Stadtteil Waidmannslust. Alexander Loch, Hals-Nasen-Ohren-Arzt, hat dort zwei Etagen gemietet. Die Anmeldung sieht aus, wie man sie seit Jahren kennt: Empfangstresen mit Spuckschutz, zwei Arbeitsplätze, Schubladen für Papier.

Das Futuristische erkennt man erst auf den zweiten Blick. Ein Bildschirm am Eingang ermöglicht einen digitalen Check-in. Patienten füllen den Anamnesebogen via Tablet aus. Ins Sprechzimmer dürfen sie, sobald ihr Name auf einem Monitor auftaucht. Dort erwartet die Patienten ein menschlicher Arzt – unterstützt von künstlicher Intelligenz.

Loch, lange Oberarzt an der Berliner Charité, begreift seine Praxis als Versuchslabor für digitale Lösungen. Vor mehr als sechs Jahren probierte er erstmals den Chatbot Ada Health aus, der nach Eingabe von Symptomen Diagnosevorschläge macht. »Es war faszinierend und beängstigend zugleich«, sagt Loch. Faszinierend, weil die Vorschläge sehr treffsicher waren. Beängstigend, weil Loch sich in seiner Fachkompetenz herausgefordert fühlte.

Er entschied sich für eine Flucht nach vorn. Loch experimentiert, hält Vorträge und berät Kollegen rund um die künstliche Intelligenz in der Medizin. Medizinische Start-ups unterstützt er bei der Softwareentwicklung. In seiner Praxis demonstriert Loch schon heute: KI kann Arztbesuche radikal verändern.

Noch steht der technologische Wandel jedoch ganz am Anfang. Laut IT-Branchenverband Bitkom sehen 83 Prozent der Ärztinnen und Ärzte großen Nachholbedarf bei der digitalen Aufrüstung. Dabei wird immer deutlicher: Digitalisierung macht den menschlichen Arzt nicht überflüssig, zumindest noch nicht. Idealerweise hilft sie ihm, effizienter zu arbeiten.

Wenn von künstlicher Intelligenz in Arztpraxen die Rede ist, geht es selten um die Behandlung selbst, sondern um die Abläufe. KI sortiert Anfragen, priorisiert Termine, transkribiert Gespräche, füllt Formulare aus, prüft Befunde auf Vollständigkeit.

Alles fängt mit der Terminvergabe an. Wer möchte, kann auf der Website von Lochs Praxis direkt mit der Praxis chatten. Ant-

worten werden binnen zwei Stunden innerhalb der Öffnungszeiten versprochen. Wer lieber anrufen möchte, landet wahrscheinlich beim Anrufbeantworter. Ein digitales Transkript der hinterlassenen Nachricht geht direkt an Arzthelferin Ramona Schütt.

Die Mutter von drei Kindern arbeitet regelmäßig im Homeoffice und steuert die Praxis von dort aus. Ganz so, als würde sie hinter dem Praxistresen sitzen. »Wir können automatisiert oder individuell antworten«, sagt sie.

Mediziner Loch hingegen muss in der Praxis präsent sein. Sein Sprechzimmer kommt ziemlich analog daher. Mit einer Ausnahme: Am Rand des Schreibtischs steht ein Mikrofon. Stimmt der Patient zu, kann das Gespräch aufgezeichnet werden. Die Software baut daraus einen Arztbrief. Bilder aus Ultraschall oder Endoskopie gelangen per Klick in die Akte. Die Abrechnung wird automatisch erstellt.

Die Datenverwaltungssysteme des deutschen Gesundheitssystems hinken der Entwicklung hinterher; die elektronische Patientenakte ist bislang kaum mehr als ein PDF-Datenspeicher. Solche Hürden dürften den

Facharzt Loch:

»Faszinierend und beängstigend zugleich«



Wandel allenfalls verzögern. Denn auch der Markt für Medizinsoftware entwickelt sich rasant. Doctolib, größter Anbieter für Online-Terminbuchungen, will künftig auch KI-gestützte Lösungen für den Praxisalltag anbieten. Nach der Übernahme des Berliner Health-Tech-Spezialisten Aaron.ai sollen intelligente Telefonassistenten und weitere KI-Funktionen in die Doctolib-Software integriert werden. Die Technologie soll die Praxen bei ihren monatlich bis zu 1000 Patienten-anrufen entlasten.

Vorreiter wie HNO-Arzt Loch nutzen KI außerdem, um bei ungewöhnlichen Befunden zusätzliche Hinweise zur Diagnosefindung zu bekommen. »Das machen heute wahrscheinlich schon viele Ärzte, die Ergebnisse sind oft sehr gut«, sagt er. Wurden früher vor allem Google, Wikipedia oder Fachforen zurate gezogen, greifen viele Mediziner heute auf KI-Systeme wie ChatGPT, Perplexity, Mistral oder auf medizinische KI-Plattformen wie OpenEvidence zurück. Bereits 2024 zeigte eine Studie, dass in Großbritannien einer von fünf Ärzten KI-Bots bei seiner Arbeit nutzt. Heute dürften es deutlich mehr sein.

Alvar Mollik, Facharzt in Lochs Praxis, hat Felia gegründet, eine Plattform mit KI-basierter Praxissoftware. Er sieht große Chancen in der Technologie: Wenn etwa ein Psychotherapeut Notizen mit Unterstützung der KI erstelle, könne er später leichter nachverfolgen, was in früheren Sitzungen besprochen wurde. Mollik betont: Mitschnitte würden sofort gelöscht, nur die KI-Zusammenfassung sei in der Akte zu finden.

Datenschützer sehen solche Methoden dennoch kritisch. Sie dürften nur angewandt werden, wenn der Patient vorher eingewilligt habe. Ärzteverbände mahnen: Verantwortlich für die Korrektheit der Dokumentation sei allein der Arzt, nicht die Software. Ein Mediziner dürfe diese Verantwortung nicht an die KI delegieren.

Zudem drängt sich die Frage auf: Wird die Behandlung für Patienten mithilfe von KI zunehmend entmenslicht?

Digital-Enthusiast Loch widerspricht. »Wir haben dadurch mehr Zeit für die gleiche Arbeit, man muss sich hinterher nicht noch hinsetzen und alles dokumentieren.« Auch die Zahl seiner Helferinnen wolle er nicht reduzieren, obwohl sie perspektivisch weniger zu tun hätten.

Loch glaubt, menschliche Begegnungen und Gespräche würden beim Arztbesuch sogar an Bedeutung gewinnen, auch um den Wettbewerb mit der KI zu gewinnen.

Immer mehr Patienten befragten vor dem Arztbesuch bereits Chatbots und kämen mit speziellen Fragen in die Praxis. »Darauf möchten wir uns einstellen«, sagt der Arzt, »und etwas bieten, das nur menschliche Intelligenz kann.«

Martin U. Müller

MASCHINE DER WOCHE

Thor, der weibliche Crashtest-Dummy

Sie heißt nach einem nordischen Gott, THOR-05F. Doch sie ist weiblich. Und kämpft mit Ganzkörpereinsatz statt Hammer gegen die Ungerechtigkeit schlecht sitzender Sicherheitsgurte: Frauen werden bei Unfällen häufiger verletzt. US-Verkehrsminister Sean Duffy stellte vergangene Woche den weiblichen Crashtest-Dummy vor, kleiner als die Kollegen, mit Brüsten, Hüften und allerlei Sensoren, die Belastungen an Kopf, Bauch, Becken, Armen und Beinen tracken. Mercedes nutzt seit mehr als 20 Jahren weibliche Dummys, bisher wurden Autos aber hauptsächlich mit »Hybrid III 50th Male« getestet. Ein Einheitsmann, knapp 78 Kilogramm schwer und für die Hälfte der Menschheit falsch gebaut. KW



NACHGEZÄHLT

54

Prozent der E-Commerce-Lieferungen in Deutschland erreichen die Kunden in ein bis zwei Werktagen, rund 36 Prozent in drei bis fünf Tagen. 2024 waren es noch je zwei Prozentpunkte mehr.

Quelle: EHI Retail Institute



Investoren und Unternehmer beim Digitalgipfel in Berlin

Filip Singer / action press

WAGNISKAPITAL

Deutschland und Europa im Rückstand

Start-ups in Deutschland und Europa locken weiterhin nur wenig Wagniskapital an. Das ergab eine Studie des Verbands forschender Pharma-Unternehmen. Demnach fließt die Hälfte allen Risikokapitals in junge Firmen in den USA. Europa folgt mit 16 Prozent mit erheblichem Abstand, knapp vor China (14 Prozent). In Deutschland landen lediglich 2,5 Prozent des global verfügbaren Wagniskapitals.

Dabei handelt es sich um Gelder privater Investoren, die eine Lücke füllen: Viele Start-ups tun sich schwer, an klassische Finanzierungen bei Banken zu kommen. Wagniskapitalgeber gehen mithin große Risiken ein, können dafür aber erheblich von einem Unternehmenserfolg profitieren, etwa durch Anteilsverkäufe oder Börsengänge.

Der aktuelle Rückstand gegenüber den USA fällt noch deutlicher aus, wenn man das verfügbare Risikokapital ins Verhältnis zur vorhandenen Wirtschaftsleistung setzt. So entsprechen die Wagniskapital-Milliarden, die US-Start-ups jährlich zufließen, mittlerweile fast einem Prozent der amerikanischen Wirtschaftsleistung. Europa hingegen kommt laut der Erhebung nur auf 0,2 Prozent, Deutschland liegt sogar noch darunter. Während es in Europa zuletzt immerhin einen leichten Aufwärtstrend gegeben habe, bewege Deutschland sich tendenziell nach unten, so die Studienautoren. Es handle sich »vor allem

um ein Problem mit Blick auf die Anlagechancen«. Deutschland müsse »die Lücke zu den USA schließen«, um seine »internationale Wettbewerbsfähigkeit zu sichern«.

Tatsächlich führt der Mangel an ausreichendem Wachstumskapital immer wieder dazu, dass europäische Start-ups in den USA Kapital suchen oder abwandern. Neben einer insgesamt niedrigeren Risikobereitschaft und bürokratischen Hemmnissen nennen die Wissenschaftler auch höhere Steuern auf private Anteilsverkäufe als Hemmnis für mehr Wachstumskapital in Europa.

Als mögliche Gegenmaßnahmen gelte es, steuerliche Anreize zu verbessern und regulatorische Hürden abzubauen. Zudem sei ein »integrierter europäischer Kapitalmarkt zentral, um die Skalierung junger Unternehmen zu erleichtern«.

Das sieht Bundeskanzler Friedrich Merz (CDU), einst Berater des Finanzinvestors Blackrock, offenbar ähnlich: Er forderte zuletzt wiederholt »einen ausreichend breiten und tiefen Kapitalmarkt« in Europa, damit junge Wachstumsunternehmen »sich besser und vor allem schneller finanzieren können«, sowie »eine Art European Stock Exchange, damit erfolgreiche Unternehmen wie zum Beispiel Biontech aus Deutschland nicht an die New Yorker Börse gehen müssen«. ROM



ROBOTER

»Hand in Hand mit Menschen«

Künstliche Intelligenz könnte viele Jobs überflüssig machen. Hier erklärt David Autor, 58, Ökonom an der US-Hochschule Massachusetts Institute of Technology, welche Kompetenzen weiter gefragt sein werden.

SPIEGEL: Herr Autor, KI macht Fachwissen zur Massenware. Welche Jobs bleiben sicher?

Autor: Wer sich in diesem Strom an Informationen orientieren kann, wird gefragt bleiben. Urteilskraft und die Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen – das wird wertvoller werden.

SPIEGEL: Wen meinen Sie damit konkret?

Autor: Den Arzt, der zwischen verschiedenen Therapien entscheiden muss. Den Anwalt, der eine Strategie für einen Prozess festlegt. Oder den Experten für komplizierte Reparaturen.

SPIEGEL: Mit jeder neuen Version wird KI leistungsfähiger.

Autor: Es werden noch viele Durchbrüche nötig sein. Die heutigen Modelle sind sehr gut darin, bestimmte menschliche Fähigkeiten nachzuahmen. In vielem sind sie schon besser als wir. Das ist aber nichts Neues: Die meisten von der Menschheit entwickelten Werkzeuge können etwas besser als wir selbst.

SPIEGEL: Das Potenzial von KI geht doch weit darüber hinaus.

Autor: Werkzeuge sind nur dann wertvoll, wenn sie unsere Fähigkeiten deutlich erweitern. Umgekehrt sehe ich nicht, dass KI wirklich bereit wäre, viele Dinge vollständig zu automatisieren.

SPIEGEL: Sondern?

Autor: Sie ist wunderbar geeignet, Hand in Hand mit einem Menschen zu funktionieren. Sie gibt Orientierung, bereitet Entscheidungen vor. Natürlich gibt es einen Hype um Automatisierung. Wirklich autonom gute Ergebnisse zu schaffen, ist mit KI aber viel aufwendiger, als mit ihr zusammen Menschen schneller zu machen.

SPIEGEL: Roboter können kochen, aufräumen, Fabrikjobs

übernehmen. Müssen wir da nicht Angst haben?

Autor: Ich Sorge mich, was passiert, wenn diese Technik plötzlich riesige Durchbrüche erzielt. Ähnlich ist es mit dem autonomen Fahren: Wäre das morgen möglich, könnten auf einen Schlag Millionen Fahrer ihren Job verlieren. Wenn sich eine solche Entwicklung hingegen über Jahrzehnte abspielt, lässt sich das managen.

SPIEGEL: Also gibt es gar kein Problem?

»Gesellschaften würden sich spalten.«

Autor: Es kann sein, dass wir sehr schlechte Szenarien erleben. Was macht Automatisierung mit unseren Gesellschaften? Deren Fundament ist heute die Knappheit menschlicher Arbeit. Wenn Arbeit aber kein knapper Produktionsfaktor mehr ist, dann stehen zwar die Türen offen, großen Reichtum zu schaffen. Andererseits ist unklar, wer noch in den Genuss dieses Reichtums kommt. Unser Arbeitsmarkt ist ein Verteilungsmechanismus, jeder Mensch verfügt über seine eigene Arbeitskraft. Eine funktionierende Demokratie ist abhängig von einem funktionierenden Arbeitsmarkt.

SPIEGEL: Und wenn es den nicht mehr gibt?

Autor: Gesellschaften würden sich spalten. Es gäbe eine Gruppe, die direkt zum Wohlstand beiträgt. Und Leistungsberechtigte, die für ihren Lebensunterhalt auf Hilfe angewiesen sind. Leider zeigt die Geschichte, dass Gesellschaften nicht sonderlich großzügig gegenüber solchen Menschen sind. BEB, FDI



WIRTSCHAFTSWUNDER

Advent mit Lena Gercke

Adventskalender hatten ursprünglich einen einfachen Zweck: Familien zählten damit die Tage bis Weihnachten, um Kindern das Warten zu erleichtern. Mittlerweile ist aus der christlichen Tradition ein Millionengeschäft geworden. Adventskalender zum Auspacken gibt es heute unter anderem von der Hautpflegemarke Kiehl's, vom Streamingdienst Netflix, neuerdings auch vom Kreuzfahrtanbieter AIDA. Entsprechend hart umkämpft ist der lukrative Markt. Der neueste Trend: Adventskalender von Internet-Influencern, zum Öffnen in der realen Welt. Pamela Reif macht es seit Jahren vor: Für rund 70 Euro gibt es Proteinriegel ihrer Eigenmarke, Kosmetik und Matcha, verpackt in beigefarbener Pappe. Lena Gercke verkauft ihren Adventskalender für rund 100 Euro, mit vielen Dingen, die man in jeder Parfümerie findet. Die Seiten gewechselt hat Content-Creatorin Julia Fröhlich. Auf YouTube testete sie als xLaeta einst virale Kalender, mittlerweile packt sie lieber ihren eigenen aus. Für rund 70 Euro bietet er Kosmetik, Spaßgetränke und Schmuck. Bei der Gen Z dürften die Angebote ankommen: 40 Prozent wollen sich dieses Jahr laut YouGov-Befragung einen Adventskalender kaufen. ABU

DEUTSCHE BAHN

Klagefreudige Tochter

Seit der Gründung vor knapp zwei Jahren hat DB InfraGO, die Infrastrukturtöchter der Bahn, 41-mal gegen Auflagen der Bundesnetzagentur geklagt. Das ergab eine Anfrage des Verbands Die Güterbahnen nach dem Informationsfreiheitsgesetz. »Damit richtet sich ein dem Gemeinwohl verpflichtetes, bundes-eigenes Unternehmen ausgerechnet gegen Maßnahmen, die die Betriebsqualität im deutschen Schienennetz verbessern sollen«, sagt Verbandsgeschäftsführer Peter Westenberger. Besonders ärgerlich sei eine aktuelle Klage gegen einen Teilbeschluss der Bundesnetzagentur, dem zufolge die InfraGO geplante Bauarbeiten fristgerecht ankündigen muss. Das, so Westenberger, sei »schrille Begleitmusik« zum Start der vom Bundesverkehrsministerium angesetzten Taskforce »Zuverlässige Bahn«. Laut Bahn dienen die Klagen vor allem der Rechtssicherheit. Die neue Klage solle klären, »wie der enorme Baubedarf stabil und verbindlich ins Bahnsystem eingeplant werden kann«. DAB

WISSEN

Stich ins Herz

Notfallmedizin Neue Daten zeigen, dass immer mehr Menschen mit Messern angegriffen werden. Vor allem trifft es junge Männer.

Es ist 00.45 Uhr, als der Alarmruf in der Notaufnahme des Universitätsklinikums Schleswig-Holstein, Campus Kiel, eingeht. Es werde gleich ein junger Mann im Krankenwagen eingeliefert. Sein Kreislauf sei nicht stabil, im Oberkörper und an den Armen habe er »multiple Messerstichverletzungen«.

Ärztinnen und Pfleger treffen sich im Schockraum 1, wo sie den Mann eine Viertelstunde später in Empfang nehmen. Der 29-Jährige war in eine Auseinandersetzung verwickelt, an seinem Körper sind überall Blutspuren. Verliert er zu viel Blut, wird er bei kalter Haut stark schwitzen, einen schnellen Puls bekommen, das Bewusstsein verlieren – und womöglich nicht mehr aufwachen.

Im Schockraum beginnt ein Wettlauf, um diesem sogenannten hämorrhagischen Schock zuvorzukommen. An einer Rippe und am Rücken pulsiert Blut aus durchtrennten Arterien, das die Helfenden stoppen. Am rechten Brustkorb finden sie verschiedene Einstiche und am linken Oberarm tiefe Schnitte, sie versorgen auch diese Wunden. Der Spalt zwischen Brustwand und Lunge ist ebenfalls voller Blut gelaufen, das ergibt der Ultraschall.

Die Mediziner schieben einen Schlauch zu der Stelle, ungefähr ein Liter läuft durch diese Drainage ab. Der Zustand des Patienten stabilisiert sich. Sie verlegen ihn auf die Intensivstation. Dort wird er weiter versorgt und schließlich gerettet. All das, der gesamte Ablauf, geht so aus den medizinischen Berichten hervor.

Gewaltsame Stichverletzungen waren früher in Kiel selten. Doch seit einigen Jahren seien solche Fälle »leider unsere neue Realität«, wie der Arzt Domagoj Schunk sagt, der seit 2018 die Notaufnahme des Universitätsklinikums Schleswig-Holstein (UKSH) auf dem Campus Kiel leitet. In seinem Büro berichtet er von weiteren Beispielen.

Ein 17-Jähriger, der von der Polizei begleitet wurde, hatte drei Stiche im Rücken. Ein 53-Jähriger, der angetrunken aus einer Flüchtlingsunterkunft eingeliefert wurde, wies rechts am Hals einen Schnitt auf. Eine 42-Jährige kam mit einer zwei Zentimeter langen Stichwunde auf der rechten Bauchseite.

Wie groß das Messerproblem ist, geht aus dem Traumaregister der Deutschen Gesellschaft für Unfallchirurgie hervor, einer Datenbank, in der behandelte Fälle nach schweren Verletzungen in Deutschland erfasst werden. Eine Gruppe von Notfallmedizinern hat erstmals aus dem Register jene Fälle herausgefiltert, bei denen jemand absichtlich auf einen Menschen eingestochen hatte.

Die Ergebnisse dieser Auswertung sollen demnächst in einer Fachzeitschrift erscheinen. Doch die wichtigsten Erkenntnisse hat die Chirurgin Paula Beck von der Klinik für Traumatologie des Universitätsspitals Zürich Ende Oktober auf einem Kongress in Berlin gezeigt. In zehn Jahren wurden demnach 3325 Stichverletzungen im Zusammenhang mit Gewalttaten gezählt. Die Zahl der Schwerverletzten nach solchen Angriffen ist kontinuierlich gestiegen: von ungefähr 250 im Jahr 2019 auf rund 375 im Jahr 2023, das sind die jüngsten verfügbaren Daten. Es ist ein Plus von 50 Prozent.

Der Auswertung zufolge waren 86 Prozent der Opfer Männer und im Durchschnitt 31,3 Jahre alt. Nach der Einlieferung mussten rund 70 Prozent von ihnen als Notfall behandelt werden. 8 Prozent der Betroffenen waren so schwer verletzt, dass sie an ihren Stichverletzungen im Krankenhaus starben.

Solche Fälle gab es auch in Kiel. Im Oktober 2023 stach in der Kieler Innenstadt ein 19-Jähriger auf seine 17-jährige Freundin ein und traf ihr Herz. Die Jugendliche war in der Notaufnahme nicht mehr zu retten. Ein paar Wochen später, im Dezember 2023, verletzte eine 29-Jährige ihren 33-jährigen Freund bei einem nächtlichen Streit im Stadtteil Gaarden. Er wurde im UKSH noch notoperiert, starb aber im Verlauf des Vormittags.

Andreas Seekamp, der seit 20 Jahren als leitender Unfallchirurg des UKSH in Kiel arbeitet, sagt: »Es ist erschreckend, zu se-

hen, dass Messer in Deutschland immer häufiger als Waffe eingesetzt werden.« Der pensionierte Chefarzt Dietmar Pennig arbeitete 40 Jahre lang in der Notfallmedizin und ist Generalsekretär der Deutschen Gesellschaft für Orthopädie und Unfallchirurgie (DGOU). Er sagt: »Die zunehmende Gewaltbereitschaft sehe ich mit Sorge. Da hat sich das Bild der Gesellschaft definitiv verändert.«

Zum Einsatz kommen nicht nur Messer, sondern auch abgeschlagene Glasflaschen, Scherben, Scheren oder Schraubenzieher. Die Klingenlänge sei gar nicht so entscheidend, sagt Andreas Seekamp. »Sogar mit einem Austernmesser kann man jemanden umbringen.«

Die registrierten Messerangriffe werden nicht nur zahlreicher, die Mediziner halten sie auch für brutaler. »Wir haben den Eindruck, dass gezielter vorgegangen wird«, sagt Pennig. »Wir sehen durchaus eine Häufung von Stichverletzungen am Hals oder am Brustkorb, also da, wo es besonders gefährlich ist.«

Als im Mai 2024 ein Afghane auf dem Marktplatz von Mannheim den Polizisten Rouven Laur erstach, entschloss sich Schunk in Kiel, das Ausmaß der Messerkriminalität genauer zu erforschen. Gemeinsam mit den Kollegen der Notaufnahme in Lübeck durchsuchten die Kieler die Arztbriefe aus den Jahren 2020 bis 2024 auf die Begriffe Stich, Schnitt oder Messer. Aus diesen Fällen sortierten sie die Selbstverletzungen und Unfälle aus.

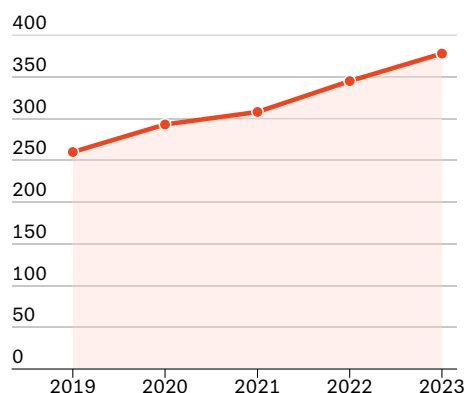
Übrig blieben 177 Fälle von »Fremdeinwirkung mit Nutzung von Messern als Tatgegenstand«, so die Gruppe um Schunk in einer Mitteilung, die Anfang des Jahres im »Deutschen Ärzteblatt« erschienen ist. Die Erhebung aus Kiel und Lübeck berücksichtigte im Unterschied zu den neuen Zahlen aus dem Traumaregister auch leichtere Messerverletzungen, doch die Ergebnisse ähneln sich.

Die Opfer von Messergewalt waren meist jung (Durchschnittsalter 33 Jahre), männlich (in 92 Prozent der Fälle) und häufig betrunken (24 Prozent). Rund die Hälfte von ihnen wurde nachts eingeliefert.

Die meisten in Kiel und Lübeck erfassten Stichverletzungen wurden den Opfern im öffentlichen Raum zugefügt, von ihnen unbekannten Tätern. Zu 22 Prozent der Attacken kam es in einer privaten Wohnung nach einem Streit mit Familienmitgliedern, Freunden oder Bekannten. Mehr als 10 Prozent der Verletzten schwebten in Lebensgefahr, zwei von ihnen starben im Krankenhaus:

Tiefe Wunden

Zahl der Schwerverletzten, die aufgrund von gewaltsamen Stichverletzungen in deutschen Notaufnahmen versorgt wurden



Quelle: Traumaregister DGU, Präsentation auf dem Deutschen Kongress für Orthopädie und Unfallchirurgie in Berlin 2025



Manuel Weber / DER SPIEGEL



Polizeidirektion Kiel

Arzt Schunk, am Kieler Hauptbahnhof sichergestellte Waffen am 12. Juni: Die Angriffe werden brutaler

die bereits erwähnte 17-Jährige und der 33-Jährige.

Die Daten zeigten einen »akuten Anstieg von Verletzungen durch Fremdeinwirkungen mit Messern im Jahr 2024«, schrieb die Gruppe um Schunk in ihrer Mitteilung. Die vorläufigen Zahlen von 2025 deuten nun darauf hin, dass sich das so fortsetzt. In den Notaufnahmen des UKSH in Kiel sowie in Lübeck wurden laut Schunk in diesem Jahr bereits mehr als 50 Fälle gezählt.

Eine ähnliche Entwicklung sehen Mediziner der Notaufnahme des Virchow-Klinikums der Berliner Charité im Ortsteil Wedding. Seit Juli 2015 haben sie deutlich mehr gewaltsam zugefügte Messerstichverletzungen behandelt als vorher, das zeigen die aktuellen Zahlen, die dem SPIEGEL vorliegen. Im Kalenderjahr 2016 waren es demnach 37 Fälle, 2024 dagegen 106 Fälle; 2025 kamen bis Ende Oktober 65 weitere Verletzte hinzu. Insgesamt waren 530 Menschen betroffen, etliche konnten nicht mehr gerettet werden.

Wobei alle genannten Untersuchungen das Phänomen tendenziell sogar eher unter als überschätzen. Jene Opfer, die bereits am Tatort starben und vom Bestatter mitgenommen wurden, tauchen in der Statistik der Notfälle nicht auf. Und schließlich muss jede Person wegen der europäischen Datenschutz-Grundverordnung schriftlich einwilligen, in das Register aufgenommen zu werden. Viele schwer verletzte Opfer sind dazu aber nicht in der Lage, weil sie bewusstlos eingeliefert werden. »Einen, dem ein Messer im Brustkorb steckt, kann ich nicht fragen, ob er einverstanden ist«, sagt Dietmar

Pennig, der Generalsekretär der DGOU. »Das ist realitätsfern.«

Die Statistiken der Notaufnahmen sagen nichts über die Motive der Täter aus. Auch erfassen die Krankenhäuser nicht systematisch, welchen Beruf die Verletzten ausüben oder welche Staatsangehörigkeit sie haben.

Was sich dagegen deutlich abzeichnet: Auch Helfende werden zum Ziel von Messerattacken. Im November drang ein 21-Jähriger in die Notaufnahme des Klinikums Salzgitter (Niedersachsen) vor und bedrohte das Personal mit einer Stichwaffe. Im Juli griff ein offenbar psychisch kranker Mann einen Notarzt in Laucha (Sachsen-Anhalt) an und verletzte ihn schwer am Kopf.

Am Virchow-Klinikum der Charité in Berlin habe man deshalb bereits Vorkehrungen getroffen, sagt Ulrich Stöckle, der das Centrum für Muskuloskeletale Chirurgie leitet. »Wir haben den Sicherheitsdienst verstärkt und haben eine sehr niedrige Schwelle, Polizeischutz für die Notaufnahme anzufordern.« In Kiel wurden die rund 120 Mitarbeitenden darin geschult, auf ihren Eigenschutz zu achten. »Zu Deeskalation und Kommunikation werden wir in den nächsten zwei Monaten ein weiteres Training machen, das ein ehemaliger Polizeikommissar anbietet«, sagt Domagoj Schunk.

»Die Zustände in unseren Notaufnahmen dürfen nicht zur Routine werden«, sagt Chirurg Stöckle. Gewalt dürfe in den sozialen Medien, im Kino und im Fernsehen nicht länger verherrlicht dargestellt werden. »Durch sind Jugendliche, die damit aufwachsen, teilweise der Meinung, diese Gewalt-

anwendung sei normal.« Messerverbote, wie sie inzwischen in Bussen und Bahnen gelten, hält Stöckle für sinnvoll. »Keiner muss ein Messer in den öffentlichen Nahverkehr mitnehmen.«

Die Messerkriminalität einzudämmen, obliegt der Politik. Bis das gelingt, müssen die Notfallmediziner sich auf die neue Wirklichkeit einstellen. Ihre Schockräume haben sie ausgerüstet, mit Bauchtüchern, speziellen Verbänden und bestimmten Medikamenten zur Blutstillung.

Auch machen sie sich daran, notfallmedizinische Operationstechniken zu erlernen, die bislang eher Militärchirurgen vorbehalten waren. Wie kann man eine durchtrennte Schlagader behelfsmäßig verbinden, wenn die Zeit fürs Nähen fehlt? Wo setzt man den Schnitt, wenn man den Brustkorb eröffnen muss, um das Herz mit der Hand zu massieren?

Der Kieler Arzt Schunk hat sich und seine Oberärzte gerade für einen Kurs angemeldet, der im Juni in Hamburg stattfinden wird. Lerninhalt: die chirurgische Versorgung bei »Terror und Katastrophen«.

Bleibt die Frage, was man tun sollte, wenn man selbst mit einem Messer bedroht wird. Experten raten, wegzulaufen, wenn es irgend möglich ist. Und wer einem Opfer helfen möchte, sollte eine noch im Körper steckende Klinge keineswegs herausziehen, weil diese die Wunde womöglich verschließt. Verletzte Extremitäten könnte man abbinden, offene Schlagadern gegebenenfalls mit den Fingern zuhalten. Den Notarzt sollte man schleunigst rufen.

Jörg Blech

»Besonders gefährdete Gruppen erreichen wir nicht«

Seuchen Die UNAIDS-Vizechefin Christine Stegling befürchtet trotz eines neuen Wundermittels eine steigende Zahl von HIV-Infektionen.

UNAIDS ist eine 1994 von der Uno gegründete Organisation zur Bekämpfung von Aids. Stegling, 54, ist seit Januar 2023 deren stellvertretende Direktorin. Sie kommt aus Deutschland.

SPIEGEL: Frau Stegling, in welcher Verfassung ist UNAIDS?

Stegling: Die ist sehr zwiegespalten. Anfang des Jahres haben wir einen schweren Schock erlebt, als die Amerikaner alle Hilfezahlungen eingestellt haben. Andererseits regt sich jetzt Optimismus. Gerade wurde der Globale Fonds zur Bekämpfung von Aids, Tuberkulose und Malaria wieder aufgefüllt. Auch die Amerikaner haben einen großzügigen Beitrag von 4,6 Milliarden Dollar geleistet. Schon zuvor haben sie sich mit einer neuen »America First Global Health Strategy« auf der Bühne internationaler Gesundheitshilfen zurückgemeldet.

SPIEGEL: Ist damit alles wieder beim Alten?

Stegling: Keineswegs. Die Hilfen werden jetzt nicht mehr gemeinsam mit multilateralen Organisationen und Nichtregierungsorganisationen verhandelt, sondern bilateral von Regierung zu Regierung. Wir müssen sehen, was dabei herauskommt.

SPIEGEL: Die Sparmaßnahmen und Pläne der Amerikaner waren chaotisch. Am Ende wusste niemand mehr, ob, wann und wie

viel Geld es für Aidsprogramme überhaupt noch geben sollte. Haben Sie inzwischen einen Überblick?

Stegling: Die OECD schätzt, dass die Gesundheitshilfen in diesem Jahr um 30 bis 40 Prozent gegenüber 2023 zurückgegangen sind. Wie viel Geld im Einzelnen für bestimmte Projekte geflossen ist, wissen wir noch nicht.

SPIEGEL: Kann bei so drastischen Kürzungen die HIV-Pandemie noch wirksam bekämpft werden?

Stegling: Unseren Modelle zufolge werden wir bis 2030 vier Millionen zusätzliche Neuinfektionen sehen, wenn sich die Situation nicht wieder grundlegend verbessert. Unser Ziel, Aids bis 2030 als globale Gesundheitsgefährdung zu beenden, werden wir so nicht erreichen können.

SPIEGEL: Es steht jetzt schon fest, dass es so schlimm kommt?

Stegling: Bisher scheinen es viele Länder trotz der Kürzungen geschafft zu haben, dass HIV-Infizierte weiterhin behandelt werden. Andererseits sind die Selbsthilfeinitiativen besonders infektionsgefährdeter Gruppen an vielen Orten zusammengebrochen. Diese Gruppen erreichen wir nun nicht mehr. Wir müssen deshalb damit rechnen, dass die Zahl der Neuinfektionen steigen wird.

SPIEGEL: Müssen Länder, die besonders von HIV betroffen sind, mehr Eigenverantwor-

tung übernehmen, weil es weniger internationale Hilfe gibt?

Stegling: Ja, das ist, wenn man so will, eine positive Entwicklung. Länder wie Südafrika, Tansania, Nigeria oder Uganda haben ihre Gesundheitsetats aufgestockt und die Versorgung der HIV-Infizierten in die eigene Hand genommen. Allerdings sollte man auch fragen: Wie gut werden die Schwächsten in der Gesellschaft versorgt? Nach dem Zusammenbruch vieler Selbsthilfeinitiativen ist damit zu rechnen, dass gerade diese Menschen die Leidtragenden sind.

SPIEGEL: Haben Sie sich nach den Kürzungen nun endgültig von dem Ziel verabschiedet, Aids bis zum Jahr 2030 zu besiegen?

Stegling: Nein. Wir müssen dieses Ziel weiter im Blick behalten. Wir wissen, dass wir es erreichen können. Jetzt müssen wir uns auf die neue Finanzierungslage einstellen und versuchen, es trotzdem hinzubekommen. Das ist möglich. Die Summe, die wir brauchen, ist gesunken, um erstaunliche sechs Milliarden Dollar – weil wir kosteneffizienter und Medikamente preiswerter geworden sind.

SPIEGEL: Eines dieser Medikamente hat UNAIDS-Chefin Winnie Byanyima als neues »Wundermittel« angepriesen...

Stegling: ...ja, sie bezog sich auf Lenacapavir. Es ist ein Medikament, das man nur zweimal im Jahr injizieren muss, um eine fast 100-prozentige Sicherheit zu haben, sich nicht mit HIV anzustecken.

SPIEGEL: Also quasi eine Impfung?

Stegling: Es kommt einer Impfung zumindest nahe. Es ist jetzt auf dem Markt und wird durch den Globalen Fonds, durch Unitaid, aber auch durch die US-Regierung an zwei Millionen Menschen verteilt. Das trägt bei zu unserer Zuversicht, dass wir es schaffen können. Allerdings muss man hier sagen: Wir brauchen die Initiativen vor Ort, damit wir auch diejenigen erreichen, die das größte Risiko haben. Wir wissen: Nur dann lässt sich die Epidemie besiegen.

SPIEGEL: Wo sehen Sie die Brennpunkte, um die es beim Thema HIV jetzt gehen muss?

Stegling: Die meisten der insgesamt 40 Millionen Menschen mit HIV leben in Afrika, insbesondere im Süden. Tag für Tag stecken sich dort 500 junge Mädchen mit HIV an. Deshalb ist es vordringlich, junge Frauen und Heranwachsende mit unserer HIV-Präventionsarbeit zu erreichen. Im Rest der Welt müssen wir uns auf die besonders infektionsgefährdeten Gruppen, etwa Drogenkonsumierende oder Homosexuelle, konzentrieren. Und dann müssen wir immer wachsam verfolgen, wo sich neue Gefahrenzonen auf tun. Derzeit sehen wir zum Beispiel auf den Philippinen oder in Fidschi, wenngleich von geringen Ausgangszahlen aus, einen raschen Anstieg von Neuinfektionen.

Interview: Johann Grolle

HIV-Schnelltest in Südafrika, Aids-Expertin Stegling: »Wir brauchen die Initiativen vor Ort«



Evolution im Zeitraffer

Biologie Eidechsen werden geselliger, Vögel schlauer, Füchse friedlicher: wie Tiere ihr Verhalten an das Leben in der Stadt anpassen.

In den warmen Monaten herrschte Hochbetrieb in Rovinj. Tausende Touristen sonnten sich in der kroatischen Küstenstadt, durch die verwinkelten Gassen wehte Pinienduft. Und auch ein paar seltsame Gestalten schlichen herum, die nicht zu ihrem Vergnügen dort waren. Mithilfe von Angelruten, an deren Spitze kleine Schlingen hingen, gingen sie auf die Pirsch nach Mauereidechsen.

Die Reptilienjäger entpuppten sich als Verhaltensforscher, sie bereiteten in der Altstadt von Rovinj eine Feldstudie vor. »Ähnlich wie beim Fangen von Rindern mit Lassos angelten wir nach den Eidechsen«, erzählt die Biologin Barbara Caspers von der Universität Bielefeld. »Sobald wir eine Eidechse geschnappt hatten, markierten wir sie mit einem bunten Klebestreifen, um sie später leichter identifizieren zu können.«

In den darauffolgenden Wochen überwachte das internationale Forscherteam per Fernglas, was die Tiere trieben. Sie waren überrascht. Immer wieder versammelten sich die Eidechsen zum gemeinsamen Sonnenbaden. Besonders auffällig: Bei der Siesta dösten häufig dieselben Tiere nebeneinander, so als wären sie beste Freunde.

Für die Reptilien ist das gesellige Beisammensein alles andere als normal. Sie sind von Natur aus Eigenbrötler, sie meiden Artgenossen und halten Abstand. »Die Eidechsen in der Stadt benehmen sich viel sozialer als Eidechsen auf dem Land«, sagt die Biologin. Wie das ungewöhnliche Verhalten zu erklären ist, wollen die Forscher jetzt herausfinden. »Es gibt mehrere Spuren, denen wir nachgehen«, so Caspers.

Eine mögliche Erklärung: In freier Natur müssen die Tiere viel Aufwand betreiben, um Insekten zu schnappen. Jeder Artgenosse ist dabei ein Rivale. In der Touristenstadt hingegen finden die Eidechsen an jeder Ecke Reste von Pommes frites oder Eiswaffeln, der Konkurrenzkampf ums Futter wird weniger. Möglicherweise verhalten sich die Tiere daher friedlicher und entspannter gegenüber ihren Artgenossen.

Ein ähnliches Muster haben britische Forscher bei Füchsen beobachtet, die sich vermehrt in englischen Großstädten tummeln. Während die Raubtiere auf dem Land große Reviere allein durchstreifen, um Beute zu fangen, durchwühlen sie in urbanen Gegenden in größeren Familienverbänden Komposthaufen und Mülltonnen. Weil genug

Futter für alle da ist, nimmt die Aggression zwischen den Füchsen ab.

Dass manche Tiere in der Stadt friedlicher werden, ist nur ein Beispiel dafür, wie Tiere in der Nähe vieler Menschen ihr Verhalten verändern. Auch zahlreiche Vögel stellen sich vor Bahnhöfen oder auf belebten Plätzen plötzlich verblüffend schlau an bei der Nahrungssuche. Mit ähnlichem Geschick schlagen sich Waschbären in den Städten durch. Vielerorts sind sie zur Plage geworden, weil sie im Müll plündern und Dachböden zukoten.

Über 100 wissenschaftliche Arbeiten sind in den vergangenen fünf Jahren zum veränderten Sozialverhalten von Tieren in urbanen Räumen erschienen. Für Zoologen hat sich ein neues Forschungsfeld aufgetan, neben Bonobos im Regenwald studieren sie jetzt auch Blaumeisen im Großstadtdschungel. Dabei interessiert die Wissenschaftler besonders die Frage, ob sich in den Städten aufgrund des extremen Anpassungsdrucks gerade eine Art Turbo-Evolution vollzieht. Wäre das so,

würden die Tiere ihr verändertes Verhalten innerhalb weniger Generationen an ihre Nachkommen weitergeben. Wie im Zeitraffer könnten auf diese Weise irgendwann sogar neue Arten entstehen, ein Prozess, der normalerweise viele Jahrtausende dauert. Möglich wäre aber auch, dass sich die Tiere, die in die Stadt einwandern, immer wieder aufs Neue an das Leben dort anpassen.

»Eine endgültige Antwort kennen wir noch nicht«, sagt Caspers, »aber wahrscheinlich sehen wir einen Mix aus beidem.« Tatsächlich reagieren viele Tiere überraschend schnell auf eine veränderte Umgebung. Andererseits gibt es klare Hinweise, dass neu erlernte Verhaltensweisen an die Nachkommen weitergegeben werden, wie ein Beispiel aus dem Reich der Insekten belegt.

Wenn männliche Nachtigall-Grashüpfer ein Weibchen auf sich aufmerksam machen, zirpen sie laut und vernehmlich. In der Nähe viel befahrener Straßen allerdings kommen sie damit nicht weit, denn der Autolärm übertönt den Liebesgesang. Die Straßen-grashüpfer verschaffen sich dann mit höheren Frequenzen Gehör. Auf Weibchen wirken die schrillen Töne zwar weniger attraktiv, ähnlich wie bei den Menschen die Fiselstimmen von Männern; aber diesen Nachteil müssen die Grashüpfer in Kauf nehmen, um überhaupt noch eine Paarungspartnerin zu finden.

Auch von Vögeln, Walen oder Fröschen ist bekannt, dass sie ihre Liebesgesänge in

Fuchs in London: Wenn genug Futter für alle da ist, nimmt die Aggression ab



Jim Dwyer / Getty Images

lauten Umgebungen verändern oder auf ruhigere Tages- oder Nachtzeiten verschieben. Doch passiert all das spontan? Oder ist das neue Verhalten bei vielen Tieren inzwischen schon im Erbgut verankert? Zumindest bei den Grashüpfern trifft das so wohl zu, das zeigt ein weiteres Experiment.

Evolutionsbiologen, ebenfalls von der Universität Bielefeld, sammelten von Straßenrändern die Nymphen von Grashüpfern ein und zogen diese noch flügellosen Jungtiere im Labor auf. Dann warteten die Forscher, bis die geschlechtsreifen Tiere im Sommer anfangen zu singen. Obwohl im Labor keinerlei Verkehrslärm zu hören war, zirpten auch die Nachkommen der Straßengrashüpfer in viel höheren Frequenzen als ihre Verwandten vom freien Feld. Was auf die potenziellen Partnerinnen wenig anziehend klang, lag den Tieren offenbar bereits im Blut.

Wie amerikanische Forscher jüngst in Chicago entdeckten, hat die Turbo-Evolution auch schon anatomische Unterschiede zwischen Stadt- und Landtieren hervorgebracht. Wissenschaftler fanden Schädel von urbanen Arten, die auffällig verformt waren. Bei Wühlmäusen waren im Laufe weniger Jahrzehnte Teile des Innenohrs geschrumpft. Der kleinere Knochen, vermuten die Wissenschaftler, macht den städtischen Lärmpegel für die Mäuse erträglicher. Bei den Streifenhörnchen wiederum wurden die Zähne kürzer. Das könnte daran liegen, dass die Tiere

Gelbhaubenkakadus gelingt es, aus öffentlichen Wasserspendern zu trinken.

sich fast nur noch von den Nahrungsabfällen der Menschen ernähren – und Nudeln oder Frikadellen leichter zu zerkauen sind als Nüsse.

Auch eine Vogelart hat sich nachweislich anatomisch verändert. Fahlstirnschwalben nisten gern unter Autobahnbrücken, ausgerechnet dort, wo das Risiko groß für sie ist, mit einem Pkw zusammenzustoßen. Seit die Vögel aber innerhalb weniger Generationen kürzere Flügel ausgebildet haben, können sie weniger Flugmanöver vollführen. Das hilft ihnen, im letzten Moment auszuweichen, wenn Autos auf sie zurasen.

Noch unklar ist, ob auch die erstaunlichen Intelligenzleistungen vererbt werden, die viele Vögel in der Stadt vollbringen. Vor allem ihr Geschick bei der Futtersuche lässt ihre Artgenossen auf dem Land oft wie gefiederte Dorftrottel erscheinen.

Erst vor wenigen Monaten präsentierten Wissenschaftler vom Max-Planck-Institut für Verhaltensbiologie in Radolfzell gemeinsam mit Kollegen ein »bemerkenswertes Beispiel urbaner Innovation«. Die Zoologen hatten in Sydney beobachtet, wie es einer

wachsenden Zahl von Gelbhaubenkakadus gelingt, aus öffentlichen Wasserspendern zu trinken. Um die Wasserhähne zu öffnen, müssen die Vögel mit ihren Schnäbeln auf kunstfertige Weise Drehgriffe betätigen.

Immer mehr Kakadus schaffen das. Seit etwa zwei Jahren, so berichten die Forschenden im Fachmagazin »Biology Letters«, breitete sich diese »lokale Tradition«, die noch nirgendwo sonst beobachtet worden sei, in der australischen Metropole aus.

Zuvor schon hatten die Kakadus gelernt, den Deckel von Haushaltsmülltonnen zu öffnen, um an Essensreste zu gelangen. Dass sich solche Fähigkeiten rasch verbreiten, deutet auf eine Blitz-Evolution hin: Wer leichter an Nahrung gelangt, kann auch mehr Nachwuchs großziehen. So funktioniert natürliche Auslese seit Jahrmillionen.

Ob auch die Mauereidechsen von Rovinj, die sich so gern gemeinsam sonnen, schlauer sind als ihre ländlichen Verwandten, wollten die Bielefelder Biologinnen und Biologen ebenfalls wissen. Sie setzten die Tiere einem besonderen Intelligenztest aus: Sie lockten die Stadteidechsen und ihre Verwandten vom Land jeweils in eigens angelegte Verstecke, die nur über einen labyrinthartigen Umweg zu erreichen waren.

»Wir waren natürlich gespannt darauf, welche Gruppe das Rennen macht«, erzählt Caspers. »Am Ende gab es jedoch keine Sieger. Stadt- und Landeidechsen fanden gleich schnell den richtigen Weg.« Weder die einen noch die anderen haben wohl einen Überlebensvorteil, wenn sie geschickter darin sind, ein Versteck zu finden. Vermutlich, so interpretieren die Forschenden das Ergebnis, ist keine besonders hohe kognitive Leistung erforderlich, um sich in den Ritzen und Spalten der mittelalterlichen Gemäuer vor Fressfeinden in Sicherheit zu bringen.

In Zukunft dürften noch mehr Tiere in den Städten Zuflucht finden. Urbane Siedlungen breiten sich aus, schon heute lebt die Hälfte der Weltbevölkerung in Ballungsräumen, die als wichtigste Treiber des globalen Umweltwandels gelten. Im Sinne des Artenschutzes sei es daher positiv, dass viele Tiere die Fähigkeit besitzen, flexibel auf veränderte Lebensumstände zu reagieren, findet Caspers.

Doch es berge auch Gefahren, wenn Vögel, Nager oder Insekten sich allzu perfekt an das Leben in den Städten anpassen. Rücken sie zu nahe, können Krankheitserreger auf den Menschen überspringen, wie es beim Entstehen von Grippepandemien schon mehrfach passiert ist.

»Generell drohen neue Konflikte, wenn wild lebende Tiere die Scheu vor dem Menschen verlieren«, so sagt es Biologin Caspers. »Wohin das führen kann, sehen wir an den Wildschweinen, die in Großstädten wie Berlin die Vorgärten verwüsten.«

Mauereidechsen in Rovinj: Gemeinsames Sonnenbaden



Marc Gille

Olaf Stampf

5

Neustart eines Hoffnungsträgers

Luftfahrt Der deutsche Flugtaxipionier Volocopter aus Baden war der Pleite nahe, bis Chinesen die Firma retteten. Bald soll das erste Modell für Kurzstrecken zugelassen werden.

Es war ein Schock in besinnlicher Zeit. Zu Weihnachten vor einem Jahr wurde offenbar, dass es keine Hoffnung mehr gab für die Firma, die immer als Hoffnungsträger gegolten hatte. Geld war ihr lange in Strömen zugeflossen, mehr als 750 Millionen Dollar, doch jetzt war das alles aufgebraucht.

Und es fand sich keiner mehr, der diesem weltweit beachteten Luftfahrt-Start-up trotz all seines Know-hows weiteres Geld hätte anvertrauen mögen, weder die beteiligten Großkonzerne wie Mercedes-Benz noch US-Großinvestoren wie Blackrock, weder das Land Baden-Württemberg noch der Bundesverkehrsminister. Niemand.

In der Not blieb den Geschäftsführern von Volocopter im badischen Bruchsal nur noch ein schwerer Gang, ob Feiertag oder nicht. Beim Amtsgericht im nahen Karlsruhe reichten sie am 26. Dezember den Insolvenzantrag ein.

Damit hätte ein großer Traum für immer enden können – aber wundersamerweise ist es doch ganz anders gekommen.

Volocopter war 2011 angetreten, um ein senkrecht startendes und landendes, elektrisch angetriebenes Lufttaxi zu bauen. Die Gründer der Firma hatten von einem leisen, sauberen und sicheren Fluggerät fantasiert, das die urbane Mobilität hätte revolutionieren können. Mit ihm sollten Reisende über alle Staus hinweg in Minuten vom Hochhausdach zum Flughafen fliegen, von der Yacht zur Villa, vom Geschäftstermin hier zum Dinner da, ganz wie im Science-Fiction-Film.

Auch dank Volocopter konnte Deutschland auf eine Führungsrolle in einem neuartigen Zukunftsmarkt hoffen. Abertausende Wohlhabende voller Verkehrsfrust leben in Staustädten wie New York City, Los Angeles, São Paulo, London, Paris, Dubai oder Shanghai, aber außer lauten und durch viele Vorschriften beschränkten Hubschraubern gibt es für sie bisher kein geeignetes Fluggerät.

Das drohende Ende für Volocopter war umso betrüblicher, als der erste Flieger der Firma fast schon marktreif war. Und was es noch schmerzlicher machte: Lilium, die andere deutsche Flugtaxihoffnung, war Wochen zuvor ebenfalls in die Insolvenz gerutscht. Das Start-up aus Oberpfaffenhofen in Bayern hatte bei der Entwicklung seiner futuristischen Flugmaschine sogar rund

1,5 Milliarden Euro verbraucht und trotzdem keinen bemannten Erstflug zustande gebracht.

Von Lilium ist so gut wie nichts übrig. Wichtige Patente wurden für wenig Geld in die USA verkauft, in die Räumlichkeiten zogen andere Unternehmen ein. Volocopter hingegen lebt weiter in anderer Gestalt: auf erstanden aus der Asche wie Phönix, der mythische Vogel aus dem alten Ägypten.

Die Wiedergeburt war peinigend. Nach Massenentlassung und Umstrukturierung heißt die Firma jetzt Volocopter Technologies, sie zählt noch rund 180 statt zuvor über 600 Angestellte. In gestutzter Form hat sie nun aber neue Aussichten, neues Geld und vor allem: einen neuen Eigentümer. Er kommt aus China.

Der Konzern Wanfeng ist dort bekannt als Automobilzulieferer. Seit einigen Jahren ist er zudem Besitzer von Diamond Aircraft aus Österreich, einem erfolgreichen Hersteller von Klein- und Schulungsflugzeugen. Und mit diesen Unternehmen im Rücken könnte der ehemaligen Hoffnungsfirma aus Bruchsal nun doch noch der Durchbruch gelingen.

Technikchef Bausek:

Profitiert von der Arbeit der Vorgänger



Miriam Stanke / DER SPIEGEL

Wer den früheren Pleitekandidaten in diesen Tagen besucht, stößt dort jedenfalls auf unverhohlenen Optimismus: Volocopter habe jetzt vielleicht bessere Erfolgschancen als je zuvor – und sei fürs Erste unabhängig von Investoren und ihren Launen.

Am Rande von Bruchsal liegt ein winziger Sportflughafen. An einem regnerischen Novembernachmittag manövrieren dort Techniker ein filigranes zweiseitziges Fluggerät aus dem Hangar, in dem Volocopter bald 50 bis 100 Maschinen im Jahr zusammenbauen will.

Mit einem Wwwwiiiiiii-Geräusch erwecken 18 Propeller auf einem Rotorkranz ein batteriebetriebenes Maschinchen aus Carbonfasern zum Leben. Surrend hebt es ab, ferngesteuert von einem Piloten im Gebäude steigt es auf und gleitet wenig später augenscheinlich so sicher durch die Luft wie ein Adler in der Thermik der Alpen. Souverän fliegt es über die Wiese fast bis zum Baumarkt auf dem Nachbargrundstück, dann zurück. Die Techniker blicken zufrieden drein.

Das ist der Alltag hier, fast täglich führt die Firma mehrere Testflüge durch, denn der Zweisitzer durchläuft gerade seinen mehrjährigen Zulassungsprozess. Volocopter muss gegenüber Prüfern der Europäischen Luftsicherheitsagentur Easa belegen, dass die Maschine in jeder Fluglage sicher ist. Die in Köln beheimatete Easa hat für Lufttaxi die mit Abstand strengsten Standards weltweit festgelegt. Einen katastrophalen technischen Defekt dürfen die Flieger statistisch nur einmal in einer Milliarde Flugstunden erleiden.

Gleiches gilt für Verkehrsflugzeuge, etwa von Airbus oder Boeing, doch gerade für kleine Hersteller wie Volocopter sind die Vorgaben besonders schwer zu erfüllen. Und doch verlaufen die bisherigen Tests so vielversprechend, dass die Firma mit ihrem Gefährt schon bald Menschen befördern darf.

Vom Frühjahr 2026 an soll es hier in Bruchsal bemannte Demonstrationsflüge über bewohntem Gebiet geben, die Easa hat dafür eine Ausnahmegenehmigung erteilt. Regelmäßig wird ein Volocopter, so zumindest lautet der Plan, samt Pilot und Passagier zwischen dem Miniflughafen und der etwa zwei Kilometer entfernten Firmenzentrale in einem Bruchsaler Technologiepark pendeln.

Hier, in einem Zweckbau an der Werner-von-Siemens-Straße, erinnert Besucher nichts mehr an die Existenzkrisen der zurückliegenden Zeit. In Großraumbüros arbeiten Dutzende Ingenieure konzentriert an ihren Rechnern. Man spricht Englisch, die überwiegend männlichen Spezialisten kommen aus rund 40 Ländern. Russen und Ukrainer sind unter ihnen, Brasilianer und Türken, Chinesen und Inder.

Deutsche hingegen sind nur spärlich vertreten. »Bruchsal ist jetzt nicht die Welt-

stadt«, sagt Firmensprecher Marcus Hinkel, 60. Hoch qualifizierte Deutsche ziehe es oft woanders hin.

Gerade zugewandert in die Provinz ist der Österreicher David Bausek, 44, Luftfahrtingenieur und Pilot. Er ist Technikchef von Volocopter und arbeitete in gleicher Position bei Diamond Aircraft. In den vergangenen Jahren allerdings war Bausek für den Mutterkonzern Wanfeng in China tätig, zusammen mit Volkswagen hat Wanfeng dort ein eigenes Lufttaxi entwickelt.

Ende 2024 hat sich der klamme deutsche Autobauer allerdings aus der Kooperation zurückgezogen. Das Projekt allein weiterzuführen, wäre Wanfeng teurer zu stehen gekommen als die Übernahme von Volocopter – und so verschlug es Bausek auch zu seiner Überraschung wieder nach Europa, mitten in das Herzland von VW.

In Bruchsal profitiert Bausek noch immer von der Arbeit, die unter den Vorgängern geleistet worden ist. Gegenüber vielen Mitbewerbern habe Volocopter einen klaren technologischen Vorsprung, sagt er. Damit dieser sich möglichst bald auszahlt, treibt Bausek nun seine Ingenieure an, die Zertifizierung zu beschleunigen und alle Einwände der strengen Easa-Experten möglichst rasch zu parieren. Das Verhältnis zu den Prüfern sei naturgemäß bisweilen turbulent, aber, so Bausek, »immer kooperativ«.

Der Chefindingenieur sieht sich bald am Ziel. »Ende 2026 oder Anfang 2027 werden wir die Zulassung haben.« Das »Type Certificate«, ausgestellt von der allseits respektierten Easa, könnte Wunder bewirken für die Firma. »Das kann ich in der ganzen Welt verwenden«, sagt Bausek. Luftfahrtbehörden überall dürften sich genötigt fühlen, das Easa-Urteil zu dem Flieger zu übernehmen. Im gerade entstehenden Markt für eVTOL-Gefährte (für: electric Vertical Take Off and Landing) könnte Volocopter damit der erste Anbieter werden mit nahezu globaler Präsenz – noch vor der starken Konkurrenz aus China und den USA, wo dutzende Firmen ähnliche Flugmaschinen konstruieren.

Volocopter will zunächst zwei eVTOL-Varianten auf den Markt bringen. Der Volo X Pro wiegt mit einem maximalen Startgewicht von 600 Kilogramm so wenig, dass er schon bald als Ultraleichtflugzeug ohne Beteiligung der Easa zugelassen werden kann. Seine Reichweite liegt bei der heutigen Batterietechnik bei bescheidenen 20 Kilometern. Dieser Flieger soll ungefähr 600.000 Euro kosten und dürfte für manche Privatleute, aber insbesondere für Flugschulen interessant sein.

Die zweite Maschine nennt sich VoloCity, sie ist komplexer, komfortabler und teurer, aber weiter als 30 Kilometer kommt auch sie nicht. Bausek schreckt das nicht. Aus der Marktforschung weiß er, dass seine



Lufttaxi Volo X Pro vor Testflug: Der Flieger soll ungefähr 600.000 Euro kosten

potenziellen Kunden auf ihren Stau-Entrennungsflügen ohnehin nur »fünf bis sieben Kilometer« zurücklegen wollen. Als wahrscheinliche Käufer sieht Bausek Fluggesellschaften, die ihren Premium-Passagieren ab Businessclass aufwärts einen bequemen Airporttransfer vom Innenstadthotel anbieten wollen.

Auch für die Ticketpreise hat Bausek klare Erwartungen. Die Ultrakurzstrecken-Hopser mit dem VoloCity dürften die Gäste rund 180 bis 250 Euro kosten – allerhand also, aber in staugeplagten und teuren Städten wie London gar nicht so viel mehr als das, was für ein viel langsames Taxi fällig würde.

Neben dem innerstädtischen Luxustransport sieht Bausek für den VoloCity eine Zukunft bei touristischen Rundflügen im Dienst von Hotels oder Kreuzfahrtschiffen. Mit dem ADAC will er Versuche starten, um den VoloCity im Rettungswesen einzusetzen. Der Elektroflieger soll Ärzte schneller als eine Ambulanz zu Notfalleinsätzen bringen. Bausek geht auch davon aus, dass er einige Maschinen an die Polizei verkaufen können wird, denn ein eVTOL wird leiser sein und

weniger kosten als die bisher verwendeten Hubschrauber.

Die wahre Bedeutung des anbrechenden eVTOL-Zeitalters liegt laut Bausek aber woanders. »Der Airport wird ein Ende haben«, sagt Bausek. Was er meint: Große Passagiermaschinen werden weiterhin lange Start- und Landebahnen brauchen, kleines Fluggerät aber langfristig nicht mehr, weil eVTOLs von Wiesen, Firmenhöfen, Dächern aus starten könnten. Die bisherigen Regeln, die einen Flughafenzwang vorsehen für alles, was fliegt, würden in den nächsten Jahren unter dem Druck der Technologie aufgeweicht.

Dass der Konzern Wanfeng seine Bruchsaler Dependence einmal räumen und die Volocopter-Produktion nach China verlagern könnte, hält Bausek eher für unwahrscheinlich. Die Maschinen für den europäischen Markt würden auch künftig in Bruchsal hergestellt, jene für Nordamerika in einem Werk in Kanada und der Rest in China. Genauso hält es Wanfeng bei der Herstellung der Kleinflieger von Diamond Aircraft, und seit der chinesische Konzern diese Firma vor sieben Jahren aufgekauft hat, ist der weltweite Absatz der Flugzeugfabrik nur gestiegen.

In Bruchsal jedenfalls bereitet sich Volocopter vor auf noch mehr Aufschwung. Eine weitere Produktionshalle am winzigen Flughafen ist geplant. Und ein größerer Flieger ebenso: Der VoloUrban soll einen Piloten und drei Passagiere transportieren – und mit 150 Kilometern pro Stunde bis zu 120 Kilometer weit fliegen können.

Marco Evers

Nur einmal in einer Milliarde Flugstunden dürfen die Flieger einen katastrophalen Defekt erleiden.



Jorge Guerrero / AFP

◀ Der Moment

Über eine halbe Million Männer, Frauen und Kinder starben im Spanischen Bürgerkrieg zwischen 1936 und 1939. Der Mensch, dessen Skelett vor wenigen Tagen bei Granada von einer Archäologin mit einem Staubsauger gesäubert wurde, war eines der Opfer. Seine Überreste lagen in einem der Massengräber, in denen das faschistische Regime von Diktator Franco seine getöteten Gegner verschwinden ließ. Noch immer wird nach den Gebeinen Tausender Vermisster gesucht. Manchmal gelingt es, sie über DNA-Tests zu identifizieren. GUI

ASTRONOMIE

Kollision mit einem Nachbarn

Vor etwa 4,5 Milliarden Jahren kollidierte die Erde mit einem Himmelskörper, den Wissenschaftler Theia nennen. Der Mantel unseres Planeten zerbarst, glühende Materie aus dem Inneren der Erde drängte an die Oberfläche, daraus bildete sich der Mond – so viel ist schon lange klar. Strittig war aber bisher, woher Theia kam. Ein internationales Forschungsteam präsentiert im Fachblatt »Science« nun eine Antwort auf die Frage nach Theias Herkunft: Demzufolge handelte es sich um einen jungen, unfertigen Planeten, der nicht vom äußeren Bereich des Sonnensystems auf die Erde zuraste, wie von manchen vermutet wurde, sondern einst sogar näher an der Sonne entstand als die Erde.

Um herauszufinden, woher Theia stammte, untersuchte das Team um Timo Hopp vom Max-Planck-Institut für Sonnensystemforschung Gesteinsproben aus dem äußeren Erdmantel und vom Mond, da beide infolge

der Kollision Material des bei dem Crash zerstörten Planeten Theia enthalten müssten. Das Mondgestein, das die Forschungsgruppe analysierte, stammt von den »Apollo«-Missionen der Nasa. Die Astronauten hatten damals einige Hundert Kilogramm zur Erde gebracht. Die Nasa rückt das aufwendig beschaffte Material selten heraus, denn bei vielen Messungen wird das Gestein unwiederbringlich zerstört. Hopp und seine Kollegen bekamen aber sechs Proben Mondgestein – jede nur zehn Milligramm schwer.

Das Forschungsteam pulverisierte die winzigen Gesteinskrümel, mischte sie mit Säure, trennte nur das enthaltene Eisen heraus und untersuchte die Lösung anschließend in einem Massenspektrometer, einem Gerät, das die Zusammensetzung einer Materialprobe atomgenau messen kann. Dabei fanden die Wissenschaftler heraus, dass sich die Eisenisotope, die von Theia stammen,

in ihrer Zusammensetzung von allen bisher bekannten Proben aus dem äußeren Sonnensystem unterscheiden. »Das spricht dafür, dass Theia näher an der Sonne entstanden ist«, sagt Hopp.

Die Auswirkungen des Zusammenstoßes waren zunächst verheerend – aber ohne diese Urkatastrophe hätte es wohl nie Leben auf der Erde gegeben. »Wir gehen davon aus, dass die Kollision die Erde komplett aufgeschmolzen hat, sodass der ganze Erdmantel aus einem Ozean aus Magma bestand«, erklärt Hopp. Nur aus diesem aufgeschmolzenen Erdmantel konnte laut dem Experten so viel Gas entweichen, dass sich mit der Zeit eine Atmosphäre bildete. Ohne sie hätte sich aller Sauerstoff ins Weltall verflüchtigt, und die Erdoberfläche wäre ungeschützt schädlicher kosmischer Strahlung ausgesetzt gewesen – und die Erde ein lebensfeindlicher Planet geblieben. KOE

NACHGEZÄHLT

51

Prozent der Deutschen, die verhüten, verwenden inzwischen Kondome. Im Jahr 2007 waren es 36 Prozent. Die Nutzung der Pille ging im selben Zeitraum von 55 auf 31 Prozent zurück. Hintergrund dürfte die zunehmend kritische Haltung gegenüber hormonellen Verhütungsmethoden sein.

Quelle: Bundesinstitut für Öffentliche Gesundheit

NACHGEFORSCHT

Wird man im Urlaub öfter krank?

Endlich Urlaub! Und wenn es so weit ist, liegt man flach, obwohl man eigentlich so richtig entspannen möchte. Laut einer Umfrage haben 72 Prozent der Beschäftigten in Deutschland schon das Gefühl gehabt, ausgerechnet an freien Tagen krank zu sein. Auch Medizinern ist nicht entgangen, dass viele Menschen ausgerechnet im Urlaub unter Fieber, Schnupfen und Husten leiden. Das kann mehrere Ursachen haben. Wer im Ferienflieger oder im Zug neben schniependen Mitreisenden sitzt, läuft Gefahr, sich anzustecken. Besonders anfällig seien Urlauber, wenn sie vor den freien Tagen länger Stress hatten und dann plötzlich zur Ruhe kommen, sagt der Psychiater Mazda Adli.

Bei Stress produziert die Nebennierenrinde besonders viel Cortisol. Ist der Spiegel des Hormons dauerhaft erhöht, wird das Immunsystem ausgebremst. »Lässt der Stress

abrupt nach, fährt das Immunsystem praktisch wieder hoch«, sagt Adli und spricht von einem »biologischen Rebound«. Es kommt dann zu Entzündungsreaktionen, mit denen der Körper versucht, vermeintliche Krankheitserreger loszuwerden. Das kann zu Symptomen wie Kopf- oder Rückenschmerz führen.

Das Immunsystem reagiert mitunter sogar verspätet auf einen Erreger, den es während der Stressphase noch erfolgreich in Schach gehalten hatte.

Doch es gibt Wege, der Freizeitkrankheit zu entgehen. »Dauerstress ist wie eine Feder, die ständig gespannt ist. Es kommt darauf an, nicht einfach – peng – loszulassen, sondern langsam zu lösen«, rät Adli. Am besten sei es deshalb, mit Körper und Geist schon vor den freien Tagen allmählich zur Ruhe zu kommen. Also: kurze Pausen einlegen, Abende freihalten, das Smartphone weglegen. KOE



FORSCHUNGSPOLITIK

»Die Lotterie ist effizienter«



Sören Krach, 48, leitet das Social Neuroscience Lab der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universität zu Lübeck und erforscht derzeit, wie sich Drittmittel gerecht verteilen lassen.

SPIEGEL: Herr Krach, viele Forschungsvorhaben wären ohne Drittmittel nicht möglich. Dabei handelt es sich um Gelder, die nicht direkt vom eigenen Institut stammen, sondern um die man sich als Wissenschaftler bewerben kann, etwa bei Unternehmen oder Stiftungen. Sie schlagen nun vor, dass diese Gelder über eine Lotterie vergeben werden. Wie soll die genau funktionieren?

Krach: Bewerberinnen und Bewerber würden bei einer Ausschreibung nur kurz schriftlich ihr Interesse bekunden, auf einer Länge von etwa 1500 Zeichen. Diese Personen kommen in einen Lostopf. Dann werden zum Beispiel 500 von 6000 Personen ausgelost. Und diese 500 Personen schreiben einen kompletten Antrag über 10 bis 15 Seiten. Die 500 Anträge werden dann begutachtet, ein Drittel davon wird bewilligt. Die Bewilligungsquote ist also deutlich höher, als wenn alle 6000 Bewerberinnen und Bewerber diesen Antrag stellen würden.

SPIEGEL: Die Stiftung Innovation in der Hochschullehre setzt diese Lotterie bereits seit zwei Jahren ein. Sie hat untersucht, was sich seitdem verändert hat; die Studie ist nun in der Fachzeitschrift »Nature Communications« erschienen. Ein Ergebnis ist, dass Frauen öfter teilnehmen und auch öfter gefördert werden. Warum?

Krach: Die Frage ist: Wer hat überhaupt Zeit und Nerven, einen Antrag zu stellen, wenn man weiß, dass es Monate dauert und die Förderquoten teilweise nur bei fünf bis zehn Prozent liegen? Die Lotterie ist im Vergleich dazu erst mal eine kleine Hürde. Da kann man sich auch nebenbei bewerben, selbst

wenn man weniger Zeit hat, weil man zum Beispiel Kinder oder Angehörige betreut, was öfter Frauen machen als ihre männlichen Kollegen. Wenn man dann ausgelost wird, hat man eine recht hohe Chance, auch gefördert zu werden. Das kann motivieren, gezielt mehr Ressourcen zu investieren und einen Antrag zu stellen.

SPIEGEL: Welche Vorteile sehen Sie noch?

Krach: Die Lotterie ist effizienter. In der Zeit, in der eine Person einen Antrag mit geringen Erfolgchancen schreibt, kann sie weniger forschen, lehren oder Nachwuchswissenschaftler betreuen. Es werden derzeit viele Kosten im System versenkt. Das Losverfahren hat laut einer

»So kommen Ideen ins System.«

Berechnung in der aktuellen Studie fast 70 Prozent weniger gekostet als die übliche Praxis für die Vergabe von Drittmitteln.

SPIEGEL: Aber gehen Sie mit einer Lotterie nicht das hohe Risiko ein, gute Ideen zu verpassen?

Krach: Die Grundfinanzierung, also das Geld, das Forschungseinrichtungen auch ohne Drittmittel zur Verfügung steht, sollte dafür da sein, diese möglicherweise genialen Lehr- und Forschungsideen zu verfolgen. Und was immer vergessen wird: Es gibt auch sehr viel Qualität von Personen, die im aktuellen System nicht sichtbar werden, weil ihnen die Zeit oder Unterstützung fehlt, Anträge einzureichen. Deswegen glaube ich, dass mit der Lotterie auch neue und innovativere Ideen ins System kommen. MRT

Geflüchtete Arendt in
New York 1944



KULTUR

Die ewig Unerschrockene

Denken Vor 50 Jahren starb sie in New York, aber keine Philosophin ist derzeit so einflussreich und beliebt wie Hannah Arendt, bei Linken, bei Konservativen, bei »Querdenkern«. Was hat sie der Welt von heute zu sagen? Von Tobias Rapp

Es muss so schön sein, Hannah Arendt zu spielen. Gleich fünf Schauspielerinnen sind an diesem Abend in den Kammerspielen des Deutschen Theaters Berlin auf der Bühne, um die Denkerin zu verkörpern. »Die drei Leben der Hannah Arendt« heißt das Stück, es ist die Bearbeitung einer Graphic Novel des Zeichners Ken Krimstein, vermischt mit Szenen aus dem berühmten Interview, das der Journalist Günter Gaus 1964 für das ZDF mit Arendt führte.

Fünf Schauspielerinnen also. Sie spielen Arendt und ein paar ihrer Weggefährten, den Philosophen Martin Heidegger, den Schriftsteller Walter Benjamin, ihren Ehemann Heinrich Blücher. Es gibt eine Menge Text zu hören, vor allem von Arendt selbst. Die Orte ihres Lebens werden abgeklappert, ihre Kindheit in Königsberg, ihre Studienzeit in Marburg und die Affäre mit Heidegger. Die Flucht aus Deutschland. Das Exil in Paris und die Ankunft in New York, wo sie dann Anfang der Fünfziger als politische Theoretikerin bekannt wird.

Es ist klug, manchmal auch lustig, und als die fünf Schauspielerinnen am Schluss auf der

Bühne stehen und sich neben einem Tischchen mit Arendt-Büchern feiern lassen, erinnert das Ganze ein wenig an »I'm Not There«, diesen Film, in dem fünf Schauspieler (und eine Cate Blanchett) Bob Dylan spielen.

Moment mal, Bob Dylan? Das ist die Liga, über die wir sprechen, wenn wir von Hannah Arendt reden?

Vor 50 Jahren ist sie gestorben. Sie hatte einen Herzinfarkt, am 4. Dezember 1975. Ihr letztes Buch, das »Vom Leben des Geistes« heißen sollte, hat sie nicht vollendet.

Ein halbes Jahrhundert später ist sie überall. In Hamburg hatte gerade ein Stück Premiere, in dem Corinna Harfouch die Philosophin spielt, in Stuttgart läuft auch eines. Zwei neue Biografien sind erschienen, insgesamt gibt es mindestens ein Dutzend. Im Spätsommer ist ein Film über Arendt ins Kino gekommen. Angela Merkel zitiert sie, Robert Habeck, Frank-Walter Steinmeier. Der baden-württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann hat sogar selbst ein Buch über sie geschrieben.

Alle wollen sie haben. Die Liberalen, weil Freiheit der Begriff ist, um den ihr Denken

kreiste. Die Linken, weil sie sich gegen die Macht stellte. Die Konservativen, weil sie dem Sozialismus nichts abgewinnen konnte. Die Feministinnen, weil sie sich in der männlich beherrschten Welt des Großdenkertums nicht einschüchtern ließ. Die »Querdenker«, weil Arendt glaubte, die Politik dürfe sich von der Wissenschaft nicht den Primat der Entscheidung nehmen lassen. Die Israelkritiker, die glauben, sich ihrer Kritik am Staat Israel anschließen zu können. Die Israelfreunde, die an die zionistische Aktivistin Arendt denken.

Und die Influencer, weil sie cool war und nicht nur dicke Bücher schrieb, sondern auch Sätze hinterlassen hat, die sich gut auf jeder Instagram-Tafel machen. Manche hat sie wirklich genau so geschrieben, andere fast. »Niemand hat das Recht zu gehorchen.« »Menschen, die nicht denken, sind wie Schlafwandler.« »Das Problem war nicht, was unsere Feinde taten, das Problem war, was unsere Freunde taten.« »Denken ist gefährlich.« So könnte man noch ziemlich lange weitermachen – und hätte immer noch nicht die »Banalität des Bösen« erwähnt. Ein

»signature sentence«, wie ihn sonst Adorno («Es gibt kein richtiges Leben im falschen») oder René Descartes («Ich denke, also bin ich») haben.

Ist es das, was alle von Arendt wollen? Einen guten Spruch und ein bisschen Bestätigung? Hilft Hannah Arendt gegen finstere Zeiten, weil sie gut fürs Gefühl ist?

Unsere Gegenwart wäre Arendt bekannt vorgekommen. Autoritäre Herrscher, Antisemitismus, postfaktische Politik, Massenmigration, Demokraten, denen der Boden unter den Füßen unsicher wird. Das hat sie alles selbst erlebt. Faschismus, Kommunismus, Liberalismus. Ersten Weltkrieg, Weimar, Zweiten Weltkrieg, Kalten Krieg. Sie hat sich auf immer neue Art gegen die Zumutungen ihrer Zeit zur Wehr gesetzt: indem sie versucht hat, sie zu verstehen. Man müsse »ganz gegenwärtig sein«, glaubte Arendt. Das ist eine sehr attraktive Haltung in einer unübersichtlichen Welt wie heute.

Die Philosophin Eva von Redecker hat Hannah Arendts Beliebtheit einmal auf die einfache Formel gebracht: Sie wurzle in zwei Dingen, einer Ökonomie der Knappheit und einer Ökonomie der Fülle.

Das mit der Knappheit leuchtet sofort ein. Deutschland hat im 20. Jahrhundert nicht allzu viele Heldenfiguren hervorgebracht. Wie auch. Da ist die Familie Mann, die *Royal Family* des deutschen Bildungsbürgertums. Willy Brandt, der Exilant, der Bundeskanzler wird, weil er den Deutschen zutraut, mehr Demokratie zu wagen. Marcel Reich-Ranicki, der Mann, der den Zivilisationsbruch der Nazis als polnischer Jude überlebt hatte und den Deutschen dann vom Wert ihrer kulturellen Tradition erzählte.

Und es gibt Hannah Arendt. Die Denkerin mit dem Überfluss an guten Ideen. Tatsächlich ist unüberschaubar, was Arendt geschrieben hat. Da sind ja nicht nur ihre Bücher. Es gibt ihr »Denktagebuch«, in dem sie protokolliert hat, was sie beschäftigt. Sie hat Vorträge gehalten und eine riesige Menge Essays und Artikel verfasst. Dazu Hunderte Briefe. Genug, dass jeder, der etwas von Arendt will, es auch bekommt.

Das Besondere bei Arendt: Sie wirkt wie eine Zeitgenossin.

Being Hannah Arendt

Arendt kommt am 14. Oktober 1906 in Linden bei Hannover auf die Welt, ihre Eltern gehören dem jüdischen Bürgertum an. Als Hannah ein Kind ist, zieht die Familie nach Königsberg. Und allen Schlägen zum Trotz, die das Schicksal ihr im Laufe der Jahre zufügt: Sie hat eine Menge Glück in ihrem Leben. Die Mutter scheint der Tochter eine Menge Selbstbewusstsein mitgegeben zu haben. Und das offensichtlich hochbegabte Kind findet Bücher in der Bibliothek der Eltern. Ein guter Start ins Leben.

Sie hat auch das richtige Gespür für den Ort, an dem sie Philosophie studieren will: Marburg, wo es einen jungen Professor gibt, dem der Ruf voraneilt, dass man bei ihm das Denken lernen könne: Martin Heidegger. Sie ist nicht die Einzige, die von ihm angezogen wird. Herbert Marcuse, Leo Strauss, Hans-Georg Gadamer und viele andere werden ebenfalls Heidegger-Schüler. Marcuse wird später der Vordenker der globalen Linken, Strauss der des amerikanischen Neokonservatismus, Gadamer entwickelt mit der philosophischen Hermeneutik eine einflussreiche Schule des Verstehens. Man kann sich die beseelten Gespräche dieser Himmelsstürmer vorstellen. Was war das, wenn nicht Glück?

Arendt fängt eine Affäre mit Heidegger an, die sie ihr ganzes Leben lang begleiten und beschäftigen wird, einem der wichtigsten Philosophen des 20. Jahrhunderts – aber auch ein Mann, der sich nach 1933 den Nazis an den Hals wirft und es nie wirklich bedauert.

Ihre Politisierung kommt nicht von rechts oder von links, sie geschieht durch den Zionismus. Arendt beschäftigt sich mit der Geschichte des Judentums, kommt in die Umlaufbahn zionistischer Aktivisten in Berlin und wird nach der Machtergreifung verhaftet, weil sie hilft, Dossiers über die jüdenfeindlichen Kampagnen der Regierung zu erstellen. Wieder Glück: Nach acht Tagen Haft kommt sie frei. Sie flieht über Prag nach Paris.

Dort wird sie selbst zur zionistischen Aktivistin, hilft jüdischen Jugendlichen bei der Ausreise nach Palästina. Außerdem lernt sie Heinrich Blücher kennen, ihren zweiten Mann und die Liebe ihres Lebens. Blücher, ebenfalls auf der Flucht vor den Nazis, ist ehemaliger Kommunist. Sie werden interniert, als die Deutschen Frankreich angreifen, kommen frei, gehen nach Marseille und haben noch einmal Glück: Sie bekommen ein Visum für die Vereinigten Staaten. 1951 wird Arendt Amerikanerin, nach 14 Jahren der Staatenlosigkeit.

Glück ist keine Kategorie in Hannah Arendts Denken, so sieht sie den Menschen nicht. Die Willkür allerdings, der sie ausgesetzt war, der Verlust ihrer Rechte, die groteske Bedeutung, die Papiere fürs Überleben haben konnten, der Zusammenbruch von allem, was das Menschsein ausmacht: Das bildet die Grundlage ihrer Arbeit.

Mit »Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft« wird sie 1951 bekannt. Einem Buch, in dem sie versucht, diesem neuarti-

gen politischen System auf den Grund zu gehen, dem sie entkommen ist, sie nennt es »totalitär«. »Eichmann in Jerusalem« von 1963 bietet ihr die Gelegenheit, das Böse im Glaskasten eines israelischen Gerichtssaals in Augenschein zu nehmen. Wobei Arendt feststellt: Der Mann, der für die Ermordung Hunderttausender Juden verantwortlich ist, mag einer der größten Verbrecher sein. Unter der Maske des Bürokraten verbirgt sich aber kein Monster – sondern ein Bürokrat.

Sie wird Professorin. Reist viel, unter anderem nach Deutschland (auch zu Heidegger). In ihrem Wohnzimmer treffen sich amerikanische Intellektuelle, deutsch-jüdische Neuamerikaner und Besucher aus Westdeutschland.

Es gibt eine interessante Skizze, die Arendt im März 1962 von sich selbst anfertigt. Da liegt sie im Krankenhaus. Eigentlich arbeitet sie am Eichmann-Buch, aber ein Lastwagen hat das Taxi gerammt, in dem sie gesessen hat, sie hat einige Rippen gebrochen. Als sie aus der Ohnmacht aufwacht, schreibt sie ihrer Freundin Mary McCarthy später, habe sie probiert, ob sie sich noch bewegen könne, dann: das Gedächtnis. »Sehr sorgfältig, ein Jahrzehnt nach dem anderen, Poesie, Griechisch, Deutsch und Englisch, dann Telefonnummern.« Schließlich der Befund: »Alles in Ordnung.« So hat sie wohl gedacht. Aus ihrem Leben heraus, aus ihrer Bildung heraus und in Auseinandersetzung mit einem eng gespannten Netzwerk von Freunden.

Aus ihrer Beschäftigung mit dem Judentum hat sie ein Begriffspaar mitgenommen, das sie für sich produktiv macht: das des Parvenu und des Paria. Ersterer ist der assimilierte Jude, der es in der Mehrheitsgesellschaft zwar zu Wohlstand bringen kann, aber nie wirklich ihr Teil werden wird. Und der Paria: Das ist der, der zu seinen eigenen Bedingungen lebt und denkt.

Das ist Arendt.

Das Recht, Rechte zu haben

Ihr vielleicht wichtigster Aufsatz wird kaum gelesen, als er 1943 erscheint, zu abgelegt ist »The Menorah Journal«, ein kleines jüdisches Magazin aus New York. Zu unbekannt die Autorin, die zwei Jahre vorher von Bord des rettenden Schiffs gestiegen ist, das sie in die USA gebracht hat, und die all die Lakonie, die ihr möglich ist, in die ersten Worte von »Wir Flüchtlinge« legt: »Vor allem mögen wir es nicht, wenn man uns »Flüchtlinge« nennt.«

Der Staatenlose, dem alles genommen wurde und den niemand will, steht im Zentrum von Arendts Denken. Der Migrant, wie man heute sagen würde, aber den Begriff würde Arendt möglicherweise auch nicht mögen. Er reduziert Menschen auf einen technischen Vorgang. Für Arendt ist der Flüchtling mehr.

Hilft Hannah Arendt gegen finstere Zeiten, weil sie gut fürs Gefühl ist?

»Wir haben unsere Sprache verloren und mit ihr die Natürlichkeit unserer Reaktionen, die Einfachheit unserer Gebärden und den ungezwungenen Ausdruck unserer Gefühle«, schreibt sie. »Unsere Identität wechselt so häufig, dass keiner herausfinden kann, wer wir eigentlich sind.« Und: »Das bedeutet den Zusammenbruch unserer privaten Welt.«

In diesen paar Worten steckt vieles von Arendts Denken. Denn es ist nicht einfach nur ungerecht, dass Staaten Menschen vertreiben. Es nimmt ihnen Teile dessen, was es heißt, ein Mensch zu sein. In gewisser Weise können die modernen Nationalstaaten allerdings gar nicht anders, die Gefahr, dass der Schutz, den die Nation ihren Bürgern bietet, dazu führt, einen Teil auszuschließen, besteht immer. Sie ist ihnen strukturell mitgegeben.

Natürlich entwickelt sie diesen Gedanken entlang ihrer eigenen Erfahrungen als Flüchtling vor den Nazis – in »Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft« führt sie auf Hunderten Seiten aus, wie Antisemitismus, der Verfall der Nationalstaaten und das moderne Flüchtlingsproblem zusammenhängen, wie das die Katastrophe der Nazis möglich machte. Aber der Flüchtling ist mehr. Für Arendt ist er eine Zentralfigur der Moderne.

»Dass es so etwas gibt wie ein Recht, Rechte zu haben – und dies ist gleichbedeutend damit, in einem Beziehungssystem zu leben, in dem man aufgrund von Handlungen und Meinungen beurteilt wird –, wissen wir erst, seitdem Millionen von Menschen aufgetaucht sind, die dieses Recht verloren haben und zufolge der neuen globalen Organisation der Welt nicht imstande sind, es wieder zu gewinnen«, schreibt sie.

Arendts Formulierung vom »Recht, Rechte zu haben« dürfte einer der bedeutendsten Sätze der politischen Theorie des 20. Jahrhunderts sein. Es gibt ein Recht, das allen anderen vorgelagert ist: das Recht, Teil der Gemeinschaft zu sein. Wo das infrage steht, beginnt der Weg ins Verderben.

Sie ist nicht die Einzige, die nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs und dem Holocaust versucht, ganz neu über Politik nachzudenken. Viele tun das, das moderne Völkerrecht ist aus diesem Nachdenken hervorgegangen, die Vereinten Nationen und ihr Institutionengeflecht. Die Europäische Union ist eine Folge – und, wenn man so will, auch das Dublin-Abkommen.

Arendt ist skeptisch, was diese Lösungen angeht, sie hat aber auch keine Ideen, wie man es besser machen könnte. Einmal versucht sie sich daran, als es rund um die israelische Staatsgründung um die Frage geht, wie mit den Palästinensern umgegangen werden soll. Sie plädiert für eine Art Föderation. Doch die Resonanz auf ihre Vorschläge ist gering. Arendt ist keine Politikberaterin, sie hat einen Radar. Und der sagt: Wo es ein Flüchtlingsproblem gibt, gibt es ein Problem, das größer ist als die Flüchtlinge. Wo die



Szene aus »Die drei Leben der Hannah Arendt«*: Den großen Fragen der Moderne auf der Spur

Rechte des einen in Gefahr sind, sind die Rechte aller in Gefahr.

Könnte etwas aktueller sein?

Von den maskierten ICE-Trupps in Trumps Amerika, die im Morgengrauen Türen eintreten und Menschen abholen. Über die gescheiterte europäische Migrationspolitik, die Zehntausende im Mittelmeer hat ertrinken lassen. Bis zu den Bürgerkriegen, die überall auf der Welt Menschen in die Flucht treiben.

Selbstverständlich braucht es keine Hannah Arendt, um die Ungerechtigkeiten dieser Welt zu sehen. Dafür reicht es, die Nachrichten zu schauen. Aber ihr Denken hilft, die Logik zu verstehen, nach der sie funktionieren.

Es ist kein moralisches Argument, das Arendt macht, sondern ein philosophisches und politisches. Der moderne Staat, wie er seit dem 17. Jahrhundert entstanden ist, wie er sich in den Nationalstaat verwandelt und über die ganze Welt ausgebreitet hat, mag Menschen schützen – gleichzeitig bringt er die Katastrophen wieder und wieder selbst hervor.

Der Schreibtischtäter

Arendts Buch »Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen« ist vom ersten Augenblick an ein Skandal. Ihr wird

vorgeworfen, den Mann zu verharmlosen, der für den Tod von Millionen Menschen verantwortlich war, weil sie ihn für lächerlich hält. Für ihre Kritik an den sogenannten Judenräten, Zwangskörperschaften, die während der NS-Herrschaft in von Deutschland besetzten Gebieten in den jüdischen Gemeinden und Ghettos eingerichtet worden waren, wird sie ebenfalls angegriffen. Arendt hält sie für mitverantwortlich für den Holocaust. Und dann ist da noch ihr Ton. Sie lasse es an »Liebe zum jüdischen Volk« mangeln, ist der Vorwurf, alte Freunde brechen den Kontakt ab.

Adolf Eichmann, der während des Zweiten Weltkriegs eine zentrale Dienststelle des deutschen Reichssicherheitshauptamts leitet, ist einer der Verantwortlichen für die Ermordung von sechs Millionen Juden durch die Nazis. Nach dem Krieg gelingt ihm die Flucht nach Südamerika, wo er Ende der Fünfziger aufgespürt wird, nicht zuletzt durch die Arbeit des Frankfurter Generalstaatsanwalts Fritz Bauer. Ein Kommando des Mossad entführt Eichmann 1960 und bringt ihn nach Israel, wo er vor Gericht gestellt und nach 121 Prozesstagen zum Tode verurteilt wird.

Über das Große des Totalitarismus hat Arendt geschrieben, nun will sie den individuellen Täter sehen. Tatsächlich ist sie keine besonders gute Gerichtsreporterin. Die meisten Prozesstage lässt sie aus, ihre Rekonstruktion des Falls basiert zu großen Tei-

* Theaterstück nach der Graphic Novel von Ken Krimstein in der Fassung von Bernd Isele und Theresa Thomasberger am Deutschen Theater Berlin im Oktober.

len auf der Lektüre der Prozessakten. Sie muss noch ein anderes Buch fertig schreiben, zwischendurch wird ihr Mann krank, sie selbst hat einen Autounfall.

Die Kritik an ihrem Buch ist auch nicht falsch. Die Schärfe, mit der sie die Judenräte für den Holocaust mitverantwortlich macht, ist nicht aufrechtzuhalten. Und auch wenn sie Eichmann nicht aus der Verantwortung entlässt – das Bild, das sie von ihm zeichnet, ist mit großer Wahrscheinlichkeit falsch. Er war nicht der Bürokrat, der nur tat, was ihm befohlen wurde. Die Forschung zeichnet heute ein anderes Bild: Eichmann war ein überzeugter Antisemit, der tat, woran er glaubte.

Aber all das ist vernachlässigenswert. Denn ihr gelingen zwei andere Dinge: das scharfe Porträt eines der Archetypen der Moderne, des Schreibtischtäters. Und die Aktualisierung einer der ältesten Kategorien der Menschheit: des Bösen.

Natürlich ist es bis heute ein Skandal, das Böse so radikal zu entmythologisieren. Eichmann habe sich »nur, um in der Alltagssprache zu bleiben, nie vorgestellt, was er eigentlich anstellte«, schreibt Arendt in einer berühmten Passage ihres Buchs. »Es war gewissermaßen schiere Gedankenlosigkeit – etwas, was mit Dummheit nicht identisch ist –, die ihn dafür prädisponierte, einer der größten Verbrecher jener Zeit zu werden.«

Nun ist Gedankenlosigkeit etwas, ohne das keine Bürokratie der Welt funktioniert. Der moderne Staat, dieses eigenartige Ungetüm, das mittlerweile die Leben eines Großteils der Menschheit organisiert, kann nur funktionieren, wenn es Menschen gibt, die gedankenlos handeln. Ohne sie gäbe es

keine Steuer, keinen Straßenbau und keinen Strafvollzug. Und je wichtiger Algorithmen und künstliche Intelligenz werden, desto zentraler wird die Frage nach der Verantwortung, die sich ergibt, wenn das, was man anstellt, und das, was man sich vorstellt, nicht mehr zur Deckung kommen.

Arendt ist den großen Fragen der Moderne auf der Spur, als sie über Eichmann schreibt. Kein Wunder, dass ihre Antworten unangenehm sind.

Es gibt ein kleines Buch, das vor ein paar Wochen auf Deutsch erschienen ist, »Hannah Arendt in Syrien«. Der Autor Yassin al-Haj Saleh versucht, Arendts Gedanken auf sein Heimatland zu übertragen. Er saß 16 Jahre lang in syrischen Gefängnissen, bevor es ihm gelang zu emigrieren, nach einem Aufenthalt in Berlin fing er an, Arendts Bücher zu lesen. In ihrer Beschreibung totalitärer Herrschaft findet er eine Menge von dem wieder, was er aus Syrien kennt. Immer wieder kommt Saleh auf die »Eichmanns« zu sprechen, denen er während seiner Jahre im Gefängnis begegnet ist – um schließlich vorzuschlagen, das »radikale Böse«, das Arendt in ihrem Totalitarismusbuch skizziert, und das »banale Böse«, das sie im Eichmann-Buch beschreibt, durch ein Drittes zu ergänzen: das »intime Böse«, das ihm begegnet sei – das Böse von systematischer Vergewaltigung und Folter, das den Körperkontakt brauche.

Arendt hätte der Ansatz sicher gefallen.

Alles hat Grenzen

Wer Hannah Arendt verstehen will, muss allerdings auch anerkennen, dass es große

Felder der modernen Welt gibt, die sich mit ihr nicht verstehen lassen. Die sie nicht sehen konnte oder wollte, für die das Begriffsinstrumentarium, mit dem sie arbeitete, schlicht nichts taugt. Zum Beispiel: der Klimawandel. Nach allem, was wir heute wissen, das größte Problem der Menschheit im 21. Jahrhundert. Und sehr weit von den Begrifflichkeiten entfernt, die Arendt anbietet.

Das hat nichts mit ihrer Zeit zu tun. Bei der polizeilichen Räumung von Lützerath im Winter 2023, einem Dorf in Nordrhein-Westfalen, das dem Braunkohletagebau im Weg war und in dem junge Leute Häuser und Bäume aus Protest besetzt hatten, hielt Luisa Neubauer ein Buch hoch: »Das Prinzip Verantwortung« von Hans Jonas. Jonas war einer von Arendts engsten Freunden, sie kannte sich aus dem Studium, wegen ihres Eichmann-Buchs verkrachten sie sich, trotzdem hält er später die Trauerrede an ihrem Grab. Die moderne Technik gefährde die »Unversehrtheit« der Welt, so Jonas, deshalb müsse eine neue Ethik her. Mit dem Ökologievordenker Günther Anders, der in den Fünfzigerjahren »Die Antiquiertheit des Menschen« schrieb, war Arendt sogar verheiratet. Sie ist also nah dran an solchen Gedanken. Aber die Natur bildet eine Leerstelle in ihrem Werk.

Auch eine Feministin ist Arendt nicht gewesen, obwohl viele Feministinnen sie heute lieben. Das Machtgefälle zwischen Männern und Frauen und das, was sich daraus für Politik, Identität und das Denken ergibt, ist für Arendt nicht sonderlich interessant. Sie habe einfach immer gemacht, was sie wollte, antwortet sie, als Günter Gaus sie im Fernsehgespräch fragt, ob sie ihr Leben als einzige Philosophin unter zahllosen Männern als eine Emanzipationsgeschichte sieht.

Tatsächlich werden die Grenzen von Arendts Denken nie so deutlich wie beim dritten großen Thema unserer Zeit: dem Rassismus. Nirgendwo wird das klarer als in ihrem Essay »Reflections on Little Rock«. Anlass ist ein Foto, das um die Welt geht. Es zeigt die 15-jährige Elizabeth Eckford, ein schwarzes Mädchen, das am 4. September 1957, zum Beginn des neuen Schuljahrs, versucht, die Schule zu betreten, und daran von einem weißen Mob gehindert wird. Drei Jahre zuvor hatte der Oberste Gerichtshof der USA entschieden, dass die Segregation an den Schulen aufgehoben werden muss. Der Gouverneur von Arkansas weigerte sich, dem Folge zu leisten, Präsident Eisenhower schickte Bewaffnete. Der Konflikt zog sich über Tage, am Schluss waren es Soldaten einer Luftlandedivision, die Eckford und acht andere Schülerinnen und Schüler in die Schule geleiteten.

Hannah Arendt findet das falsch. Die Schulen, so ihr Argument, seien nicht Teil der politischen Sphäre und sollten auch

Denkerin Arendt bei Treffen des PEN in New York 1966: Sie wirkt wie eine Zeitgenossin



nicht dazu gemacht werden. Wenn weiße Eltern ihre Kinder nur mit anderen weißen Kindern zur Schule schicken wollten, hätte die Regierung kein Recht, sie daran zu hindern.

Der Text ist damals schon ein Skandal. Und er ist ein Skandal geblieben. Hannah Arendt, eine Rassistin?

Sie hat die Rassentrennung in den USA, die damals noch weite Teile des Südens beherrschte, niemals befürwortet oder gerechtfertigt. Auch in diesem Text nicht. Sie zweifelte nur an, ob es »klug war, mit der Durchsetzung von Bürgerrechten in einem Bereich zu beginnen, in dem kein fundamentales Menschenrecht und kein politisches Grundrecht auf dem Spiel« stehe. Dass das Recht der weißen Eltern damit schwerer wiegt als das der schwarzen Eltern, ignorierte sie.

Der Streit über den Text scheint in Arendt gearbeitet zu haben. Als ein paar Jahre später ein Interview mit dem schwarzen Schriftsteller Ralph Ellison erscheint, in dem er Arendt kritisiert und ihr vorwirft, sie wisse offensichtlich wenig über die Geschichte des schwarzen Amerika, schreibt sie ihm einen Antwortbrief und gibt das zu – öffentlich revidiert sie ihre Haltung jedoch nie.

Der Streit über »Little Rock« hält bis heute an. Die Frage, wie eine Denkerin, die als eine der Ersten auf die Wurzeln der Nazi-Ideologie im europäischen Kolonialismus hingewiesen hatte, so wenig über den Rassismus in den Vereinigten Staaten verstehen konnte, ist offen. Liebte sie die USA zu sehr? Machte Arendt ihr Verständnis von Antisemitismus blind für andere Formen der Diskriminierung?

Vielleicht könnte man aber auch einfach sagen: Wer Rassismus verstehen will, ist bei Hannah Arendt falsch.

Das Land der Freien

Arendts politisches Denken beruht auf der Philosophie der alten Griechen. Zugleich steht sie immer mit beiden Beinen in der Gegenwart, in den Schwierigkeiten des Tages. Das muss man zusammenbekommen.

In den meisten politischen Theorien, und auch im Alltagswissen, gehören etwa Macht und Gewalt zusammen. Nicht bei Arendt. Die Macht gehört bei ihr in die Sphäre des öffentlichen Handelns. Sie begründet republikanische, freiheitliche Institutionen. Macht ist kommunikatives Handeln. Gewalt ist das Gegenteil davon. Sie ist stumm, bringt die Macht zum Verschwinden.

Auch Arendts Bild von Gesellschaft ist kontraintuitiv. Für die meisten Soziologien und für das Alltagswissen der meisten Menschen steht die Arbeit im Zentrum dessen, wie wir uns sehen. Nicht bei Arendt. Arbei-

Arendt hat ein komplexes Bild demokratischer Politik.

ten, Herstellen und Handeln sind die drei Kategorien, mit denen sie auf das Zusammenleben schaut, man könnte auch sagen: Reproduktion, Selbstverwirklichung und Politik. Aber die Arbeit steht ganz unten. Die Vorstellung, dass am Handy zu hängen und Instagram-Postings zu liken etwas mit Politik zu tun haben könnte, wäre Arendt vollkommen fremd. Die Politik, das, was uns als gesellschaftliche Wesen ausmacht, beginnt für sie erst jenseits der Selbstverwirklichung und des Konsums. Dort, wo die Schwere der Notwendigkeit nicht mehr auf unseren Schultern lastet.

Oder ihr Blick auf die Geschichte. Die Amerikanische Revolution mit der Unabhängigkeitserklärung von 1776 und die Französische Revolution von 1789 gelten normalerweise als zwei Ereignisse, die zusammengehören. Nicht bei Arendt. Für sie sind die beiden Revolutionen ein Gegensatzpaar. Und sie lässt nur die Amerikanische Revolution wirklich gelten, die Französische, glaubt sie, sei in dem Augenblick gescheitert, als die Armen sich eingemischt hätten. Das habe notwendig in den Terror geführt. Die Amerikanische Revolution sei dagegen gelungen, gerade weil sie nicht versucht habe, Ungleichheit zu bekämpfen – sondern durch eine komplexe Verfassung Freiheit gesichert habe. So sei ein neuer Raum für Politik geöffnet worden.

Das ist natürlich ein Liebesbrief an die Vereinigten Staaten, das Land, das sie aufgenommen hat, als sie mittel- und staatenlos aus Europa fliehen musste. Es ist aber auch eine luzide Vorwegnahme all der Revolutionen, die sich seit den Siebzigerjahren auf der Welt vollzogen haben: in Griechenland, in Südafrika, in Chile, überall in Osteuropa, vom Fall der Mauer in Deutschland bis zur Revolution der Würde auf dem Maidan in Kyjiw. In fast immer gewaltlosen Aktionen stellen gewöhnliche Bürger »Bedingungen der Freiheit« her, wie Arendt es nennt. Diese Fähigkeit zur Selbstorganisation gehört für Arendt zur menschlichen Grundausstattung, immer wieder taucht sie auf und macht Menschen zu Akteuren eines politischen Prozesses – anstatt zu seinen Opfern. Freiheit ist möglich. Und dann?

Arendt hat ein komplexes Bild demokratischer Politik. Demokratie bezieht ihre Stabilität aus ihrer Offenheit. Für aktive und auch rebellische Bürger, für verantwortliche Eliten und für Autoritäten. Das funktioniert nur, wenn Mut, Urteilskraft und Gemeinsinn zusammenkommen – und die Erfahrung, unterschiedlich zu sein,

das Gemeinsame stärkt. Eine ganze Menge muss also zusammenkommen, um demokratische Freiheit zu ermöglichen.

Die durchbürokratisierte Bundesrepublik von heute hätte sie bestimmt skeptisch gesehen. Freiheit heißt für Arendt, bereit zu sein, ins Ungewisse aufzubrechen.

Ein Zeitalter durchqueren

Hannah Arendt ist in den vergangenen Jahren sehr häufig eine Denkerin der Gewinner gewesen. Das hat mit dem Weltlauf zu tun, mit der Illusion, die liberale Demokratie wäre langfristig ohne Alternative – Arendt war dafür eine gute Stichwortgeberin.

Das dürfte sich angesichts der Wolfswelt, die sich gerade abzeichnet, fürs Erste erledigt haben.

1972, drei Jahre vor ihrem Tod, gibt es an der Universität von Toronto einen Kongress zu Ehren von Arendt, sie ist eingeladen. Es ist eine interessante Veranstaltung, Arendt muss scharfe Kritik aushalten, eine Ehrenveranstaltung stellt man sich eigentlich anders vor. »Wo stehen Sie eigentlich?«, wird Arendt mehrmals gefragt. »Ich stehe nirgendwo«, antwortet sie. »Ich schwimme wirklich nicht im Strom des gegenwärtigen oder irgendeines anderen politischen Denkens. Allerdings nicht deshalb, weil ich besonders originell sein will – es hat sich vielmehr einfach so ergeben, dass ich nirgendwo so richtig reinpasse.«

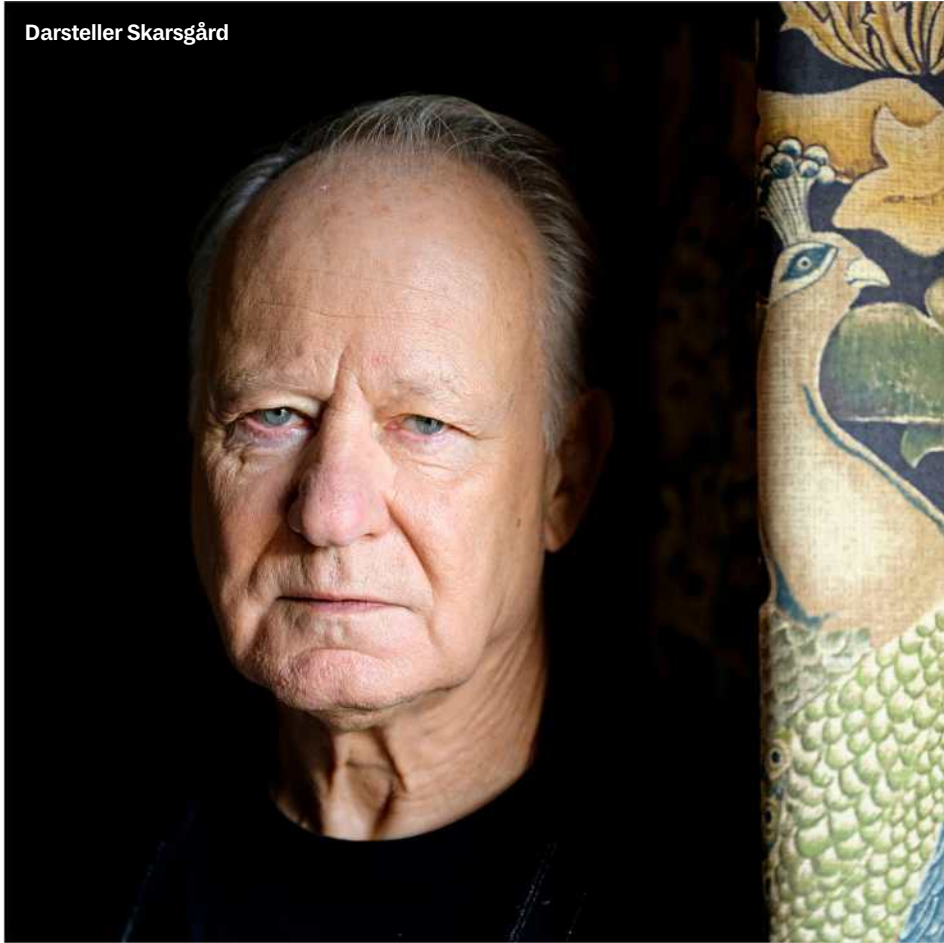
Aber man könne doch nicht denken, ohne Boden zu haben? »Sie sprachen vom bodenlosen Denken«, antwortet sie. »Ich habe eine Metapher, die nicht so grausam ist, die ich niemals veröffentlicht, sondern für mich behalten habe. Ich nenne es ›Denken ohne Geländer‹. Wenn Sie Treppen hinauf- oder heruntersteigen, können Sie sich immer am Geländer festhalten, damit Sie nicht fallen. Das Geländer jedoch ist uns abhandengekommen. So verständige ich mich mit mir selbst.«

Denken ohne Geländer. Wieder so ein Arendt-Satz, der auf T-Shirts gehört.

Man kann ihn aber auch ernst nehmen. Da ist eine Frau, deren Leben eng zusammenfällt mit den Katastrophen des 20. Jahrhunderts. Faschismus, Kommunismus, Liberalismus. Zweiter Weltkrieg, Holocaust, Kalter Krieg. Das ist das Zeitalter, das sie durchquert. Und es reißt allen die Maßstäbe weg. Der Verführung der Macht, die Sicherheit verspricht, ist dabei fast niemand entkommen. Arendt schon. Meistens jedenfalls. Das können nicht viele von sich behaupten.

50 Jahre nach Arendts Tod sind die Ideologien zurück. Im globalen Maßstab, aber auch im Alltag. Der Globus wird neu aufgeteilt, eine Welt nach dem Westen zeichnet sich ab. Bei Arendt kann man lernen, dieser Welt gegenüberzutreten. **S**

Darsteller Skarsgård



Tapsiger Berserker

Stars Stellan Skarsgård erlebt gerade den Höhepunkt seiner Schauspielkarriere. Mit 74 Jahren ist er »Star Wars«-Ikone und Oscarkandidat. Treffen mit einem Mann, der den Erfolg lässig nimmt.

Wenn es für einen Schauspieler gut läuft, spielt er in einer Serie mit, die den Zeitgeist trifft. Oder er hat eine Stammrolle in einer erfolgreichen Filmreihe. Vielleicht kann er auf eine Karriere zurückblicken, die voller Publikums- und Kritikererfolge ist. Oder er wirkt in einem Familiendrama mit, das in Cannes gefeiert wurde, als Favorit für den Auslands-Oscar gilt und ihn selbst ebenfalls zum Oscarkandidaten gemacht hat.

Wenn es für einen Schauspieler aber unglaublich läuft, kommt alles auf einmal zusammen. Wie bei Stellan Skarsgård. Die gefeierte »Star Wars«-Serie »Andor«, die Blockbuster-Reihe »Dune«, der Cannes-Erfolg »Sentimental Value« (deutscher Kinostart: 4. Dezember): Überall ist der 74-jährige Schwede gerade zu sehen.

»Ich befinde mich in einer guten Lage«, sagt er beim Treffen in München. Es klingt weder abgeklärt noch kokett, sondern unaufgeregt. Angemessen für jemanden, der mehr als 140 Film- und Fernsehrollen gespielt und mit Steven Spielberg, Lars von Trier, David Fincher und Ingmar Bergman gearbeitet hat. Skarsgård hatte außerdem nie einen Durchhänger, war ab seiner ersten Rolle 1968 im schwedischen Kinderfernsehen immer gefragt – und gefeiert.

Das Gespräch mit ihm findet schon Ende Juni statt, Skarsgård (korrekt ausgesprochen: Skarschgoord) ist für Interviews auf dem Filmfest München. Der erste Wirbel um seinen neuen Film, das Familiendrama »Sentimental Value«, legt sich gerade. Skarsgård redet gern und in exzellentem Englisch. Im

Gegensatz zu US-Schauspielkollegen kommen ihm dabei Worte wie »fucking« und »shit« leicht über die Lippen. Er ist ein Weltstar, aber eben ein europäischer, der sich nicht ganz hat schleifen lassen.

»Sentimental Value«, co-geschrieben und inszeniert vom Norweger Joachim Trier, hatte im Mai Premiere in Cannes. Dort sorgte der Film für Begeisterung – und viele Tränen. Die Geschichte: Nach Jahrzehnten der Entfremdung versucht ein Vater, wieder in das Leben seiner erwachsenen Töchter zu treten. Dabei weigert er sich aber, den Schmerz anzuerkennen, den er ihnen zugefügt hat. Genauso wie den Schmerz, den er selbst seit der Kindheit mit sich trägt.

Skarsgård spielt diesen Vater, einen alternenden Regisseur namens Gustav Borg, mit kontrollierter Dringlichkeit. 15 Jahre lang hat Gustav keinen Film mehr gemacht. Nun hat er aber ein Drehbuch fertig und weiß, wen er für die Hauptrolle will: seine Tochter Nora (Renate Reinsve), die in seiner Abwesenheit zum Star der Osloer Theaterszene aufgestiegen ist.

Er habe Gustav als sehr guten Regisseur angelegt, sagt Skarsgård. »Er versteht es, psychologisch stimmige Figuren zu schreiben, und er weiß, wie er Schauspieler anleiten muss. Im echten Leben aber fehlen ihm diese Werkzeuge, im Umgang mit seinen Töchtern ist er wirklich ungeschickt.« Skarsgård balanciert dieses Ungleichgewicht immer wieder neu aus. Sein Gustav ist wechselweise charmant und abstoßend, unbeholfen und gerissen, verbohrt und offen. Man versteht, warum ihn seine Töchter nicht in ihrem Leben haben wollen. Und fühlt doch mit ihm mit. Die Kunst ist eben das einzige Mittel, durch das er sich anderen Menschen nähern kann.

Vergangene Woche wurde Skarsgård für die Rolle für den Europäischen Filmpreis nominiert, bei den Oscars gilt er vielen als gesetzt für die engere Auswahl. Die Rolle des Gustav Borg illustriert, was ihn so gut macht. In einer Szene sucht Skarsgårds Gustav seinen altgedienten Kameramann Peter auf, mit dem er gern den neuen Film drehen möchte. Weil Gustav sich auch bei Peter seit Jahren nicht gemeldet hat, hat er nicht mitbekommen, dass der Freund mittlerweile einen Gehstock benötigt. Als Gustav die Einschränkung erkennt, ist er über das Versäumnis erschrocken. Zugleich wird ihm klar, dass er mit Peter in diesem Zustand nicht arbeiten kann.

Skarsgård entgleisen in diesem Moment nicht die Gesichtszüge, sein Mund geht ein kleines bisschen auf. Dann wartet er für den Bruchteil einer Sekunde ab, bevor er seinem Freund in dessen Haus folgt – als wollte er noch etwas mehr Distanz zu dem Mann vor ihm schaffen, der ihm nun noch fremder ist.

* Mit dem Darsteller Diego Luna (l.), der Darstellerin Elle Fanning.

Diese Art von Schauspiel ist typisch für Skarsgård. Er ist kein körperlicher Schauspieler. Vielleicht, weil er schon so viel Physik mit sich bringt: Skarsgård ist 1,91 Meter groß, hat breite Schultern und lange Gliedmaßen. Einschüchternd wirkt er jedoch nicht. Vielmehr schlackert er mit seinen langen Armen wie ein Teenager, der mit den neuen Ausmaßen seines Körpers noch nicht vertraut ist. Ähnlich spannungsreich ist seine Stimme, es ist eine der prägnantesten Schauspielersstimmen überhaupt: krächzig-belegt und doch unterlegt von einem voluminösen, wohlklingenden Bass. Er scheint gleichzeitig laut zu reden und vertraulich zu flüstern.

Mit dieser naturgegebenen Doppelbödigkeit weiß Skarsgård zu spielen. Er lässt seine Rollen schillern. Er ist ein bübischer Patriarch. Ein schelmischer Grübler. Ein tapziger Berserker. Bei der Besetzung von »Andor«, der düsteren »Star Wars«-Serie über die Anfänge der Rebellion gegen das unterdrückerische Imperium, scheinen die Verantwortlichen genau das erkannt zu haben. Dort spielt Skarsgård nämlich einen Mann mit Doppelleben.

Für die Öffentlichkeit gibt sein Luthen Rael einen Antiquitätenhändler mit exquisiter Ware. Sobald er in die Hinterräume seines Geschäfts tritt, ist er jedoch ein Anführer der Rebellion, der mitleidlos deren Geschicke lenkt. Was Rael denn persönlich geopfert habe, wird er von einem Mitstreiter konfrontiert, den er auf eine tödliche Mission schickt. »Ruhe. Freundlichkeit. Verbundenheit. Liebe«, antwortet Rael, um sich nach und nach in einen der furiosesten Monologe der Seriengeschichte zu steigern. »Ich bin dazu verdammt, die Waffen meines Feindes zu benutzen, um ihn zu besiegen. Ich opfere meine Anständigkeit für die Zukunft eines anderen. Ich opfere mein Leben, um einen Sonnenaufgang zu schaffen, von dem ich weiß, dass ich ihn nie sehen werde. Und das Ego, das diesen Kampf begonnen hat, wird niemals einen Spiegel oder ein Publikum oder das Licht der Dankbarkeit haben.«

Skarsgård dürfte mit »Andor« ein, wenn nicht zwei Generationen neuer Fans dazu gewonnen haben. Die Serie gilt vielen als antifaschistisch, da sie den Kampf gegen Autoritarismus feiert – aber eben im Rahmen des »Star Wars«-Kosmos auf Disney+. »Das ist doch gerade gut daran«, sagt Skarsgård beim Treffen. Ein extrem erfolgreiches Franchise könnte viel mehr Leute erreichen. »Und wer vorher noch nicht wusste, was Faschismus ist, weiß es jetzt.«

Skarsgårds Vielseitigkeit, sein ständiger Wechsel zwischen den Registern, Medien und Genres, hat allerdings eine Kehrseite. Es gibt keine Paraderolle, die man auf ewig mit ihm assoziieren würde. Sowohl die guten als auch die schlechten Filme gleiten von ihm ab. Stellan Skarsgård war in der Musicalverfilmung »Mamma Mia!«? In der HBO-Serie »Chernobyl«? Gleich in zwei Teilen von »Fluch der Karibik«?

Am ehesten ist ein Regisseur, den man mit ihm verbindet – den Dänen Lars von Trier. Sechs Projekte haben sie miteinander verwirklicht: die Kinofilme »Breaking the Waves«, »Dancer in the Dark«, »Dogville«, »Nymphomaniac I + II« sowie den Serienklassiker »Geister«. Alle sind herausragend.

Von Trier fokussiert in seinen Filmen auf das Leiden der weiblichen Hauptfiguren, forciert es, feiert es. Seinen Hauptdarstellerinnen, Emily Watson oder Charlotte Gainsbourg, hat das zu Starauftritten verholfen. Doch ohne Skarsgård als ihr Gegenpart würden die Filme kaum funktionieren. Er verkörpert das Patriarchat, das Leid zufügen, aber selbst nicht empfinden kann – oder jedenfalls kaum. Ein Rest Empathie, ausgedrückt in Skarsgårds Minimalismus, flackert in den Augen seiner Figuren immer wieder auf. Das macht ihren Verrat und ihre Gewalt so schlimm.

Skarsgård wird noch heute enthusiastisch, erzählt er von der Arbeit mit Lars von Trier. »Was hatten wir für Spaß bei den Drehs!« Das ging nicht allen so an von Triers Sets, Björk hat Jahre nach dem Dreh von »Dancer in the Dark« heftige Anschuldigungen

vorgebracht. Sie warf ihm körperliche Übergriffe und Jähzorn am Set vor; er streitet die Vorwürfe ab. Skarsgård erklärt diesen öffentlichen Streit mit dem Zusammenprall von zwei Egos, die um die kreative Kontrolle kämpften. »Man kann mit einem Regisseur diskutieren, aber man muss ihn in Ruhe lassen und die Entscheidungen treffen lassen.« Von Triers Filme und ihre brillante Perfidie sind aus der Mode gekommen, noch dazu ist von Trier schwer an Parkinson erkrankt. Offensichtlich sorgt sich Skarsgård um den alten Freund und dessen Erbe. »Aber Lars beantwortet meine Anrufe nicht mehr.«

Nun also der andere Trier, Joachim – übrigens tatsächlich ein entfernter Verwandter von Lars, der sich das »von« in seinem Namen einfach dazugeschwindelt hat. Joachim Trier liefert mit seinen Filmen deutlich gefälliger Geschichten, Sinn für Humor hat er trotzdem – was er auch mit der Besetzung von Skarsgård in »Sentimental Value« beweist. Denn wie Gustav Borg ist auch Skarsgård Begründer einer berühmten Künstlerfamilie. Er hat acht Kinder aus zwei Ehen, sechs von ihnen sind Schauspieler geworden. Wenn Gustav Nora im Film mit steilen Thesen zu Theater und Fernsehserien provoziert, fragt man sich, ob Skarsgård am Abendbrot nicht auch mal ins Schwadronieren gerät darüber, wie schwierig etwa die Arbeit mit Ingmar Bergman war.

Fremd sei ihm die Zerrissenheit von Gustav nicht, sagt Skarsgård. »Kunst ist wie eine Geliebte, die man neben der Familie hat«, sagt er. »Und wie alle Künstler bin ich süchtig nach meiner Kunst.« Er habe aber keine problematische Beziehung zu seinen Kindern und sei so präsent wie möglich im Familienleben gewesen, sei nie nach Hollywood gezogen, sondern stets in Stockholm geblieben. »Seit ich 1988 das Königliche Dramatische Theater in Stockholm verlassen habe, war es immer so: Ich habe vier Monate gedreht und war acht Monate bei der Familie.«

Der erfolgreichste seiner schauspielenden Söhne ist der älteste, Alexander, Jahrgang

Schauspieler Skarsgård in »Andor« 2022, in »Sentimental Value«, in »Piraten der Karibik« 2007*: Naturgegebene Doppelbödigkeit



Capital Pictures / IMAGO



Kasper Tuxen Andersen



action press



Frankfurter Allgemeine Zeitersparnis

F.A.Z. Der Tag:
Ihr kompakter Nachrichtenüberblick.

Die App F.A.Z. Der Tag liefert mit nur 10 Artikeln das Wesentliche auf einen Blick. Ausgewählte Analysen und Kommentare, ein täglicher Podcast, ein News-Quiz und personalisierte Beiträge informieren über die Themen, die für Sie zählen. Modern aufbereitet und intuitiv bedienbar.

Jetzt die neue
Version im App Store
downloaden.



reddot winner 2025



1976. Er ist bekannt aus in »Tarzan«, »Big Little Lies« oder »Melancholia«. Es ist die Mischung aus Popcorn-Kino, Prestige-TV und Filmkunst, die auch sein Vater pflegt. Unter Jüngeren dürfte Bill, Jahrgang 1990, der bekanntere Skarsgård sein: Er hat in aktuellen Horror-Erfolgen wie »Es« oder »Nosferatu« die Bösewichte gespielt.

Konnten die Söhne auf dem Ruhm des Vaters aufbauen, sind sie Nepo-Babys, wie Kinder, die in die Fußstapfen ihrer erfolgreichen Eltern treten, mittlerweile geschmäht werden? »Ich halte mich eher für einen Nepo-Daddy«, hat Skarsgård dazu gesagt. »Ihretwegen erhalte ich so viel Wohlwillen und vielleicht auch Jobs.«

Das ist zuallererst eine schöne Verteidigung der Berufsehre seiner Kinder. Aber womöglich auch die Wahrheit. Durch die Söhne, die seine hohe Stirn und die scharfen Wangenknochen geerbt haben, zirkulieren gewissermaßen Jung-Kopien von Skarsgård im Alter von 13 bis 49 Jahren in der Filmszene. Das hält den Vater im Gespräch und sichert zugleich dessen Erbe ab. Patriarchale Mission: übererfüllt.

Ganz sorgenlos waren die vergangenen Jahre für Skarsgård dennoch nicht: 2022 erlitt er einen Schlaganfall. Damals machte er das nicht publik, mittlerweile spricht er offen darüber. »Ich habe keine Angst vor dem Tod«, so Skarsgård kürzlich in einem Interview. »Aber ich habe Angst davor, das Leben nicht mehr stemmen zu können.« Und langweilig zu sein – das sei auch noch eine Angst von ihm.

Tatsächlich hat der Schlaganfall Spuren hinterlassen: Skarsgård hat seitdem Probleme, Text auswendig zu lernen. Bei seinen zwei großen Prestigeprojekten »Andor« und »Dune« herrschte gerade Drehpause, als ihn der Schlaganfall ereilte. Das gab ihm Zeit, sich an die neue Situation anpassen zu können: Bei »Dune: Part Two« ließ er sich seine Zeilen über einen Knopf im Ohr einflüstern. Im fertigen Film merkt man von diesen Einschränkungen nichts, auch in der zweiten Staffel von »Andor« wirkt er unverändert.

Ein wenig kürzer scheint er dennoch zu treten. Ein neues Projekt steht gerade nicht an, die zahllosen PR-Termine, die die Oscar-kampagne für »Sentimental Value« nach sich zieht, fressen viel Zeit. Vielleicht lässt sich also doch einmal kurz durchatmen, Bilanz ziehen? Wenn er auf seine rund 60 Jahre im Geschäft zurückschaut, was hat sich dann am meisten verändert?

»Als ich anfang, war ich niemand. Ich war schon froh, wenn überhaupt jemand bemerkte, dass ich das Set betreten hatte. Heute kriegt das jeder mit«, sagt Skarsgård. Dann lässt er das Gespräch mit einem Satz enden, den nur Stellan Skarsgård und niemand sonst auf dem Höhepunkt seiner Karriere sagen würde: »Ich bin anscheinend nun »jemand«.«

Hannah Pilarczyk

Merz, das Brot

Kulinarik Der Kanzler sorgt für Aufregung, weil er auf Auslandsreisen deutsches Brot vermisst. Aber was ist daran so schlimm?

Von Arno Frank



Christian Charisius / dpa / picture alliance

Backstubenbesucher Merz: Wem es noch nie ähnlich erging, der werfe das erste Brötchen

Zuletzt hatte Friedrich Merz brasilianische Verhältnisse getadelt und sich damit Kritik eingehandelt. Nun pries der Kanzler, heimgekehrt aus der angolanischen Hauptstadt, erneut die Überlegenheit deutscher Kultur: »Gestern Morgen in Luanda am Frühstücksbuffet hab ich gesucht, wo ist ein ordentliches Stück Brot? Und keins gefunden.« Die Aufregung über diesen Fauxpas war groß – größer vielleicht, als dem Anlass angemessen wäre.

Erstens hat Friedrich Merz schlicht recht. Was in afrikanischen Staaten überwiegend angeboten wird, hat traditionelle Backwaren längst verdrängt und ist dem englischen »Brot« nachempfunden. Hierzulande hingegen soll es rund 3200 verschiedene Brotsorten geben, darunter auch »ordentliches Brot«. Ebenfalls nicht ohne Grund hat die Unesco 2014 die »deutsche Brotkultur« als immaterielles Kulturerbe der Menschheit aufgenommen. Und wird nicht »Bernd das Brot« weltweit als bizarre Kultfigur gefeiert?

Zweitens ist es nicht so, dass Friedrich Merz noch am Buffet dem Präsidenten von Angola eine Szene gemacht hätte,

weil ihm der Pumpernickel fehlte. Vielmehr entfuhr ihm der diskutierte Satz erst in Hamburg, beim Besuch einer Bäckerei und im Affekt – beim Anblick eines ganzen Haufens frischer, mutmaßlich duftender Brotlaibe. Es war ein im Grunde unverfänglicher Versuch, mit sanftem Populismus dem anwesenden Handwerker seine aufrichtige Anerkennung auszudrücken: »Was man am deutschen Brot hat, merkt man immer wieder, wenn man im Ausland ist.« Wem es noch nie ähnlich erging, der werfe das erste Brötchen.

Drittens dürfte gerade der nachtragende Sauerländer die Kränkung nicht vergessen haben, die Voltaire einst dem deutschen Brot zufügte. Als der französische Philosoph 1750 durch Merz' westfälische Heimat reiste, zeigte sich der feine Herr entsetzt über »Hütten, die man dort Häuser nennt«, und »Tiere, die man als Menschen bezeichnet«, mehr noch aber über deren »ekelhafte Nahrung« – ein »merkwürdiger harter Stein, schwarz und klebrig, angeblich aus einer Art Roggen zusammengebacken«. Vielleicht hätte Voltaire, wie auch Merz in Angola, einfach Kuchen essen sollen. **5**

»Ich habe zwei sehr unterschiedliche Frauen, die zusammen eine perfekte Frau sind«

SPIEGEL-Gespräch Der Entertainer Howard Carpendale spricht über seine Heimat Südafrika, sein wahres Zuhause und das Geheimnis glücklicher Trennungen.

Carpendale, 79, hat den Sound der alten Bundesrepublik mitgeprägt: »Ti Amo«, »Hello Again«, »Nachts, wenn alles schläft«. Geboren in Südafrika, steht er seit nunmehr fast sechs Jahrzehnten auf deutschen Bühnen. »Zeitlos« heißt das Best-of-Album, das er zu seinem 80. Geburtstag im Januar veröffentlicht. Im März geht er auf Abschiedstournee. Schon jetzt blickt Carpendale in einer Autobiografie auf sein Leben zurück, der Titel: »Unerwartet«.*

SPIEGEL: Herr Carpendale, was hätte aus Ihnen werden können, wenn Sie kein Musiker geworden wären?

Carpendale: Ich bin kein Musiker.

SPIEGEL: Ach nein?

Carpendale: Peter Maffay ist Musiker, Udo Lindenberg ist Musiker. Diese Typen leben für ihre Musik. Ich bin immer lieber mit den Jungs Golf spielen gegangen als ins Studio. Klar, ich kann mich auf die Musik fokussieren. Aber bei meinen Konzerten will ich den Leuten mehr geben als nur meine Hits. Da hätte ich keinen Spaß dran.

SPIEGEL: Woran haben Sie Spaß?

Carpendale: Ich möchte das Publikum unterhalten und wünsche mir, dass wir uns bei einem Konzert wirklich begegnen. Leider folgt in manchen Fernsehsendungen heute zack, zack, zack ein Gast auf den nächsten. Ich habe großen Respekt vor den Teams hinter den TV-Shows, das grenzt an Hochleistungssport. Aber es bleibt wenig Raum für echte Nähe und Gespräche.

SPIEGEL: Was fehlt Ihnen genau in diesen Shows?

Carpendale: Die Möglichkeit, mich von den anderen abzuheben. Ich würde meine Songs gern selbst ansagen, weil die Ansage manchmal wichtiger ist als die Nummer selbst. Aber da ist nur der Hit gewollt, sonst nichts. Bei meinen Konzerten erzähle ich gern kleine Geschichten zu jedem Song, meistens auch wahre. Ich rede da mit den Leuten: über das Leben, auch über Politik. Es wird generell viel zu wenig geredet bei Konzerten.

SPIEGEL: Wir führen dieses Gespräch in einem Dortmunder Hotelfoyer. Macht es Sie befangen, dass um uns herum Leute sitzen und herschauen? Die erkennen Sie.

Carpendale: Wenn ich beschissen angezogen wäre, würde es mich befangen machen. Meine Familie sagt immer, ich hätte keine Ahnung von Mode. Ich habe vorhin lange mit meiner Frau diskutiert, ob ich diesen Schal anziehen soll für den SPIEGEL. Ich habe auf sie gehört.

SPIEGEL: Eine gute Entscheidung. Der Schal steht Ihnen.

Carpendale: Sobald ich im Hotel oder zu Hause die Tür aufmache, betrete ich die Bühne. So ist das in meiner Branche. Es kommt vor, dass ich an der Ampel stehe, gerade in der Nase bohre und jemand aus dem Auto neben mir »Howie!« ruft. Ich komme damit zurecht, Gott sei Dank, ich habe das als Sohn von Douglas Carpendale schon als Kind gelernt. Mein Vater saß im Parlament unserer Provinz Natal in Südafrika, er war so bekannt, dass ein Park nach ihm benannt worden ist. Aber klar, es gibt auch Tage, an denen ich nicht erkannt werden möchte.

SPIEGEL: Sie haben Ihren Erfolg mal mit dem Satz erklärt, Sie hätten nicht die geilste Stimme der Welt, aber Sie hätten Personality.

Carpendale: Oh, das klingt eitel.

SPIEGEL: Was meinen Sie mit Personality?

Carpendale: Ich habe immer einen Horror gehabt davor, dass jemand denkt, ich sei ein arroganter Schnösel. Deswegen bin ich vorsichtig mit Sätzen wie dem, den ich jetzt sage: Charismatisch ist nur, wer weiß, dass er es kann. Das schafft Ruhe in einem drin, das verändert die Körperspannung, die Bewegungen auf der Bühne.

SPIEGEL: Wer Charisma hat, hat also Personality. Ist das etwas anderes als das deutsche Wort Persönlichkeit?

Carpendale: Persönlichkeit hat viel zu tun mit dem, was man inhaltlich sagt. Auf der Bühne muss man Personality haben, ohne etwas zu sagen. Man muss der Chef sein. Die Leute im Saal müssen das Gefühl haben, dass der Mensch da vorn die Situation im Griff hat. Das habe ich. Ich gehe nie zitternd auf eine Bühne, ich fühle mich auf der Bühne so sicher wie sonst nirgends.

SPIEGEL: Woran liegt das?

Carpendale: Die Bühne ist mein Zuhause. Wenn ich auf eine Bühne komme, habe ich

keine Angst, weil ich weiß, dass kleine Pannen auf der Bühne meist ein Plus sind. Anders als im Leben. Auf der Bühne der Chef zu sein, das muss ja nicht bedeuten: große Geste, Brust raus. Das kann auch bedeuten, ruhig und bedacht aufzutreten, nicht hektisch zu werden, sondern die Show selbst zu genießen. Das Publikum spürt das. Ich liebe nichts mehr als das Gefühl, das sich einstellt, wenn 10.000 Menschen bis zu fünf Minuten still sind und intensiv zuhören. Das ist einfach magisch.

SPIEGEL: Lässt sich Personality trainieren?

Carpendale: Personality ist auch Handwerk. Die meisten Künstler in Deutschland gehen schon im Takt der Musik auf die Bühne. Mein Tipp ist: Geht auch mal langsam, gerade wenn ein Titel schnell ist. Findet einen eigenen Rhythmus, aber macht euch nicht zum Sklaven der Musik. Es muss so aussehen, als hätte man ein Ziel, eine kleine Vision. Man fixiert eine Stelle, schaut hin und bewegt sich darauf zu. Das ist eine Kleinigkeit, aber sie ist wichtig.

SPIEGEL: Muss denn alles, was auf einer Bühne geschieht, einem Plan folgen?

Carpendale: Oh nein! Perfektion ist zwar gut, aber es darf nie perfekt aussehen. Die Leute dürfen nicht das Gefühl haben, dass der Künstler alles geprobt hat, auch wenn er viel geprobt hat. Mein Ideal ist organisiertes Chaos.

SPIEGEL: Authentizität?

Carpendale: Der Begriff wird zwar inflationär verwendet, aber ja. Authentizität bedeutet mehr, als nur die Wahrheit zu erzählen. Authentizität steckt in allem, was ich auf der Bühne mache. Neulich habe ich ein Lied angefangen und schon in der zweiten Zeile den Text vergessen. Ich habe mich nicht erschrocken, ich habe es aber auch nicht überspielt, ich habe mich zu meinem Musical Director gedreht und gesagt: »Hey Andre, die Nummer ist mir viel zu wichtig für einen Fehler, ich fange noch mal an.« In dem Moment applaudieren die Leute, weil sie wissen, dass das nicht geprobt war. Ich liebe solche Momente.

SPIEGEL: Um einen solchen Moment der Unsouveränität zuzulassen, braucht man viel Souveränität.

Carpendale: Man muss eben der Chef sein. Aber Größe entsteht nicht durch Kontrolle,

* Howard Carpendale mit Sabine Eichhorst: »Unerwartet. Mein Leben«. Heyne; 320 Seiten; 25 Euro. Das Gespräch führte der Redakteur Tobias Becker in Dortmund.



Dominik Beckmann

Bühnenkünstler Carpendale: »Charismatisch ist nur, wer weiß, dass er es kann«

sondern durch den Mut, das Unberechenbare anzunehmen.

SPIEGEL: Hatten Sie diesen Mut schon immer?

Carpendale: Nein, das sind viele Jahre Erfahrung. Meine Bühnenperformance hat sich verändert, meine Stimme übrigens auch. Ich singe heute ein paar Töne tiefer. Das klingt männlicher, auch ein wenig seriöser. Wenn ich die alten Aufnahmen aus den Siebzigerjahren höre, macht mich das immer wahn-sinnig. Ich klinge jung, das ist schön, aber ich klinge auch so unbedarft. Deswegen habe ich einige alte Hits gerade neu aufgenommen, »Ti Amo«, »Hello Again«, »Nachts, wenn alles schläft«.

SPIEGEL: Lassen Sie uns zurückkommen zum Anfang unseres Gesprächs: Was hätte aus Ihnen werden können, wenn Sie kein Bühnenkünstler geworden wären?

Carpendale: Ich werde nie den Lehrer vergessen, der ein paar Tage vor meiner Ab-

schlussprüfung zu mir kam und sagte: »Howard, wie wäre es, wenn du absichtlich durchs Examen fällst? Dann mache ich dich nächstes Jahr zum Kapitän des Rugby- und des Cricketteams.« Für mich war das verlockend. Sport war eine Religion bei uns in Südafrika, das Wichtigste, was es in der Schule gab. Aber meine Eltern haben es nicht erlaubt.

SPIEGEL: War denn eine Sportkarriere eine realistische Option?

Carpendale: Eine Zeit lang schon. Als Kind war ich sportlich nicht so begabt. Dann habe ich plötzlich einen Schuss gemacht und war mit 13 schon 1,85 Meter. Ich wurde vom Trottel zum Helden der Schule, mein Selbstbewusstsein machte ebenfalls einen Sprung, ich spielte nun im Rugby- und im Cricketteam, oft vor 5000 Zuschauern. Ich war einer der besten Jugendsportler des Landes, 1963 sogar südafrikanischer Meister im Kugel-

stoßen. Als ich mit 19 aus Durban nach London zog, wollte ich Cricketprofi werden. Und ich war knapp davor.

SPIEGEL: Woran ist es gescheitert?

Carpendale: Als ich in London ankam, habe ich gemerkt, dass Tausende knapp davor sind. Einer der größten Cricketspieler aller Zeiten heißt Barry Richards, ein Freund von mir, mit dem ich in Durban auf die Schule gegangen bin und im selben Team gespielt habe. Barry hat mal zu mir gesagt: »Howard, du hast damals in London die richtige Entscheidung getroffen. Du warst nicht gut genug.« Barry hatte recht.

SPIEGEL: Hat der Sport Sie etwas gelehrt, das Ihnen als Bühnenkünstler hilft?

Carpendale: Demut. Vor allem beim Golf habe ich gelernt, am Boden zu bleiben.

SPIEGEL: Golf ist ein Kampf gegen sich selbst und gegen die eigene Fehlerhaftigkeit.

Carpendale: Ich habe das Glück gehabt, als Prominenter mit einigen der besten Profis der Welt zu spielen. Selbst die nehmen sich einen Trainer, um immer wieder ihren Schwung zu korrigieren. Es ist irre, aber auch sie kommen nie völlig hinter das Geheimnis dieser Bewegung. Ich habe es mein Leben lang versucht, vergeblich.

SPIEGEL: Sind Sie ein Perfektionist?

Carpendale: Beim Sport war ich es, ja. In meinem Beruf auch. Aber im Privatleben? Würden Sie meine Familie fragen, würden alle laut »Nein!« schreien und lachen.

SPIEGEL: Wer gehört zu Ihrer Familie?

Carpendale: Meine Frau Donnice und unser Sohn Cass, meine Ex-Frau Claudia und unser Sohn Wayne mit seiner Frau Annemarie und ihren Eltern.

SPIEGEL: Ihre Ex-Frau?

Carpendale: Wir haben uns getrennt, als Wayne drei Jahre alt war. Und wir sagen uns immer noch, dass wir einander haben. Claudia ist ein wichtiger Teil meines Lebens, sie kennt mich besser, als ich mich selbst kenne. Wir telefonieren bis heute jeden Tag. Aber miteinander leben, das ginge niemals. Lass uns lieber nicht länger als eine Stunde unter einem Dach zusammenkommen! Dann geht es rund.

SPIEGEL: Wie kriegt man dann eine so gute Trennung hin?

Carpendale: Wenn man seinen Partner, seine Partnerin wirklich mag, dann kann dieses Mögen das Ende einer Liebesbeziehung überdauern. Liebe ist fickle, heißt es auf Englisch. Unbeständig, unzuverlässig. Liebe kann schnell kippen. Aber tiefe Sympathie macht ein Streit nicht so schnell kaputt.

SPIEGEL: Ist diese tiefe Beziehung zu Claudia für Ihre zweite Frau Donnice immer so einfach?

Carpendale: Donnice vertraut mir, und die beiden Frauen kommen gut miteinander klar. Natürlich wird auch mal knallhart gestritten. Aber wir sind eine Familie, in der alle ehrlich miteinander sind. Ich habe zwei sehr



1 | Sänger Carpendale Ende der Sechzigerjahre 2 | Mit seiner ersten Ehefrau Claudia und Sohn Wayne 1979 3 | Beim Autogrammgabe um 1970 4 | Mit Partnerin Donnice 2010

unterschiedliche Frauen, die zusammen eine perfekte Frau sind. Das ist das große Glück meines Lebens.

SPIEGEL: Sie berichten in Ihrem Buch sehr offen darüber, wie sehr die Alkoholsucht Ihrer jetzigen Frau die Beziehung belastet hat.

Carpendale: Diese 18 Jahre waren für Donnice unendlich schwer und für mich auch. Aber wir haben es überlebt. Heute ist unsere glücklichste Zeit. So glücklich war ich in meinem Leben noch nie mit einer Frau. Ich habe einen Horror davor, dass irgendwann einer von uns als Erstes sterben wird. Ich weiß nicht, wie ich damit umgehen würde, wenn sie es wäre, und ich bliebe allein zurück.

SPIEGEL: Wie haben Sie es geschafft, 18 Jahre lang an einer Beziehung festzuhalten, die unglücklich war?

Carpendale: Ich kann viel aushalten. Und wir hatten zehn sehr glückliche Jahre gehabt, bevor die 18 Suchtjahre kamen. Ich wusste also auch in ihren schlechtesten Zeiten, dass ein richtig wunderbarer und liebenswerter Mensch in Donnice steckt. Und den wollte ich zurückhaben. Donnice hatte eine unfass-

bar schlimme Kindheit, in der sie von einer Pflegefamilie in die nächste geschubst wurde. Aber sie hat es geschafft, sich davon zu befreien. Ich liebe sie.

SPIEGEL: Kann es sein, dass Sie über ein besonderes Maß an Geduld und Gelassenheit verfügen?

Carpendale: Ein cooler Mensch sagt eigentlich nicht, dass er cool ist. Aber es stimmt schon, ich bin ein gelassener Typ. Ich habe immer einen wunderbaren Satz des Motivationstrainers Dale Carnegie im Ohr: »What's the worst that can happen?« Was ist das Schlimmste, das passieren kann? Anfang der Siebzigerjahre habe ich ein Seminar nach seinen Methoden besucht, zwölf wunderschöne Wochen, die mein Leben verändert haben. Denn zu dieser Zeit und auch durch den Erfolg war ich auch mal ein Arschloch. Ich bin rumgelaufen, als ob ich der Größte wäre. Ich verkaufte 80.000 Platten am Tag und dachte, ich brauche niemanden mehr, nicht mal die »ZDF-Hitparade«. Irgendwann wollte keiner mehr etwas mit mir zu tun haben. Dale Carnegie hat mir dann beigebracht, erst mal locker einen Witz zu erzählen, wenn ich in das Büro eines Plat-

tenbosses komme. Oder zu fragen, wie es ihm geht, bevor ich übers Business meckere. Das hat mich gerettet.

SPIEGEL: Begegnen Sie auch dem Alter gelassen?

Carpendale: Ich hatte schon etliche Tiefpunkte, aber ich habe mir nie viele Sorgen gemacht. Mich schreckt der Gedanke, dass Donnice etwas zustoßen könnte. Aber zu meinem eigenen Tod habe ich eine klare Haltung. Ich weiß, dass er jede Sekunde kommen kann. Wenn ich einmal sterbe, werden Menschen das im Autoradio hören und vielleicht kurz denken: »Ach schade, der Howie, guter Typ!« Und im nächsten Moment werden sie fluchen über den, der auf der Straße vor ihnen trödelt. Keiner von uns ist so wichtig, dass die Welt lange unter seinem Tod leiden wird.

SPIEGEL: Ihr eigener Tod schreckt Sie wirklich gar nicht?

Carpendale: Carnegie würde vielleicht sagen: Der Tod ist das Schlimmste, was passieren kann. Aber ist es wirklich so schlimm? Ich liebe Humor, auch makabren. Auf meinem Grabstein fände ich diesen Spruch gut: »Er war ein cooler Typ, jetzt ist er eiskalt.« Lustig wäre auch: »Ich hatte Vorfahrt!« Das Leben ist ein Witz für Menschen, die Glück gehabt haben im Leben. So ein Mensch bin ich.

SPIEGEL: Ist es für einen Sportler nicht besonders hart, alt zu werden? Der Körper kann nicht mehr so, wie der Kopf will. Und der Körper konnte doch einst so viel.

Carpendale: Ja, das muss ich zugeben. Ich hatte im Golf früher mal Handicap 4. Das ist schon gut. Nach meiner Hüftoperation hatte ich dann Handicap 14. Das ist ein anderer Sport. Wenn ich jemals wieder auf den Platz zurückkehren sollte, werde ich noch schlechter sein. Das Problem ist, dass es mir keinen Spaß macht, einfach nur so eine Runde zu spielen. Ich brauche den Wettbewerb, ein bisschen Zocken. Wobei: Vielleicht ist es vor allem wichtig, das zu akzeptieren, aber nicht zu resignieren. Wer alt wird, muss ja aktiv bleiben.

SPIEGEL: Gibt es etwas, das Sie aus der Ruhe bringt?

Carpendale: Politik! Mein Lieblingswort ist Vernunft. Ich wünschte, es gäbe eine Partei, die sie im Namen trägt: Die vernünftige Partei. So muss ich mich immer über Politik aufregen. Besonders über Trump. Als ich in Florida lebte, habe ich ihn mal auf dem Golfplatz kennengelernt. Ich wünschte, ich hätte ihm gesagt, was ich wirklich über ihn denke.

SPIEGEL: Trump hat ein Talent dafür, komplexe Probleme in klare, einfache Gefühle zu übersetzen. Fast könnte man meinen, Trump folge dem Prinzip Schlager.

Carpendale: Er hat ein Talent als Entertainer. Aber was hat er sonst? Die Welt hat so einen Politiker noch nie gesehen. Er könnte be-

hauften, dass meine schwarze Hose weiß ist – und wenn er dann auf den Fehler hingewiesen würde, würde er sagen: »Howard, du siehst das falsch.« Das ist seine Taktik. Allein dass er es schafft, mit all seinen Lügen zu jonglieren, deutet auf eine gewisse Intelligenz hin. Kennen Sie den Videoclip, der zeigt, wie Trump beim Golf betrügt? Da hat Trump einen Ball völlig verschlagen, aber sein Caddy lässt für ihn einen neuen Ball aus der Hosentasche fallen. Trump pfuscht, wo er kann. Unfassbar.

SPIEGEL: Viele Ihrer alten Bekannten und Freunde aus Florida, klagen Sie im Buch, seien heute Trump-Anhänger.

Carpendale: Das sind steinreiche Leute, die damals mit mir über ihn gelacht haben. Jetzt ist er für sie der Größte. Der einfache Grund: Multimillionäre und Milliardäre gieren nach der nächsten Million und Milliarde. Von Trump versprechen sie sich das Geld.

SPIEGEL: Sie sind mit 20 nach Deutschland gekommen. Was ist heute deutsch an Ihnen?

Carpendale: Ich bin zuverlässig, immer pünktlich. Wenn ich was verspreche, ist das für mich ein Lebensvertrag. Zwischendurch habe ich einige Jahre lang in Florida gelebt, aber als ich eine Depression bekam, hat mir ein Psychologe gesagt: »Du musst wieder auf die Bühne und nach Deutschland. Da wackelt die Erde nicht.« Der Mann hatte recht. Ich bin heute ein geborener Südafrikaner mit deutschem Tiefsinn. Ich mag Ernsthaftigkeit. Bei Konzerten pflege ich trotzdem noch immer ein kleines Ritual: Bevor der Soundcheck beginnt, erzähle ich meiner Band über die In-Ears einen Witz. Mögen Sie Witze?

SPIEGEL: Erzählen Sie.

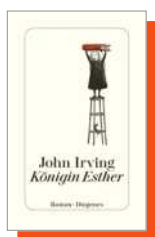
Carpendale: Mein Problem mit deutschem Humor ist, dass es oft um den Arsch geht oder andere Teile unter dem Bauch. Ich liebe Pointen, die nicht gleich auf die Zwölf gehen. Und lache mich dann besonders kaputt, wenn einer der Deutschen meinen Humor nicht versteht. Aber gut, einer meiner aktuellen Lieblingswitze ist auch nicht ganz jugendfrei.

SPIEGEL: Jetzt erzählen Sie!

Carpendale: Ein Typ hat einen One-Night-Stand, als plötzlich der Ehemann der Frau nach Hause kommt. Der Typ springt aus dem Fenster, versteckt sich hinter einer Hecke und friert fürchterlich. Denn es regnet. Als fünf Jogger um die Ecke kommen, schließt er sich ihnen an und entkommt unentdeckt. »Joggst du immer nackt?«, fragt ihn einer der Läufer. »Ja«, sagt er. »Immer mit Kondom?« An der Stelle lachen die meisten Leute schon. Es ist wichtig, da eine kleine Pause zu machen und erst dann die Pointe zu setzen. »Das Kondom ziehe ich nur über, wenn es regnet.«

SPIEGEL: Herr Carpendale, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. **S**

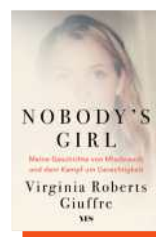
BELLETRISTIK



Der Amerikaner Jimmy kommt in den Sechzigerjahren nach Wien, eine Stadt der Versuchungen und Geheimnisse. Hier sucht der junge Mann nach seiner Mutter – und erlebt eine spektakuläre Achterbahnfahrt. | Platz 10

- 1 (1) **Der Nachbar**
Sebastian Fitzek Droemer; 25 Euro
- 2 (2) **Knochenkälte**
Simon Beckett Wunderlich; 26 Euro
- 3 (-) **Der Tote mit dem Silberzeichen**
Robert Galbraith Blanvalet; 32 Euro
- 4 (4) **The Secret of Secrets**
Dan Brown Lübbe; 32 Euro
- 5 (10) **Der stille Freund**
Ferdinand von Schirach Luchterhand; 22 Euro
- 6 (5) **Die Holländerinnen**
Dorothee Elmiger Hanser; 23 Euro
- 7 (7) **Qwert**
Walter Moers Penguin; 42 Euro
- 8 (6) **Lázár**
Nelio Biedermann Rowohlt Berlin; 24 Euro
- 9 (8) **Stonehenge – Die Kathedrale der Zeit**
Ken Follett Lübbe; 36 Euro
- 10 (-) **Königin Esther**
John Irving Diogenes; 32 Euro
- 11 (11) **Tote Seelen singen nicht**
Jussi Adler-Olsen / Stine Bolther / Line Holm Penguin; 28 Euro
- 12 (3) **Die Frauen von Ballymore**
Lucinda Riley Goldmann; 25 Euro
- 13 (12) **Du musst meine Hand fester halten, Nr. 104**
Susanne Abel dtv; 24 Euro
- 14 (13) **Alchemised**
SenLinYu Forever; 34,99 Euro
- 15 (9) **Rauhnächte**
Ellen Sandberg Penguin; 22 Euro
- 16 (15) **Die Assistentin**
Caroline Wahl Rowohlt; 24 Euro
- 17 (18) **Miss Merkel – Mord unterm Weihnachtsbaum**
David Safir Kindler; 16 Euro
- 18 (17) **Jetzt gerade ist alles gut**
Stephan Schäfer park x ullstein; 22 Euro
- 19 (19) **Die elfte Stunde**
Salman Rushdie Penguin; 26 Euro
- 20 (20) **Für Polina**
Takis Würger Diogenes; 26 Euro

SACHBUCH



Die Autorin gehörte zu den Opfern von Jeffrey Epstein, aber sie floh und ging schließlich an die Öffentlichkeit. In diesem Buch schildert sie, was sie in einer Welt des Machtmissbrauchs und der sexuellen Gewalt erleiden musste. | Platz 2

- 1 (1) **Wenn die Sonne untergeht**
Florian Illies S. Fischer; 26 Euro
- 2 (-) **Nobody's Girl**
Virginia Roberts Giuffre Yes Publishing; 26 Euro
- 3 (2) **Organisch**
Giulia Enders Ullstein; 24,99 Euro
- 4 (9) **Hoffnungslos optimistisch**
Dirk Steffens Penguin; 20 Euro
- 5 (3) **Das Versagen**
Katja Gloger / Georg Mascolo Ullstein; 26,99 Euro
- 6 (8) **Cum/Ex, Milliarden und Moral**
Anne Brorhiler / Traudl Bünger Heyne; 24 Euro
- 7 (6) **Angststillstand**
Richard David Precht Goldmann; 20 Euro
- 8 (14) **Wie fühlst du dich?**
Axel Hacke DuMont; 22 Euro
- 9 (7) **Wenn ich eine Wolke wäre**
Volker Weidermann Kiepenheuer & Witsch; 23 Euro
- 10 (11) **Szenario**
Florence Gaub dtv; 25 Euro
- 11 (-) **Liebe! Ein Aufruf**
Daniel Schreiber Hanser Berlin; 22 Euro
- 12 (5) **Wie konnte das geschehen? Deutschland 1933 bis 1945**
Götz Aly S. Fischer; 34 Euro
- 13 (19) **Wunderland**
Harald Jährner Rowohlt Berlin; 32 Euro
- 14 (-) **Misstrauensgemeinschaften**
Aladin El-Mafaalani Kiepenheuer & Witsch; 16 Euro
- 15 (10) **8000 Arten, als Mutter zu versagen**
Carolin Kebekus Kiepenheuer & Witsch; 22 Euro
- 16 (16) **Gute Nacht, Gehirn**
Volker Busch Droemer; 18 Euro
- 17 (-) **Der verdammt blutige Geschichte der Antike**
Michael Sommer / Stefan von der Lahr C. H. Beck; 26 Euro
- 18 (13) **Dreihundert Männer**
Konstantin Richter Suhrkamp; 30 Euro
- 19 (15) **Bread of Angels**
Patti Smith Kiepenheuer & Witsch; 26 Euro
- 20 (4) **Systemversagen**
Gabor Steingart Penguin; 30 Euro

FILM

Lizenz zum Elternwerden

Es ist eine große Kunst, im Kino unterhaltsam und klug vom gewöhnlichen Leben zu erzählen. Französischen Filmen gelingt es oft mit beneidenswerter Leichtigkeit. So auch der Regisseurin Alice Douard, die in ihrem Film **15 Liebesbeweise** die Schwangerschaft einer Frau und die Geburt eines Kindes schildert – und die bürokratischen Absurditäten, die dieses grundsätzlich erfreuliche Ereignis für ein lesbisches Elternpaar mit sich bringt.

Céline, dargestellt von der Schauspielerin Ella Rumpf, und ihre Ehepartnerin Nadia (Monia Chokri), die das Kind austrägt, wollen ihren Nachwuchs gemeinsam großziehen. Dafür möchte Céline das demnächst zur Welt kommende Baby adoptieren.

Nach den in Frankreich geltenden Gesetzen des Jahres 2014, in dem der Film spielt, muss sie für die Adoption 15 Bescheinigungen aller möglichen Bekannten und Verwandten vorlegen. Die Schriftstücke sollen belegen, dass sie eine vertrauenswürdige und für die Kindererziehung grundsätzlich begabte Person ist. »Vermeiden Sie es, nur ihre homosexuellen Freunde als Bürgen auszuwählen«, lautet der Rat der Juristin, bei der Céline Hilfe sucht.

Die Regisseurin Douard hat die Sammelwut der französischen Bürokraten, die mittlerweile weitgehend abgeschafft ist, selbst so ähnlich erlebt, als sie vor Jahren ein Kind adoptiert hat. Doch sie macht kein großes Drama aus ihrer Empörung über die amtlich verfügte Fahndung nach Bürgen für die Lizenz zum Elternwerden. Douard benutzt diese Zumutung als Ausgangspunkt für viele kleine, oft amüsante Dramen; die erzählt sie mit großer Herzenswärme, Eleganz und Intensität.

»15 Liebesbeweise« handelt von den Vorurteilen und Sticheleien, denen zwei Frauen, die Eltern werden, bis heute ausge-

setzt sind; einmal verpasst eine der Heldinnen einem nervigen Typen nachts in der Kneipe eine Ohrfeige. Zugleich schildert der Film die typischen Ängste von Menschen, die ihr erstes Kind erwarten: Was genau fängt man mit einem Baby eigentlich an, wie versorgt man es richtig? Nebenbei geht es auch um sehr alltägliche Beziehungserwünsche: »Du kannst wenigstens dein Leben leben«, wütet die hochschwangere Nadia einmal. »Ich übernehme hier alles und bin fett.«

Die große französische Kino-regisseurin Agnès Varda hat mal gesagt, eine gute Künstlerin achte nicht darauf, wie die Welt auf sie als Frau und auf ihr Handwerk schaue. Sie berichte in ihrer Arbeit allein davon, wie sie selbst auf die Welt blickt. Mit schöner Beiläufigkeit zeigt Douard mit ihrem Debütfilm, wie die Heldinnen sich durch ihren Pariser Alltag bewegen.

Céline und Nadia sind in den Dreißigern. Nadia arbeitet beim zahnärztlichen Notdienst, Céline ist Tontechnikerin und legt

nachts in Klubs auf. Im Krankenhaus treffen sie auf einen jungen Arzt, der sehr komisch überfordert ist von der Aufgabe, ein Elterngespräch mit den zwei Müttern eines demnächst zur Welt kommenden Babys zu führen.

Zentral ist im Film der Generationenkonflikt zwischen Céline und ihrer kühlen, berühmten Mutter. Die ist Pianistin, lebt weit weg und reist seit vielen Jahren um die Welt. Die eigene Selbstverwirklichung war ihr stets wichtiger als ihre Tochter. Nun ist sie für ein paar Wochen zu Besuch in Paris. Noémie Lvovsky spielt diese Frau, die als Klaviervirtuosin viel sicherer ist als in Familiendingen, nicht als egomanisches Monster, sondern als in die Jahre gekommene, Zigaretten paffende, müde Diva. Spröde wirbt sie um ihre Tochter – und versucht doch, ihr Lebensmodell zu verteidigen.

Einmal sieht man die Pianistin mitten in einem Konzert vor einem Riesenumfeld ihr Spiel unterbrechen. Sie wendet sich ihrer Tochter zu und entschuldigt sich dafür, dass sie ihre Zuneigung niemals je aussprechen oder zeigen konnte, aber jederzeit für ihre Tochter »ins Feuer springen« würde. Es ist eine leicht kitschige, aber sehr hübsche Traumsequenz des Films.

Dass »15 Liebesbeweise« nicht nur wegen solcher Einfälle ein überraschendes Vergnügen ist, liegt auch an der tollen Energie der Schauspielerin Ella Rumpf. Rumpf hat unter anderem in der Netflix-Serie »Freud« über den Begründer der Psychoanalyse mitgespielt und für ihre Rolle im Mathematikerinnen-Drama »Die Gleichung ihres Lebens« einen César als beste Nachwuchsdarstellerin bekommen. In Alice Douards Film ist sie beim Scheinesammeln für die Adoptionslizenz mit so viel Leidenschaft, Witz und Trickreichtum unterwegs, dass klar wird: Es ist die Mission ihres Lebens.

Wolfgang Höbel

Der Film »15 Liebesbeweise« schildert komisch und anrührend, wie zwei junge Frauen versuchen, gemeinsam ein Kind in die Welt zu setzen.



Films That Matter

POP

Alles ist Geräusch

Ambient mag ein verhuschtes Musikgenre sein, ambitionslos ist es nicht, die Szene ist bis heute leise, aber lebendig. Hits hat das Genre zwar noch nie produziert, dafür Kathedralen der Kontemplation. Bei einem sardischen Kleinstlabel erschien nun das Album **Passi** von Aiuole. Santi Lorenzo, ein Sizilianer, betreibt unter diesem Namen seine Kunst eher beiläufig. Das kommt einer Musik sehr entgegen, die schon prinzipiell nichts »will« – nicht einmal unbedingt unterhalten. Wer nicht hinhört, wird diese Musik an der Grenze zum Nichts kaum wahrnehmen. Wer aber hinhört, der wird allmählich in den Geräuschen versinken, die Aiuole auf seinen Streifzügen durch Syrakus mit dem Mikrofon aufgezeichnet hat. In 18 Stationen fahren die Hörerinnen und Hörer mit dem Bus der Linie 103, flanieren vom Strand bis zum Domplatz, von der Fonte Aretusa bis zum alten Markt von Ortigia, durch öffentliche Parks bis zur Kirche Santa Lucia. Sie hören nichts Besonderes, nur den Alltag. Das Licht, die Wärme. Leben. Aiuole ist Laie, kein Großmeister seines Fachs wie Harold Budd, Pauline Oliveros oder Aphex Twin. Und sein Album ist kein großer Wurf, gerade in seiner sanften Bescheidenheit aber ein sehr würdiger Vertreter des Genres. Alles ist hier Geräusch, Getriebe der Welt – dezent umweht vom Klang, den der Musiker Aiuole hinzugefügt hat. Rudimentäre Harmonien, zarte Arpeggien, hingetüpfeltes Piano, angedeutete Gitarren und stehende Keyboardflächen. Wie Wolken, die sich auflösen wollen. FRA



Aiuole:
»Passi«.



»Wake Up Dead Man: A Knives Out Mystery«. Mit: Daniel Craig, Glenn Close, Josh O'Connor. Ab 27. November im Kino, ab 12. Dezember auf Netflix.

FILM

Glaube als Waffe

Zum dritten Mal schon nimmt sich der Regisseur Rian Johnson eines Genres an, das immer etwas Großantiges hatte: des Agatha-Christie- oder auch Sherlock-Holmes-Krimis, in dem ein genialer Ermittler Mordfälle aufklärt, die sich nachhaltig den Mitteln der logischen Deduktion zu widersetzen scheinen. In **Wake Up Dead Man: A Knives Out Mystery** ist es die Erdolchung eines katholischen Priesters während der laufenden Messe in einem fensterlosen kleinen Raum gleich neben dem Altar. Auftritt des genialen Ermittlers Benoit Blanc, der in dieser Filmreihe mit Lust an der Übertreibung von Daniel Craig gespielt wird. Sein Südstaaten-Dialekt und die dandyhaften Anzüge seines Blanc gehören zu den schönsten Spezialeffekten dieses Films. Neben ihm sticht diesmal Jungstar Josh O'Connor hervor, der den warmherzigen Jungpriester Jud Duplency gibt. Der sollte dem später gemeichelten Monsignore Wicks (Josh Brolin) unter die Arme greifen, der sich zum Hassprediger entwickelt hatte. Daraus entsteht eine scharfe Politsatire. Duplency steht für das aufrechte Erforschen des Inneren als Teil spiritueller Praxis. Monsignore Wicks für die Munitionierung des Glaubens in Kämpfen um die weltliche Macht, wofür in den USA etwa Vizepräsident JD Vance steht. Diesen Gegensatz untersucht Johnson mit inspirierter Freude am Erzählen selbst. Und am Ende, so ernst nimmt er die Krimi-Formel doch, gibt es eine überraschende Auflösung. KAE

DOKUMENTATION

Die Beatles werden zu Compleatles

»Die Beatles existieren ohne uns«, sagte George Harrison schon Mitte der Neunziger. Das stimmte damals, und es stimmt immer mehr: 55 Jahre nach ihrer Auflösung, 45 Jahre nach dem Tod von John Lennon und 24 Jahre nach dem Ableben Harisons sind nun wieder weitere Hervorbringungen unter der Marke The Beatles käuflich zu erwerben. Die eigentlich bereits bei ihrem Erscheinen definitive dreiteilige **Anthology**-Reihe bekommt einen vierten Teil, abermals mit unveröffentlichten Aufnahmen. Und auch die zugehörige TV-Dokumentation wird um eine, nun ja, neue Episode ergänzt. Wir sehen hier die damals noch lebenden Beatles Harrison, Paul McCartney und Ringo Starr in der Zeit vor der Veröffentlichung des ersten »Anthology«-Albums 1995 bei der Arbeit an den John-Lennon-Songs »Free as a Bird«, »Real Love« und »Now and Then«. Dazu schweben Paul, George und Ringo für die Kamera in alten Zeiten. Die »neue« Beatles-Doku bietet also nicht mehr als einen nostalgischen Rückblick darauf, wie vor 30 Jahren drei Typen einen nostalgischen Rückblick auf eine Zeit warfen, die da auch schon 25 Jahre vorbei war. Wie ermüdend. Das war anders, als die ersten »Anthology«-Alben herauskamen, als Peter Jacksons Doku »Get Back« zu sehen war, und es war auch noch ein letztes Mal anders, als »Now and Then« erschien, dieser allerletzte quasi gemeinsame Song der Beatles. Das war ein großes Finale. Die neue »Anthology«-Episode hingegen ist nur mehr der Schatten eines Schattens. Die Beatles existieren vollständig ohne sie. KUZ



»The Beatles Anthology«. Neun Folgen bei Disney+.

SPORT

Sportler
Boateng 2024

Die Neuerfindung des Jérôme Boateng

Fußball Wegen Körperverletzung wurde er rechtskräftig verurteilt. Ein hoch bezahltes Team bemüht sich seither, Ex-Profi Jérôme Boateng als liebenden Vater zu inszenieren. Währenddessen tobt im Hintergrund ein Streit um die Kinder.

In einer Szene der neuen, dreiteiligen ARD-Doku-Serie »Being Jérôme Boateng« sitzt der Fußball-Weltmeister von 2014 auf einem Kunstrasenplatz. Boateng trägt ein blasses Sweatshirt und Brille. Sein Blick ist ernst, hinter ihm liegt das leere Spielfeld. »Die Kinder sind für mich das Wichtigste auf der Welt«, sagt er. »Das ist das Einzige, das für mich schon immer über Fußball stand.«

Später berichtet Boateng von einem Moment, der ihn aus der Bahn geworfen habe, es ist das verlorene Champions-League-Finale in München 2012 mit dem FC Bayern. Danach habe er zwei Tage lang nichts essen können, mit niemandem sprechen wollen. »Das Erste, was mir wirklich geholfen hat, war die Zeit mit den Kindern«, sagt er.

Boatengs Zwillingstöchter sind das heimliche Zentrum dieser ARD-Doku. Denn die Kinder, so sieht es aus, sind Teil einer Strategie, mit der sich Boateng zu rehabilitieren versucht. Aber sie stehen auch im Mittelpunkt eines Streits, der bisher kaum bekannt ist: Offenbar sieht die Mutter ihre Kinder seit Jahren praktisch nicht.

Boateng, 37, ist einer der erfolgreichsten Spieler der deutschen Fußballgeschichte. Neben dem WM-Titel gewann er zweimal die Champions League und neunmal die deutsche Meisterschaft. Sein Aufstieg von Berliner Bolzplätzen zu einem der besten Verteidiger der Welt faszinierte viele.

Doch da sind die Gewaltvorwürfe gegen ihn. Es geht um zwei Fälle. 2021 hatte seine Ex-Freundin Kasia Lenhardt Suizid begangen, die Staatsanwaltschaft ermittelte. Boateng wurde vorsätzliche Körperverletzung vorgeworfen. Die Ermittlungen wurden in diesem Jahr wegen eines nicht hinreichenden Tatverdachts eingestellt.

In einem anderen Fall wurde Boateng im Juli 2024 rechtskräftig wegen vorsätzlicher Körperverletzung verurteilt. Das Gericht sah es als erwiesen an, dass er seiner Ex-Freundin Sherin S. ins Gesicht geschlagen hat. S. ist die Mutter seiner beiden Töchter.

Die ARD widmet Boateng nun eine Doku-Serie, verantwortlich zeichnet der Bayerische Rundfunk. In mehr als zwei Stunden lernt das Publikum Boateng in der Rolle des liebenden Vaters kennen, der sich nachdenklich zeigt und Fehler zugibt.

Es ist genau das Bild, das Boateng gern von sich zeichnen möchte.

Seit Monaten arbeitet ein Team um Anwälte und PR-Strategen daran, ihm ein neues Image zu geben, zum Beispiel Thomas Knipp, ein Krisenprofi für besonders schwere Fälle. 2023 beriet er den Rammstein-Sänger Till Lindemann, dem vorgeworfen wurde, weibliche Fans missbraucht zu haben. Lindemann bestreitet die Vorwürfe, die Ermittlungen wurden eingestellt.

Im Spätsommer beendete Boateng seine Karriere, zuletzt war er beim österreichi-

»Ich bin immer noch dabei, ihren Tod zu verarbeiten.«

Jérôme Boateng über seine verstorbene Ex-Partnerin Kasia Lenhardt

schen Erstligisten Linzer ASK gelandet. Nun will er Trainer werden.

Im September bot ihm Bayern-Trainer Vincent Kompany, ein ehemaliger Mitspieler Boatengs, eine Rückkehr als Trainerhospitant an, es wäre eine fußballerische Resozialisierung gewesen.

Ein Jahr nach dem Urteil ist die Causa Boateng in der öffentlichen Wahrnehmung merkwürdig unscharf geworden. Wurde Boateng überhaupt verurteilt? Und was wurde ihm eigentlich nachgewiesen?

Auch in der ARD-Doku wirkt die Geschichte Jérôme Boatengs uneindeutig. Die drei Fernsehmacherinnen lassen darin unter anderem einen Juristen auftreten. Es sei ein Bild von Boateng als »brutaler Frauenschläger entstanden«, sagt der – und das »nur aufgrund von Medienberichterstattung«. Auch der SPIEGEL berichtete in einem mehrteiligen Podcast über Boateng.

Vorbereitet hat Jérôme Boateng seine Rehabilitation selbst. Kurz nach dem Ende seiner Karriere sprach er in einem Interview mit der »Welt am Sonntag« über seine Zukunftspläne als Trainer. Und die Vorwürfe? Hat er jemals eine Frau geschlagen? »Nein«, antwortete Boateng, »das habe ich nicht.«

In seine Strafverteidigung investierte Boateng laut Gerichtsakten rund 800.000 Euro, dazu kommen die Kosten für PR und Medienanwälte. Sein öffentliches Bild ist ihm wichtiger denn je. Die Karriere als Spieler ist vorbei. Er braucht einen Neustart.

Wie man Krisen-PR erfolgreich betreibt, wie man die Deutungshoheit über seine Geschichte zurückerlangt, hat die ehemalige Staatsanwältin Anne Brorhiller analysiert. Brorhiller wurde wegen ihrer Ermittlungen in der Cum-Ex-Affäre bekannt, in der auch der frühere Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) eine Rolle spielte. Brorhiller spricht von »sprachlichen Manövern« als Schlüsselstrategie und nennt drei Muster: Verharmlosung, künstliche Verkomplizierung und Täter-Opfer-Umkehr.

In der ARD-Doku präsentiert sich Boateng als Opfer der Geschehnisse. Zum ersten Mal spricht er dort ausführlich über den Tod von Kasia Lenhardt: »Ich habe einen Menschen verloren, den ich sehr geliebt habe«, sagt Boateng.

Man habe ihm damals öffentlich abgesprochen, trauern zu dürfen. Boateng hatte Lenhardt in einem »Bild«-Interview schwere Vorwürfe gemacht, kurz darauf beging sie Suizid. »Ich bin immer noch dabei, ihren

Tod zu verarbeiten«, sagt Boateng in der ARD-Doku. Die Filmemacherinnen haben ihn auf einen Stuhl gesetzt, er trägt ein hellblaues Hemd, sein Haar ist millimeterkurz. Mittendrin hält Boateng kurz inne. Seine Augen werden feucht, als er das Interview von damals einen »Fehler« nennt. Kraft, sagt er, habe er »aus meiner Familie, meinen Kindern« geschöpft.

Die »Being«-Reihe der ARD ist als Porträt angelegt, das den Menschen hinter der Fassade zeigen soll. Die Protagonisten erhalten viel Raum, ihre Geschichte selbst zu deuten, während die filmische Form Authentizität und Nähe suggeriert. Kritische Aspekte – Prozesse, Skandale, Widersprüche – erscheinen eingebettet in eine Dramaturgie der Rehabilitation.

Boateng steht in der Doku in einer Reihe mit Jan Ullrich, Katarina Witt und Franziska van Almsick; das Format macht ihn zum tragischen Helden, der, so die Filmemacherinnen, »als Mensch scheiterte, weil er zu sehr Symbol« geworden sei. Symbol wofür? »Vom Bolzplatz zum Weltmeistertitel 2014, vom gefeierten Integrationsvorbild zum verurteilten Täter«, heißt es an einer Stelle. Das Format verspricht, ein System zu durchleuchten, »das Helden hervorbringt, aber den Menschen vernachlässigt«.

In der Pressemappe zu »Being Jérôme Boateng« erklärt die Redaktion, warum sie sich dieses Falles angenommen hat. Es werde »da interessant, wo Schwarz und Weiß in Grau verschwimmen, wo ein differenzierter Blick gefragt ist«.

Differenzierter Blick? Vielleicht ist es an der Zeit, aus Grau wieder Schwarz und Weiß zu machen.

Sherin S. war Boatengs Jugendliebe. Die ARD-Doku nennt ihre Beziehung »toxisch«, voller gegenseitiger Eskalation.

In der Anklageschrift von 2019 heißt es: In einem Familienurlaub mit Freunden in der Karibik soll Boateng Sherin S. angegriffen, gebissen, beschimpft und bespuckt haben, nachdem ihm beim Kartenspiel Skip-Bo vorgeworfen worden war zu schummeln. Boateng soll Sherin S. angeschrien haben: »Hast du es wieder einmal geschafft, du Nutte. Hast den ganzen Urlaub versaut.«

Sherin S. habe ihn laut Anklageschrift abfällig aufgefordert zu gehen, »daraufhin schlug er mit beiden Händen der Geschädigten ins Gesicht und auf das Auge und packte diese an den Haaren. Er zog sie zu sich heran und biss sie in die Kopfhaut«. Boateng habe den Kopf von Sherin S. in alle Richtungen geschleudert und dann erneut heftig an den Haaren gerissen, sie auf den Boden geworfen und weiter auf sie eingeschlagen. »Die Zeugin..., die den Vorfall... beobachtete, konnte den Angeschuldigten dann von der Geschädigten wegziehen, sodass dieser von ihr abließ.«

In einem Prozess, der sich über Wochen zog, wurde Boateng 2024 zu 40 Tagessät-

zen à 5000 Euro verurteilt, in Summe 200.000 Euro. Dazu kam eine Spende. Insgesamt viermal wurde der Fall verhandelt, dreimal wurde Boateng schuldig gesprochen. Gegen das erste Urteil hatte er Berufung eingelegt, beim zweiten Urteil war er in Revision gegangen, erfolgreich. Das Urteil vom Juli 2024 ist rechtskräftig.

In der Begründung heißt es: »Der Angeklagte war schuldig zu sprechen einer vorläufigen Körperverletzung. ... Es lag hier auch keine fahrlässige Körperverletzung vor, da der Angeklagte der Geschädigten einen kräftigen Faustschlag oder Schlag mit dem Handballen ins Gesicht versetzt hat. Es lag nach Ansicht der Kammer keine Notwehrlage vor, aufgrund derer der Angeklagte sich wehren musste. Der Angeklagte war ... körperlich in vollem Umfang überlegen.«

Sherin S. habe durch den Schlag »eine Schwellung und ein Hämatom am linken Auge« erlitten, sie sei auf die Knie gefallen und habe sich ein aufgeschürftes Knie sowie Schmerzen in der Nierengegend zugezogen. Die weiteren Vorwürfe der Staatsanwaltschaft sah das Gericht nicht als erwiesen an.

Die Geldstrafe für Boateng wurde auf Bewährung ausgesetzt. Zahlen musste er nur für den Fall, dass er innerhalb einer einjährigen Frist gegen die Auflagen verstößt. Der juristische Fachbegriff dafür lautet »Verwarnung«, es ist ein Wort, auf dem Boatengs PR-Leute ihre Strategie aufbauen werden.

Die Frist ist mittlerweile abgelaufen. Zahlen musste Boateng nicht. Ihm wurde lediglich eine Spendenzahlung in Höhe von 100.000 Euro an gemeinnützige Einrichtungen auferlegt.

Die milde Strafe begründete das Gericht vor allem mit den Konsequenzen, die Boateng bereits zu tragen hatte: den Ausfall von Werbeeinnahmen und den Imageschaden. Die Richterin sprach in diesem Zusammenhang von einer »medialen Vorverurteilung«. Vom Vorwurf des »notorischen Frauenschlägers«, sagte sie in der Urteilsbegründung, sei nichts übrig geblieben. Ein Vorwurf, der vor Gericht so gar nicht verhandelt wurde.

»Die Tat ist im Rahmen einer toxischen Beziehung begangen worden«, heißt es im Urteil. Nach der Trennung gehe keine Gefahr mehr von Boateng aus.

Boateng gilt mit diesem Urteil nicht als vorbestraft. Andererseits ist er, das ist gerichtlich bestätigt, ein Gewalttäter. Für PR-Leute wie Thomas Knipp ist das eine Herausforderung. Aber es gibt Wege.

Nur wenige Wochen später, im September 2024, wurde die Ex-Partnerin vor einem österreichischen Gericht auf Unterhalt für die beiden Kinder verklagt. Sherin S. ist nun verpflichtet, jeden Monat 1080 Euro an Boateng zu zahlen, als Unterhalt für die beiden Töchter, die sie offenbar trotz Bemühens praktisch nicht sieht.

S. ist Justizvollzugsbeamtin. Seit dem Prozess 2024 ist sie berufsunfähig. Laut Gerichtsunterlagen verdiente sie damals monatlich 3000, Boateng 30.000 Euro, außerdem habe er »Millioneneinkünfte erzielt..., von denen noch Finanzanlagen, Immobilien oder Ähnliches vorhanden sein müssen«.

Boateng und Sherin S. haben als Eltern das geteilte Sorgerecht für ihre Kinder. In einer Vereinbarung, die dem SPIEGEL vorliegt, ist geregelt, dass Sherin S. die Mädchen jedes Wochenende sehen kann. Sie darf Urlaube und

Geburtstage mit ihnen verbringen und täglich mit ihnen telefonieren. Die Töchter leben bei Boateng. Sherin S. hat ihm 2020 freiwillig das Aufenthaltsbestimmungsrecht übertragen, als »Vertrauensvorschuss« und weil sie auf einen ungestörten Umgang mit den Kindern hoffte. Doch das passiert offenbar nicht.

Nach SPIEGEL-Informationen konnte S., seit sie Anzeige wegen Körperverletzung gegen Boateng gestellt hat, die Kinder immer seltener sehen. Zuletzt sollen die Mädchen ihre Mutter vor dreieinhalb Jahren im Rahmen des vereinbarten Umgangs offiziell getroffen haben. Da waren sie elf Jahre alt.

Vor Gericht erklärte Boateng, S. erfinde Dinge. Schon früher habe sie Strafanzeigen als Mittel eingesetzt, um ihn unter Druck zu setzen. Ähnlich sei es mit den Kindern. S. habe den Umgang mehrfach einfach abgesagt oder nicht wahrgenommen: »Für meine Kinder tat mir das wahnsinnig leid.«

Die Anwältin von S. widerspricht: »Bei dem jahrelangen Vorenthalten der Kinder handelt es sich um eine Form der psychischen Gewalt, unter der meine Mandantin bis heute extrem leidet.«

Dem SPIEGEL liegen Dokumente vor, wonach das Gericht mindestens einmal ein Ordnungsgeld gegen Boateng verhängt hat, weil er den Umgang schuldhaft verhindert habe.

Boatengs Anwälte antworteten auf eine SPIEGEL-Anfrage nicht detailliert. Aber: Eine Behauptung, Boateng habe Umgänge verhindert, sei »nicht nachvollziehbar«. Aus seinem Beraterteam heißt es, von den vereinbarten Terminen habe S. »nur wenige wahrgenommen«.

Sherin S. und Boateng kämpfen seit Jahren vor Gericht um die Kinder. Aus Unter-

Boateng mit WM-Pokal 2014, PR-Berater Knipp, Anwalt Leonard Walischewski 2024: »Sprachliche Manöver«



Sven Simon / IMAGO



Matthias Balk / dpa / picture alliance

lagen geht hervor, dass S. versucht, ihr Recht auf Umgang einzuklagen. Sie reicht Beschwerden ein, weil sie die Kinder nicht sehen kann. Weitgehend erfolglos.

Der Fall wurde zusätzlich kompliziert, weil Boateng mit den Töchtern immer wieder umzog: von München nach Lyon, wo er zunächst für den lokalen Klub Olympique spielte, dann nach Italien und zuletzt nach Linz. Mit jedem Mal galt eine andere Gesetzeslage, jedes Mal war ein anderes Familiengericht zuständig. S. musste bei jedem Umzug der Kinder von vorn anfangen.

Nachdem der Prozess 2024 abgeschlossen war, wurde S. gefährliche Körperverletzung gegenüber Boateng und Falschaussage vorgeworfen. Die Situation, um die es in den Vorwürfen gegen S. geht, liegt neun Jahre zurück. Sie war bereits Thema im Körperverletzungsverfahren gegen Boateng. S. beschrieb den Vorfall als Notwehr. Sie habe sich an der Hand und im Gesicht verletzt. Boatengs Verteidiger erklärte, S. habe Boateng aus dem Nichts angegriffen. Nach SPIEGEL-Informationen wurden Vorermittlungen gegen S. von der Staatsanwaltschaft München eingestellt. Boateng hat dagegen Beschwerde eingelegt. Seine Anwälte geben auf Anfrage an, dass S. ihn in der Situation mit einem Tritt von der Rückbank eines Autos »stark an der Lippe« verletzt habe.

Die Anwältin von S. widerspricht dieser Darstellung: »Die Handlung war durch Notwehr gerechtfertigt.«

Von all dem bekam die Öffentlichkeit wenig mit. Sherin S. lebt zurückgezogen und tritt nicht in Medien auf.

In »Being Jérôme Boateng« sind die Zwillinge immer wieder Thema. Die Kinder, sagt Boateng, »haben immer zu mir gestanden«.

Schon im Prozess 2024 sagte Boateng: »Die Kinder leiden unter der Berichterstattung und dass wir uns seit Jahren vor Gericht streiten. ... Für meine Kinder und meine Familie wünsche ich mir, dass der seit Jahren andauernde Albtraum endlich ein Ende findet.«

Die Vorsitzende Richterin Susanne Hemmerich verstärkte diesen Eindruck. Sie sagte: »Die eigentlich wirklich Leidtragenden in diesem Prozess sind meiner Meinung nach die Kinder.«

Boateng erschien plötzlich als jemand, der wegen der Belastung für seine Töchter unter dem Verfahren leidet. Aus einem Prozess wegen Körperverletzung wurde die Erzählung vom beschützenden Vater und einem Verfahren, das den Kindern schadet.

Dass offenbar seit Jahren die Umgänge zwischen Mutter und Töchtern nicht stattfinden, spielte bisher kaum eine Rolle.

Seit 2021 existiert ein Beschluss: Beide Eltern müssen sämtliche Fotos der Kinder auf ihren Seiten im Netz löschen und dürfen keine Bilder mehr einstellen. 2022 verstieß Boateng dagegen, er wurde deswegen sanktioniert. 2024 versuchte Boateng nach SPIEGEL-



Ex-Freundin Lenhardt 2018: »Daraus gelernt«

Informationen erneut durchzusetzen, dass er die Kinder in der Öffentlichkeit zeigen darf, etwa auf Social Media.

In der ARD-Doku sind die Zwillinge zu sehen, ihre Gesichter werden von Emojis verdeckt. Nach SPIEGEL-Informationen lag den Filmemacherinnen ein Schreiben der Anwälte von Sherin S. vor, in dem sie mitteilten, dass dies untersagt werde.

Die Produktionsfirma der Doku bestätigt das. Es handle sich dabei aber lediglich um die Rechtsauffassung der Anwälte, »an die wir nicht gebunden sind«.

Sherin S. tritt in der Doku nicht auf. Sie hatte eine Interviewanfrage abgelehnt. Mit Aussagen in der Doku wurde sie jedoch nie konfrontiert. Präsent ist sie dennoch: Es wird mehrfach über sie gesprochen. Auf Fotos von Boateng oder den Kindern wird sie zudem von den Fernsehmacherinnen als Schatten montiert. Sie ist da, aber ihre Perspektive auf den Fall gibt es in der Doku kaum.

Die Produktionsfirma antwortet auf Anfrage, dass eine Konfrontation von S. aus ihrer Sicht rechtlich nicht verpflichtend war.

Nach dem Schuldspruch 2024 in München sammelten sich Journalisten auf dem Vorplatz des Gerichtsgebäudes. Carolin Lütcke, die Anwältin von Sherin S., sagte, ihrer Mandantin sei es von Anfang an darum gegangen, dass die Schuld Boatengs festgestellt und er zur Verantwortung gezogen werde. »Das ist mit dem Urteil erfolgt.«

Boatengs PR-Berater Knipp baute ein Mikrofon auf. Zuvor hatte er bereits Pressemitteilungen zum Ausgang des Verfahrens verteilt. Boateng sei »unendlich erleichtert, dass dieser jahrelange Albtraum nun endet«,

sagte Knipp. Das sei vor allem für seine Kinder wichtig. Er sei froh, »dass er jetzt zur Ruhe kommen könne«. Das klang, als wäre Boateng nie verurteilt worden.

Während der ganzen Verhandlung war Knipp ungewöhnlich präsent gewesen: Er bewegte sich im Gerichtssaal, wo Pressevertreter sonst keinen Zugang haben, sprach mit Journalisten, verteilte Handouts; nicht immer gab er sich als Boatengs PR-Berater zu erkennen. Mehrfach wurde er für einen Sprecher des Gerichts gehalten – ein nützliches Missverständnis.

Kaum war das Urteil gesprochen, begann Boatengs Team, den Schuldspruch umzudeuten. Schon in der Pressekonferenz vor dem Gericht war nicht mehr von einer Verurteilung wegen vorsätzlicher Körperverletzung die Rede, sondern von einer »Verwarnung« Boatengs – und von einer »Überreaktion«. Das Urteil wurde sprachlich abgeschwächt, noch bevor es in der Öffentlichkeit richtig verstanden wurde.

Rechtlich ist der Fall entschieden, seine Deutung aber ist nach wie vor offen. Genau dort setzte Boateng mit seinem Apparat an.

Im Interview mit der »Welt am Sonntag« rund ein Jahr später erklärte Boateng, er sei einmal wegen »gefährlicher Körperverletzung« angeklagt gewesen und davon »freigesprochen« worden. Verwarnt habe man ihn lediglich wegen »einer Rangelei, bei der wir uns im Streit gegenseitig verletzt haben«.

Eine Bagatellisierung, möglich gemacht durch den juristischen Begriff der »Verwarnung«. Es entsteht das Bild eines Mannes, der zwar einmal zu heftig reagiert hat, aber eigentlich freigesprochen wurde.

Ähnlich ging Boateng im Fall Kasia Lenhardt vor. Auf Instagram schrieb er im März 2025, die Staatsanwaltschaft habe »all meine Aussagen« bestätigt. Die Verdächtigungen seien »falsch« gewesen. Boateng stellt sich als Opfer dar.

Verharmlosung, künstliche Verkomplizierung, Täter-Opfer-Umkehr?

Im »Welt am Sonntag«-Interview behauptete er, er habe »beweisen« können, dass er Lenhardt nicht geschlagen oder erpresst habe, eben deshalb seien die Ermittlungen eingestellt worden. Tatsächlich stellte die Staatsanwaltschaft das Verfahren nur ein, weil »ein Tatnachweis nicht mit der notwendigen Sicherheit« zu führen war – unter anderem, weil Kasia Lenhardt nicht mehr aussagen konnte und die Entstehung dokumentierter Verletzungen nicht aufzuklären war.

Am Ende der letzten Episode von »Being Jérôme Boateng« ist Boateng noch einmal zu sehen. Er wirkt gefasster. »Ich glaube, dass die Geschichte zu meinem Leben dazugehört«, sagt er, »ich habe daraus gelernt.«

Ihm sei es wichtig gewesen, einfach seine Sicht mitzuteilen, »nach all den Jahren«.

Maike Backhaus, Jörn Meyn

Jetzt für nur 39€

Lesen Sie Ihren Wunschtitel zum exklusiven Vorteilspreis!



DER SPIEGEL für 3 Monate

Deutschlands bedeutendstes Nachrichten-Magazin steht für einen unabhängigen und investigativen Journalismus.

13 Ausgaben für nur 39€ statt ~~89,70€~~.



DEIN SPIEGEL für 1 Jahr

DEIN SPIEGEL, das Nachrichten-Magazin für Kinder, informiert altersgerecht, sorgt für Unterhaltung und gibt konkrete Tipps.

12 Ausgaben für nur 39€ statt ~~70,80€~~.



SPIEGEL GESCHICHTE für 1 Jahr

Hier wird die Vergangenheit emotional und packend erzählt. Jede Ausgabe widmet sich einem historischen Thema. Inklusive GESCHICHTE Digital.

6 Ausgaben für nur 39€ statt ~~65,40€~~.



Gleich Vorteilspreis sichern:

abo.spiegel.de/vorteil39

oder telefonisch unter 040 3007-2700



◀ Randsportart

Vollkontaktsport auf Rollschuhen, das ist Roller Derby. Seine Ursprünge hat der Sport in den Dreißigerjahren des vergangenen Jahrhunderts in den USA; seit der Jahrtausendwende erlebt er ein Revival. Was man darf und was nicht, ist etwas kompliziert, aber das Ziel ist schnell erklärt: Ein sogenannter Jammer, erkennbar an dem Stern auf dem Helm, versucht, auf der ovalen Bahn an den Blockern der gegnerischen Mannschaft vorbeizukommen – und dann nochmals zu überholen. Je öfter das gelingt, desto mehr Punkte werden gesammelt. BKA

HALTUNGSNOTE

Dröhnende Stille

Es hätte ein klassisches Eigentor sein können. Anhänger von Eintracht Frankfurt zündeten am vergangenen Samstag Pyrotechnik, schossen Leuchtraketen auf das Spielfeld und die Tribüne. Nach Schlusspfiff verbrannten sie Banner: Bilder, die dafür gemacht waren, Fanrechte einzuschränken, zulasten der Fankultur.

Doch hängen blieb nach diesem Spieltag etwas anderes: die zwölfminütige Stille zu Beginn der Spiele in nahezu allen Stadien. Warum zwölf Minuten? Fans verstehen sich als 12. Mann; 2012 hatte es zudem schon mal einen zwölfminütigen Stimmungsboykott wegen geplanter Sicherheitsauflagen gegeben.

Diesmal war das Schweigen so laut, dass es nicht zu überhören war.

Vor etwas mehr als anderthalb Jahren feierten deutsche Ultras, diese Präzisierung ist wichtig, einen riesigen Erfolg. Wochenlang flogen



Das Schweigen der deutschen Fußballfans dauerte zwölf Minuten. Der Stimmungsboykott ist ein starkes Signal.

Tennisbälle auf die wichtigsten Rasenflächen der Republik, am Ende blies die Deutsche Fußball Liga (DFL) den Einstieg eines Investors ab. Die Absage hat die Ultras selbstbewusst gemacht. Das muss nicht zwingend etwas Gutes bedeuten. Aktuell tut es das jedoch.

Wenn in der kommenden Woche die Innenminister tagen, wären einige Politiker bereit, den Bogen zu überspannen: personalisierte Tickets, eine bundeseinheitliche Stadionverbotskommission – so sehen die Forderungen aus.

Doch die Proteste sowie die Fandemonstration am 16. November haben DFL und DFB alarmiert, eine Aufweichung der politischen Ideen ist sehr wahrscheinlich. Denn eines ist klar: Stadionbesuche in Deutschland sind sicher.

Es ist nur Fußball. Doch wenn der Protest klug ist und Rivalitäten ausblendet, sendet er starke Signale. KRÄ

DER SPIEGEL

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTION Dirk Kurbjuweit (V.i. S. d. P.), Thorsten Dörting, Cordula Meyer

LEITENDE REDAKTEUR/Editorial Desk: Judith Horchert, Barbara Hardinghaus, Alexander Neubacher, Hendrik Tjernieden, Oliver Trenkamp, Stefan Weigel. **Leitende Redaktionelle Organisation:** Birger Menke, Bente Kirschstein (Geschäftsführende Redakteurin), **Leiterin Derivate:** Dr. Susanne Weingarten. **Redaktionelle Entwicklung:** Matthias Streitz

CHEFS VOM DIENST Leitung: Patricia Dreyer, Malte Müller-Michalski, Jörn Sucher, Anselm Waldermann (stell.). **CvD Digital:** Melanie Ahlemerle, Lisa Erdmann, Kevin Hagen, Olaf Heuser, Olaf Kanter, Sabrina Knoll, Nicolai Kwasienski, Florian Merkel, Charlene Opentein, Dr. Dominik Peters, Dr. Jens Radu, Daniel Raacke, Martin Wolf

AUTOREN/REPORTER DER CHEFREDAKTION Dr. Melanie Amann, Susanne Beyer, Ullrich Fichtner, Lothar Gorris, Marc Hujer, Stefan Kuzmany, Thomas Schulz

NEWS Leitung: Janko Tietz, Benjamin Schulz (stell.); Henrik Bahlmann, Anna Ehlebracht, Malte Göbel, Miriam Khan, Charlotte Lüder, Jonas Mielke, Jan Pette, Florian Pitz, Sven Scharf, Elisa Schwarze, Kim Staudt, Sebastian Stoll, Anastasia Trenkler, Nadine Wolter

HAUPTSTADTBÜRO Leitung: Christoph Hickmann, Roland Nelles, Maria Fiedler (stell.), Marina Kormbaki (stell.). **Redaktion:** Sophie Garbe, Florian Gathmann, Milena Hassenkamp, Fabian Hillebrand, Paul Anton Krüger, Ann-Katrin Müller, Anna Reimann, Jonas Schailbe, Christoph Schult, Christian Teves, Linda Tutmann, Severin Weiland. **Autoren, Reporter:** Deike Diening, Markus Feldenkirchen, Sebastian Fischer, Matthias Gebauer, Konstantin von Hammerstein, Philipp Wittrock. **Politik Hamburg:** Felix Kelller, Marc Röhlig

DEUTSCHLAND Leitung: Anke Dürr, Dr. Markus Verbeet, Guido Mingels (stell.), Sophia Schirmer (stell.), Ansgar Siemens (stell.). **Redaktion:** Birte Bredow, Lisa Dumm, Fiona Ehlers, Silke Fokken, Kathrin Fromm, Hubert Gude, Kristin Haug, Armin Himelrath, Levin Kubeth, Annette Langer, Katrin Langhans, Gunther Latsch, Christophe Piltz, Hannes Schrader, Swantje Unterberg, Jens Witte, Jean-Pierre Ziegler.

Investigativ/Innere Sicherheit: Jörg Diehl, Wolf Wiedemann-Schmidt; Susanne Amann, Maik Baumgärtner, Sven Becker, Lukas Eberle, Roman Höfner, Philipp Kollenbroich, Roman Lehbeger, Nicola Naber, Sven Röbel, Fidelius Schmid, Sara Wess.

Koordinations SPIEGEL TV: Thomas Heise. **Autoren, Reporter:** Jürgen Dahlkamp, Julia Jüttner, Dr. Klaus Wiegrefe.

Berlin: Frauke Böger, Juliane Löffler

WIRTSCHAFT/NETZWEIT Leitung: Markus Brauch, Yasmin El-Sharif, Stefan Kaiser, Cornelia Schmergal, Simon Hage (stell.). **Redaktion:** Vicky Bargel, Dr. Philipp Bethge, Benjamin Bidder, Michael Brächer, Florian Diekmann, Kristina Gnirke, Max Hoppenstedt (Teamleitung Netzwerk), Henning Jaunig, Dr. Matthias Kaufmann, Katharina Koerth, Matthias Kremp, Martin U. Müller, Thilo Neumann, Alexander Preker, Stefan Schult, Kim Staudt, Udo Trichtl. **Autoren, Reporter:** Markus Becker, David Böcking, Angela Gruber, Alexander Chemsychev, Francesco Collini, Katharina Graça Peters, Jan Puhl, Serafin Reiber, Anna-Sophie Schreier. **Autoren, Reporter:** Alexandra Berlin, Christian Esch, Susanne Koelbl, Katrin Kuntz, Steffen Lüdke, Juliane von Mittelstaedt, Nadia Pantel, Christoph Reuter, Alexander Sarovic, Fritz Schaap.

WISSEN Leitung: Julia Merlot, Katja Thimm, Patrick Beuth (stell.). **Redaktion:** Marco Evers, Anika Freier, Johann Göhl, Arvid Haisch, Marc Hasse, Lukas Kissel, Guido Kleinhubbart, Julia Koch, Julia Köppe, Martin Schlack, Nils-Viktor Sorge (Teamleitung Mobilität). **Autoren, Reporter:** Jörg Blech, Maik Großekathöfer, Christoph Seidler, Olaf Stampf, Antje Windmann.

Berlin: Susanne Götzte, Kerstin Kullmann, Alina Schadwinkel

KULTUR Leitung: Philipp Oehmke, Eva Thöne, Elisa von Hof (stell.), Anton Rainer (stell.). **Redaktion:** Felix Bayer, Tobias Becker, Christian Buß, Oliver Kaever, Ulrike Knöfel, Annina Metz, Carola Padberg, Katharina Stiegelmann. **Autoren, Reporter:** Laura Backes, Andreas Borchole, Xaver von Cranach, Sebastian Hammelheide, Michael Hengstenberg, Wolfgang Höbel, Enrico Ippolito.

Berlin: Lars-Olav Beier, Matern von Boeselager, Tobias Rapp, Jurek Skrobala

REPORTER Leitung: Özlem Gezer, Christoph Schuermann, Felix Dachsel (stell.). **Redaktion:** Nora Gantenbrink, Julia Kopatzki, Jonah Lemm, Timofey Neshitov, Djalila Neufeld, Max Polonyi, Cathrin Schmiegge, Jonathan Stach. **Autoren, Reporter:** Frauke Hünfeldt, Alexander Osang

SPIEGEL-VERLAG

Rudolf Augstein GmbH & Co. KG
Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

SPORT Leitung: Hauke Goos, Lukas Rilke, Jörn Meyn (stell.). **Redaktion:** Peter Ahrens, Matthias Fiedler, Marco Fuchs, Jan Göbel, Nina Golombek, Benjamin Knaack, Marcus Krämer, Jonas Kraus, Marvin Rishi Krishnan, John Leffers, Daniel Montazeri, Gerhard Pfeil, Jörg Römer, Tobias Scharnagl, Annika Schultz, Cedric Voigt

REDAKTIONELLE ENTWICKLUNG Friederike Freiburg, Lena Greiner, Maximilian Rau, Anne Seitz. **Tests:** Markus Linden

MEINUNG & DEBATTE Leitung: Anna Clauß, Ralf Neukirch. **Redaktion:** Jan Hoffmeister, Swantje Karich, Martina Kix (Teamleitung), Charlotte Klein, Hannah Pliarczyk

LEBEN Leitung: Ayla Kiran, Frauke Lüpke-Narberhaus, Helene Endres (stell.), Mike Laurenz (stell.). **Redaktion:** Julian Aä, Irene Berres, Antje Blinda (Teamleitung Reise), Christopher Bonnen, Franziska Bulban, Markus Deggerich, Tanya Falenczyk, Helene Flachsberg (Teamleitung Start), Florian Gontek, Sylvie Gühmann, Dr. Veronika Hackenbroch, Lukas Hildebrand, Katharina Höller, Maren Hoffmann, Maren Keller, Heike Klovert, Eva Lehnen, Dr. Heike Le Ker, Philipp Löwe, Benjamin Maack, Franca Quecke, Claudio Rizzello, Marthe Ruddat, Sandra Schulz, Julia Stanek, Markus Suter, Verena Töpper, Nina Welter. **Autoren:** Jule Lutteroth, Marianne Wellershoff

GESCHICHTE Leitung: Dr. Eva-Maria Schnurr, Dr. Felix Bohr (stell.). **Redaktion:** Jonas Breng, Solveig Grothe, Christoph Gunkel, Dr. Katja Iken, Frank Patalong, Frank Thadeusz. **Autoren:** Rafaela von Bredow

CROSSMEDIA Leitung: Carolin Katschak, Anne Martin, Johanna Röhr, Benjamin Brand (stell.), Aleksandra Janewska (stell.), Leonie Voss (stell.). **Redaktion:** Ilyass Alaoui, Elena Bock, Sven Christian, Dennis Deumermeier (Teamleitung), Philipp Dreyer, Benjamin Eckert, Philipp Fackler, Simon Garschhammer, Natascha Gmür, Birgit Großekathöfer, Janita Hämmäläinen, Lucia Heisterkamp, Maria Herbst, Florian Hofman, Martin Jäschke (CvD), Heike Janssen, Arndt Jöns-Anders (CvD), Lenne Katka, Marco Kasang, Kim Ly Lam, Andreas Landberg, Fabius Leibrack, Sebastian Maas, Petra Maier, Marius Mestermann (Teamleitung), Jonathan Miske, Julia Parker, Luana Partimo, Fabian Pieper, Rachelle Pouplier, Robert Schüssler (CvD), Jerrit Schmidtke, Alexander Schmitt, Dirk Schulze (CvD), Maximilian Sepp, Sandra Sperber (Leitende Redakteurin), Marie Steffens, Regina Steffens, Martin Sünening (CvD), Christian Weber, Sebastian Wilke, Yasemin Yücel, Katharina Zingerle

DATEN & VISUALISIERUNGEN Leitung: Dr. Matthias Stahl, Klaus Neumann (stell.), Patrick Stofz (stell.); Anna Behrend, Holger Dambeck, Carla Greif-Huge, Guido Grigat, Max Heber, Ferdinand Holsten, Frank Kalinowski, Anna-Lena Korfmeier, Nina Krug, Chris Krut, Niklas Marienhagen, Gernot Matzke, Dawood Oshadi, Marcel Pauly, Bernhard Riedmann, Anna-Lena Scholz, Achim Tack, Alexander Trempler, Rina Wilkin, Christoph Winterbach, Mascha Zuder

DEIN SPIEGEL Leitung: Bettina Stiebel, Alexandra Claudia Bauer. **Redaktion:** Antonia Bauer, Claudia Beckschebe, Pelle Kohrs, Marco Wedig

SCHLUSSREDAKTION Christian Albrecht, Garand Aifels, Esther Bloch, Gesine Block, Regine Brandt, Ursula Junger, Birte Kaiser (Teamleitung), Dörte Karsten, Sylke Kruse, Stefan Moos, Sandra Pletsch, Fred Schlottelbeck, Sandra Waage

PRODUKTION Leitung: Angela Ölscher, Petra Thormann; Kathrin Beyer, Christoph Brügge, Linda Grimmke, Julia Kemp, Gesche Schäfer, Stefan Schmitt, Martina Treumann, Holger Uhlig, Valérie Wagner, Katrin Zabel

BILDREDAKTION Leitung: Jose Blanco, Maxim Sergienko; Claudia Apel, Tinka Dietz, Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Filiz Gebhardt, Niklas Hauser, Signe Heldt, Daniel Hofmann (Teamleitung), Andrea Huss, Rosa Kaiser, Jan Kappelmann, Carolin Klum, Theresa Lettner, Parvin Nazemi, Nicole Neumann (Teamleitung), Daniel Nide, Pia Pritzel, Inka Recke (Teamleitung), Jens Rensing, Oliver Schmitt, Ireneus Schubal, Erik Seemann, Henriette Simons, Anke Wellnitz, Lennart Wood

TITELBILD Teamleitung: Johannes Unselt; Suze Barrett, Torben Bockholt, Julia Gae

KORREKTORAT Leitung: Sebastian Hofer; Dr. Sebastian Bartosch, Bastian Bredtmann, Thomas Fuchs, Claudia Garcia, Matthias Reiser, Barbara Schulz-Kamm, Catrin Zander

SEO Teamleitung: Insa Winter; Alexandra Knappe, Bastian Widsch, Veronika Silberg, Heiko Stammel, Hanna Zobel

TELEFON

+49 (0) 40 3007-0
FAX -2246 (Verlag) | -2247 (Redaktion)
MAIL spiegel@spiegel.de

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

Berlin Alexanderufer 5, 10117 Berlin, Tel. 030 886688-100
Dresden Carotta Böttcher, Steffen Winter, Waigallböden 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0
Düsseldorf Markus Böhm, Alexander Demling, Tobias Großekemper, Torsten Klein, Miriam Olbrisch, Jägerhofstraße 19-20, 40479 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01

Frankfurt am Main Matthias Bartsch, Tim Bartz, Fellnerstraße 7-9, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680

Karlsruhe Dietmar Hipp, Stephaniestraße 30, 76133 Karlsruhe, Tel. 0711 22373

Leipzig Peter Maxwell, Postfach 310315, 04162 Leipzig

München Katrin Elger, Jan Friedmann (Koordination Nachrichten), Martin Hesse, Maria Marquart, Katharine Rydlink, Tim Schöber, Kathrin Werner, Rosental 10, 80331 München, Tel. 089 45459510

Baden-Württemberg Christine Keck

REDAKTIONSVERTRETUNGEN/KORRESPONDENTENBÜROS AUSLAND

Bangalore Laura Höflinger

Boston Dr. Claus Hecking

Brüssel Timo Lehmann, Benedikt Müller-Arnold, Britta Sandberg, Rue Le Tilt 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2306108, r.v.brussel@spiegel.de

Kairo Dunja Ramadan

London Christoph Giesen

Los Angeles Jonas Leping

Mexiko-Stadt Jens Glüsing (frei), Tel. +52 55 56630526

Moskau Christina Hebel, Glasowskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. +7 495 3637623

Nairobi Muriel Kalisch

New York Nicola Abé, Frank Hornig, Marc Pitzke, Bernhard Zand

Paris Leo Kilimann, René Pfister, 4, Rue Goethe, 75116 Paris

Peking Georg Fahrion, Maria Stöhr

Rio De Janeiro Gerald Traufetter (Chefkorrespondent)

San Francisco Simon Book

Sydney Anna-Lena Abbott, Johannes Korge

Tahiti Björn Hengst

Taipeh Cornelius Diekmann

Tel Aviv Thore Schröder, Dr. Aviv-Jaffa 6803466, Israel

Washington Julia Amalia Heyer, Britta Kollenbroich, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20045, Tel. +1 202 3475222

Wien Walter Mayr, Jörg Schindler

STÄNDIGE FREIE AUTOREN Dr. Andreas Bernard, Marian Blasberg, Christo Buschek, Ann Frank, Christo Grozev, Oliver Das Gupta, Jochen-Martin Gutsch, Aisa Haidar, Florian Haupt, Jasmin Löhrner, Juan Moreno, Wiebke Ramm, Anja Rützel, Josef Saller, Alexander Smolczyk, Ron Ulrich, Ines Zötl

DOKUMENTATION Leitung: Cordelia Freiwald, Kurt Jansson, Dr. Julia Lange (stell.), Dr. Gerret von Nordheim (stell.); Zahra Akhgar, Nikolai Antoniadis, Dr. Susmita Arp, Dennis Barg, Lars Böhm, Eva Bräth, Dr. Heiko Buschke, Almut Cieschinger, Johannes Eltschig, Catrin Fandja, Dr. Matthias Fett, Leonie Charlotte Geiger, Janine Große, Imko Haan, Chris Häuser, Thorsten Hanke, Dr. Dorothea Heinicke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Jonas Huggins, Bertold Huger, Stefanie Jockers, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Guseck, Roman Kierst, Anna Köster, Ines Köster, Marka Küpper, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt, Anna Sophia Martin, Dr. Andreas Meyhoff, Marvin Milatz, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Claudia Niesen, Sandra Ofner, Ulrike Preuß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Sara Maria Rinke, Friederike Röhreke, Dr. Eva Saß, Andrea Sauerber, Marko Scharlow, Mirjam Schlessarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Maria Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Anna Schwarz, Ulla Siegenthaler, Meike Stapf, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Dr. Marc Theodor, Andrea Tholl, Nina Ulrich, Louisa Uzun, Peter Wahle, Dr. Charlotte Weichert, Peter Wetter, Karl-Henning Windelband, Anika Zeller, Malte Zeller

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

ANZEIGEN Britta Ernich
Anzeigenpreisliste 2025
Mediaunterlagen: www.spiegel.media, www.igmedia.de

VERTRIEB Torben Sieb

HERSTELLUNG Silke Kassuba

DRUCK Mohn Media Gütersloh

MIX Papier FSC® C011124

GESCHÄFTSFÜHRUNG Thomas Hass (Vorsitzender), Stefan Ottitz

WEBSITE

spiegel.de
INSTAGRAM [instagram.com/spiegelmagazin](https://www.instagram.com/spiegelmagazin)
FACEBOOK facebook.com/derspiegel

SERVICE

LESERBRIEFE

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, www.spiegel.de/leserbrieft, Fax: 040 3007-2966, Mail: leserbrieft@spiegel.de
Vorschläge für die Rubrik »Hohlspiegel« nehmen wir auch gern per Mail entgegen: hohlspiegel@spiegel.de

HINWEISE FÜR INFORMANTEN

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung: Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg; Telefon: 040 3007-0, Stichwort »Investigativ«; Mail (Kontakt über Website): www.spiegel.de/investigativ. Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können. Der dazugehörige Fingerprint lautet: 6177 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

OMBUDSSTELLE Der SPIEGEL hat für Hinweise zu möglichen Unregelmäßigkeiten in der Berichterstattung eine Anlaufstelle eingerichtet: ombudsstelle@spiegel.de. Sollten Sie als Hinweisgeber dem SPIEGEL gegenüber anonym bleiben wollen, schreiben Sie bitte an den Rechtsanwalt Tilmann Kruse unter: hinweisgeber-spiegel@bmz-recht.de

REDAKTIONELLER LESERSERVICE Telefon: 040 3007-3540 Fax: 040 3007-2966 Mail: leserservice@spiegel.de

NACHDRUCKE IN MEDIEN ALLER ART Lizenzen für Texte, Fotos, Grafiken oder Videos Kontakt, Beratung: www.gruppe.spiegel.de/syndication und Bestellung: syndication@spiegel.de, Tel.: 040 3007-3540 für Deutschland, Österreich, Schweiz. Für alle anderen Länder: The New York Times Licensing, Simone Daley, Mail: simonedaley@nytimes.com, Telefon: +44 20 7061 3507, ISSN 0038-7452

NACHBESTELLUNGEN SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN sind unter amazon.de/spiegel innerhalb Deutschlands nachbestellbar.

HISTORISCHE AUSGABEN Historische Magazine Bonn, www.spiegel-antiquariat.de, Telefon: 0228 9296984

ABONNEMENT FÜR BLINDE Audioversion: Deutsche Blindenstudienanstalt e. V., Telefon: 06421 606265; elektronische Version: Frankfurter Stiftung für Blinde, Telefon: 069 9551240

ABONNEMENTSPREISE Inland: 52 Ausgaben € 343,20, Studenten Inland: 52 Ausgaben € 218,40, Auslandspreise auf Anfrage, Mengenpreise unter abo.spiegel.de/mengenpreise

ABONNENTENSERVICE Persönlich erreichbar Mo.–Fr. 8.00–19.00 Uhr, Sa. 10.00–18.00 Uhr SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070 Mail: aboservice@spiegel.de

ABONNEMENTSBESTELLUNG

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an: SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: 040 3007-3070, www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL

- ☐ für € 6,60 pro gedruckte Ausgabe
- ☐ für € 0,70 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur gedruckten Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,69)

Der Bezug ist monatlich kündbar. Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

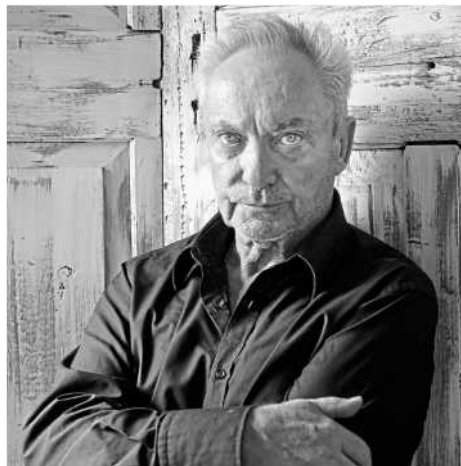
Name, Vorname des neuen Abonnenten
Straße, Hausnummer oder Postfach
PLZ, Ort
Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)
Ich zahle nach Erhalt der Rechnung. Hinweise zu AGB, Datenschutz und Widerrufsrecht finde ich unter www.spiegel.de/agb
Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten
SP-IMPR, SD-IMPR (Upgrade)



Jimmy Cliff

* 30.7.1944 † 24.11.2025

»Ich habe die Tore des Reggae geöffnet wie ein Schäfer«, beschrieb er einmal seine Rolle in der Musikgeschichte, »und alle meine Schafe sind hindurchgegangen.« Vor allem mit dem auf Jamaika spielenden Gangsterfilm »The Harder They Come« machte Jimmy Cliff das Genre 1972 international bekannt: Er spielte darin die Hauptrolle und war auf dem Soundtrack vertreten mit Songs wie »You Can Get It If You Really Want«. 1944 als James Chambers geboren, wurde er schon als Teenager mit Ska-Hits bekannt und vertrat die Karibikinsel bei der Weltausstellung 1964. Chris Blackwell von Island Records lockte ihn nach London. Cliff schrieb »Vietnam«, einen Protestsong, den Bob Dylan bewunderte. Im Laufe der Siebzigerjahre überholte ihn Bob Marley als Reggae-Ikone. Nach dessen Tod gelang Cliff mit »Reggae Night« ein Hit, über den Genrepuristen murrten. Doch Jimmy Cliff wollte sich nie von den Grenzen einer Stilrichtung oder der Rastafari-Religion einengen lassen. Seine Ballade »Many Rivers to Cross« wurde von Popstars gecovered; umgekehrt verdankte Cliff eine kommerzielle Hochphase in den Neunzigern Coverversionen, vor allem »I Can See Clearly Now«. Cliffs Version ist im Soundtrack zu »Cool Runnings« zu hören – der Komödie über ein jamaikanisches Bob-Team bei den Olympischen Winterspielen. 2013 wurde Cliff für »Rebirth« zum zweiten Mal mit dem Grammy für das beste Reggaealbum ausgezeichnet. Premierminister Andrew Holness sagte, der Musiker habe dazu beigetragen, dass Jamaika auf der Welt so respektiert werde. Jimmy Cliff starb im Alter von 81 Jahren an den Folgen einer Lungentzündung. FEB

Udo Kier

* 14.10.1944 † 23.11.2025

Der gebürtige Kölner wirkte an über 250 Film- und Fernsehproduktionen mit und schien mit keinem Genre Berührungängste zu haben: Horrorfilme, Werke von Rainer Werner Fassbinder, Hollywood-Blockbuster wie »Armageddon«, Musikvideos mit Madonna – alles dabei. Udo Kier machte eine kaufmännische Lehre, ging in den Sechzigerjahren nach London und lernte dort Filmleute wie Luchino Visconti kennen. Er bekam erste Rollen und schaffte den Durchbruch, als er in den Siebzigern in zwei Andy-Warhol-Filmen mitspielte. Der Schauspieler verkörperte Baron Frankenstein, Graf Dracula oder Adolf Hitler, verführerisch oder gefährlich – durch markante und amüsante Auftritte rettete er auch missglückte Filme. 1991 spielte er in Gus Van Sants Drama »My Own Private Idaho« einen schwulen Freier, war fortan immer wieder in amerikanischen Kinofilmen und TV-Serien zu sehen und zog nach Kalifornien. Von Kiers Sinn für Ironie profitierten viele seiner Darstellungen, pointiert zeichnete er seine Figuren. Gerade läuft der Politthriller »The Secret Agent« im Kino, der im Brasilien des Jahres 1977 spielt. Kier verkörpert darin einen Holocaustüberlebenden, und ihm gelingt es in nur einer Szene, eine komplexe Figur zu erschaffen. Udo Kier starb im Alter von 81 Jahren in Palm Springs, Kalifornien. LOB

Viola Fletcher

* 5.5.1914 † 24.11.2025

100 Jahre später konnte sie noch den Rauch riechen, die Schreie hören, die Leichen auf den Straßen sehen. Sie war eine der letzten Überlebenden des sogenannten Massakers von Tulsa 1921. Als Siebenjährige musste Viola Ford erleben, dass die Welt, in der sie sich am Vorabend schlafen gelegt hatte, nicht mehr existierte. Das Gerücht, ein schwarzer Mann habe versucht, eine weiße Frau zu vergewaltigen, hatte die Runde gemacht, eine haltlose Behauptung, wie sich später herausstellte. Ein weißer Mob marodierte stundenlang durch Greenwood in Tulsa, Oklahoma, und zerstörte über 1000 Wohnungen und Geschäfte in dem überwiegend von Schwarzen bewohnten Stadtviertel. Bis zu 300 Menschen kamen nach Schätzungen ums Leben. Die Familie floh, Viola konnte nur die Grundschule abschließen, sie arbeitete die meiste Zeit ihres Lebens als Dienstmädchen, heiratete, trennte sich und zog als alleinerziehende Mutter drei Kinder auf. Die Erinnerungen an das Massaker von Tulsa ließen Viola Fletcher nie los. Die Bewohner von Greenwood hätten an diesem Tag alles verloren, erzählte sie 100 Jahre später: ihre Wohnungen, Kirchen, Zeitungen – ihr Leben. Das Gedenken wurde lange kleingehalten, niemand wurde zur Verantwortung gezogen. Erst in den Neunzigerjahren begann eine systematische Aufarbeitung. Fletcher sagte 2021 vor dem US-Kongress aus. Die Klage auf Entschädigungen für die Opfer wurde zwar abgewiesen; im Juni 2025 kündigte der Bürgermeister von Tulsa indes an, die Stadt werde Reparationen leisten. Fletcher dürfte dies noch erfahren haben. Viola Fletcher starb im Alter von 111 Jahren. SCO

PERSONALIEN

»Wenn Streit beginnt, beide sofort nackt ausziehen«



Schauspieler Jan Josef Liefers, 61, und Schauspielerin Anna Loos, 55, sind seit mehr als 20 Jahren verheiratet. Ihr Geheimnis?

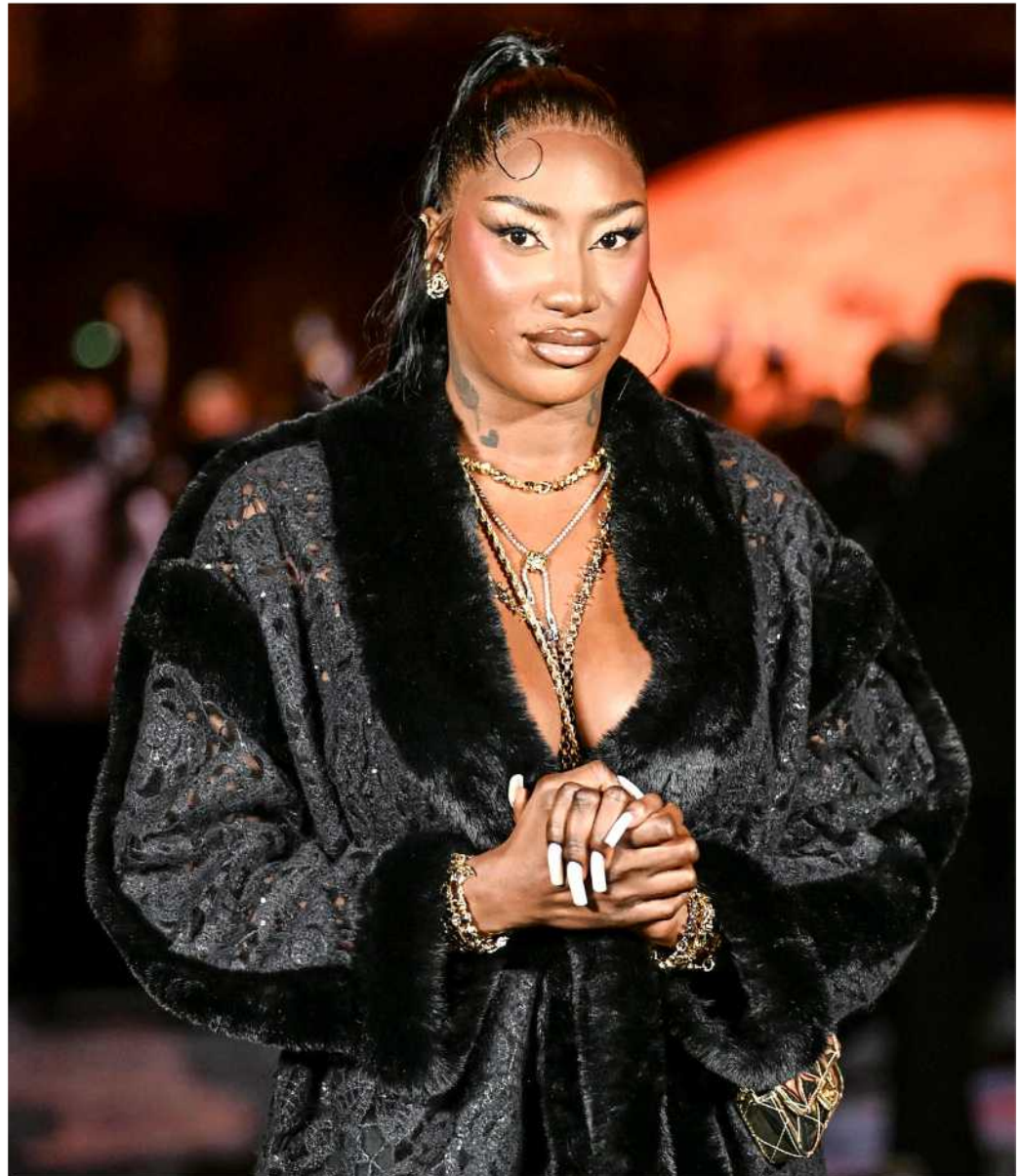
SPIEGEL: Frau Loos, Herr Liefers, was können langjährige Partner gegen die Kluft tun, die womöglich zwischen ihnen entsteht?

Liefers: Ein Tipp wäre das Monolog-Zwiesgespräch. Man trifft sich unverhandelbar einmal pro Woche – ohne Handys oder andere Ablenkung. Dann stellt man sich einen Wecker und jeder darf 30 Minuten lang allein sprechen, ohne unterbrochen zu werden. Das muss garantiert sein.

Loos: Du kannst auch 29 Minuten still dasitzen und nachdenken und am Ende nur einen Satz sagen. Das ist egal, die halbe Stunde gehört dir allein. Wer spricht, darf aber nur über sich reden, nicht über das Gegenüber.

Liefers: Ich habe aber noch einen Bombentipp. Wenn Streit beginnt, beide sofort nackt ausziehen, ins Bett legen und dort weiter streiten. Man kann sich unmöglich nackt im Bett liegend genauso streiten wie angezogen in der Küche.

Loos: Aber über all dem steht, dass man immer miteinander reden muss. Manchmal funktioniert das aber auch wortlos, durch einen Strauß Blumen. Bei mir jedenfalls. Klingt simpel, ist es auch. **ATZ**



Die Alphafrau

Sie ist ein Superstar des französischen R&B – doch **Aya Nakamura**, 30, in Mali geborene und im Pariser Vorort Aulnay-sous-Bois aufgewachsene Künstlerin, begegnen in ihrer Karriere immer wieder rassistische Kommentare. Hasswellen erlebte Nakamura etwa vor der Olympia-Eröffnung 2024 in Paris. Ihr Auftritt gemeinsam mit der Republikanischen Garde war dann einer der Höhepunkte der Feier. Für Diskussionen sorgt regelmäßig ihr Sprachstil: Sie mischt in ihren Songs Französisch mit malischen, englischen, arabischen und spanischen Elementen, erfindet teils neue Wörter, bricht Regeln – und verbindet so die Kulturen. Das verärgert Sprachpuristen, Fans begeistern sich dagegen für ihre Wortschöpfungen. Die Alphafrau, wie sich Aya Nakamura selbst in einem ihrer Lieder nennt, zieht auf ihrem neuen Album »Destinée« ein positives Fazit: Man habe Sachen gegen sie gesagt – »aber ich muss mich bei euch bedanken. Dank euch habe ich den Hype«. **PE**



Späte Reue

Sängerin und Schauspielerin **Barbra Streisand**, 83, gilt als Kunstliebhaberin – und bedauert in mindestens einem Fall, sich von einem Werk getrennt zu haben. »Wie sehr bereue ich es, verkauft zu haben«, schreibt Streisand in einem Instagram-Post über ein Gemälde des österreichischen Malers Gustav Klimt. Das Bild trägt den Titel »Ria Munk auf dem Totenbett« und zeigt die Österreicherin Maria »Ria« Munk, die 1911 Suizid beging. Auf dem Instagram-Foto sitzt Streisand auf einem Sofa, neben ihr steht das Gemälde. Auch zwei Werke von Egon Schiele sind zu sehen. 1964 hat Streisand mit einem Matisse ihre Sammlung eröffnet, andere berühmte Maler folgten, darunter ein Van Gogh. Den Klimt habe sie im Jahr 1969 für 17.000 Dollar gekauft, schreibt Streisand. Das sei ihr »damals wie eine Menge Geld« vorgekommen. Knapp 30 Jahre später habe sie das Gemälde aber verkauft – offenbar um in andere Kunst zu investieren: Sie habe begonnen, sich für den US-amerikanischen Architekten Frank Lloyd Wright und die Arts-and-Crafts-Bewegung zu interessieren. Wie viel sie für das Bild Ende der Neunziger bekommen hat, verrät sie nicht. Heute wäre es aber vermutlich sehr viel mehr wert. Kürzlich ist Klimts »Bildnis Elisabeth Lederer« im Auktionshaus Sotheby's für 236,4 Millionen Dollar (rund 204 Millionen Euro) versteigert worden. Damit ist es das teuerste je versteigerte Werk in der Unternehmensgeschichte von Sotheby's. Das Foto, das Streisand mit »Ria Munk auf dem Totenbett« zeigt, stammt ihr zufolge aus einem Buch ihrer Assistentin. Es heißt: »Man sollte niemals Kunst verkaufen, die man liebt«. ESW

UND DAVON KANN MAN LEBEN?

Essen gegen Rheuma



Strahlend, energiegeladener – dass **Julia Klein**, 31, fast zwei Jahrzehnte lang an Rheuma litt, ist kaum zu glauben. Seit nunmehr neun Jahren sind Symptome wie schmerzhaft geschwollene Gelenke verschwunden. Wie das gelang, wie schwer der Weg war und was sie dabei aß und bis heute isst, teilt sie auf Instagram. Fast 790.000 Menschen folgen dem Account juleklein, auf dem sich alles um anti-entzündliche Ernährung dreht. Bis sie 20 Jahre alt war, musste Klein Medikamente nehmen. Eine krasse Ernährungsumstellung erlaubte ein Ausschleichen. Alternativmedizinisch oder gar esoterisch ist Klein nicht unterwegs. »Ich bin dankbar, dass es die Schulmedizin gibt«, sagt sie, aber »noch dankbarer, heute keine Spritzen mehr zu brauchen«. Ihr Business läuft gut, sie beschäftigt vier freie Mitarbeiter. KS

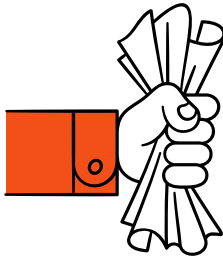


Pauken zur Entspannung

Er ist einer der Hauptdarsteller der erfolgreichen Amazon-Serie »Maxton Hall« – und zugleich Medizinstudent: **Damian Hardung**, 27, musste in den vergangenen Jahren zwei Großprojekte unter einen Hut bringen. Er selbst sieht das eher als Vorteil denn als Belastung: »Für mich ist es irgendwie notwendig, um bei Verstand zu bleiben«, sagte er dem Magazin »People«. In der zweiten Staffel der Serie ringt Hardungs Figur James Beaufort mit Schuld und Trauer, weil er seine Freundin Ruby Bell nach dem Tod seiner Mutter betrogen hat. Während der Dreharbeiten von Juni bis September 2024 sei es ihm nicht möglich gewesen durchzuatmen. »Ich glaube, ich habe mich erst danach wirklich entspannt«, so Hardung im Interview. »Das habe ich getan, indem ich einfach das Land verlassen und viel gelernt habe.« Das Pauken war für den Schauspieler ein willkommenes Ausgleich: Hätte er einfach den nächsten Dreh absolviert oder nur eine Pause gemacht, wüsste er nicht, »ob ich da wieder herausgekommen wäre«. Das Studium gebe ihm etwas, worauf er sich konzentrieren könne. »Es ist eine andere Welt, in die ich eintauchen kann«, sagte er. »Ich brauche es, und ich schöpfe daraus, so fühlt es sich an.« Hardung, der 2015 mit der Vox-Krankenhausserie »Club der roten Bänder« einem breiteren Publikum bekannt geworden war, hat inzwischen sein zweites Staatsexamen geschrieben. Bald steht Medienberichten zufolge das Praktische Jahr an. »Ich habe wieder richtig Bock auf Lernen«, sagte er schon Anfang November. »Ich habe das Gefühl, sonst werde ich dümmer.« BBR

POSTEINGANG

UNSER KRITIKER



»Lasst doch den NDR mehr das linke Spektrum bedienen«

Der Leser Klaus Steinvorth aus Norderstedt hat den Artikel »Sind die noch zu retten?« über die Existenzkrise der Öffentlich-Rechtlichen von Vicky Bargel, René Pfister und Anton Rainer kritisiert. René Pfister hat mit ihm gesprochen.

SPIEGEL: Herr Steinvorth, was hat Ihnen an unserer Titelgeschichte nicht gefallen?

Steinvorth: Ich finde, die Meinungsvielfalt und Ausgeglichenheit des Programms sollten durch die gesamte ARD gewährleistet werden und nicht durch die einzelnen Rundfunkanstalten. Lasst doch den NDR mehr das linke Spektrum, den BR mehr das rechte Spektrum bedienen.

SPIEGEL: Mein Eindruck aus der Recherche ist, dass viele in der ARD nicht mehr daran glauben, dass diese Art der Ausgewogenheit funktioniert – weil auch der Bayerische Rundfunk nicht mehr das konservative Gegengewicht zum eher linken NDR und WDR sein will.

Steinvorth: Wenn der BR nicht mehr das konservative Gegengewicht sein will, darf er sich nicht über den eher linken NDR und WDR beschweren.



BRIEFE

Wirklich gute Bücher sind rar

Nr. 48/2025 Titel: Die besten Bücher des Jahres

Jetzt ist der SPIEGEL wieder so, wie ihn sich sicher der weit überwiegende Teil der treuen Leserschaft wünscht, wenigstens die etwas Älteren. Die Schrift ist wieder besser lesbar – auch ohne Lesebrille. Danke dafür. Und die inhaltliche Thematik ist auch gelungen, unter anderem das Neue: ein eigener SPIEGEL-Buchpreis. Bravo.

Hans-Jürgen Jakobs, Ottobrunn (Bayern)

Ich habe direkt nach »See der Schöpfung« noch einen weiteren Roman von Rachel Kushner gelesen, »Ich bin ein Schicksal«, eine Knastgeschichte. Beide sind absolut lesenswert, die Frauen in ihren Büchern sind einfach tough, cool, ernst, witzig, schlagfertig, der Stil unsentimental und aufwühlend zugleich.

Thomas Claußen, Hannover (via Debatte)

Man kann diesen Roman auch als überschätzt und mit nur mäßigen Spannungsbögen versehen bezeichnen – relevant scheint mir aber anderes zu sein: Der Plot ist ganz offensichtlich an den Einsatz des britischen Undercover-Cops Mark Kennedy vor circa 20 Jahren angelehnt.

Die real existierende Kommune liegt im französischen Dorf Tarnac und wurde mit dem Buch »Der kommende Aufstand« auch in Deutschland populär. Kennedy war Angehöriger der britischen Spitzereinheit SDS. Diese Spezialagenten schreckten nicht davor zurück, sexuelle Beziehungen mit ihren Zielpersonen einzugehen. Kushner dreht dieses System zwar insoweit, indem sie Kennedy in ihrem Roman eine weibliche Identität verleiht. Dieses Vorgehen erreicht aber trotz aller literarischen Freiheit nicht die notwendige Sensibilität gegenüber den Opfern solcher sexualisierten Gewalt. Diese Gewalt wird von der Autorin relativ billig, romanhaft verwertet.

Sven Lindemann, Berlin

So toll ist das Buch von Kushner nicht. Teilweise wichtigtuerisch, amerikanisch-arrogant, voller Ressentiments gegenüber Europa. Aber wirklich gute Bücher sind rar.

Dr. Ralph Detzel, Ehingen (Bad.-Württ.)

KORREKTUREN

Zum Leitartikel »Der Unkontrollierbare« in Heft 46/2025, Seite 6: In Heft 47/2025 wurde unserem Leser Ernst-Martin Klein aus Bielefeld ein falscher Brief zugeordnet. Der eigentliche Verfasser des abgedruckten Briefs ist Denis Ivanov aus Offenbach am Main. Wir bitten um Entschuldigung und veröffentlichen hier den Brief von Herrn Klein: Frau Korbaki kritisiert Außenminister Wadephul dafür, dass er nicht in Nibelungentreue die unmenschlichen und unchristlichen Forderungen seines Kanzlers zur »Rückführung« von Geflüchteten aus Syrien in ein zerstörtes, unbewohnbares Land nachplappert und unterstützt. »Wenn Unrecht Recht wird, wird Widerstand zur Pflicht!« Meine Sympathie gilt Minister Wadephul, einem Politiker mit Rückgrat!

Zu »Mit dem Kopf an die Wand« in Heft 47/2025, Seite 50: Statt Rosenquarz muss es Quarzgänge heißen.

Politische Satire der alten Schule

Nr. 47/2025 Kolumne: Alternative für Russland

Herr Feldenkirchen, das ist wirklich politische Satire der alten Schule, messerscharf und zielgenau hat sie die Sache intelligent auf den Punkt gebracht, sodass ich mir mit meiner Definition als »Russenknechte« schon etwas prollig vorkomme. Der Verweis auf die russischen Farben im AfD-Logo ist einfach nur genial. Chapeau!

Dieter Vernickel, Wismar (Meckl.-Vorp.)

Warum wird nur jeder, der auch nur ansatzweise in den Beziehungen zu Russland Alternativen zu einem Krieg sucht, ohne Wenn und Aber an den Marterpfahl gestellt und als Putin-Verehrer oder -Freund betitelt? Geht es in unserer Denke denn nur noch um Kriegsfähigkeit und Krieg?

Dietmar Sobottka, Chemnitz

Es reicht doch

Nr. 47/2025 Sahara Wagenknechts Tag des Rückzugs

Super: eine Doppelseiten-Story über die Stalinistin und Putin-Versteherin. Süß – »Ihre Pumps klackern auf dem Marmorboden.« Die permanente Berichterstattung über Sahara Wagenknecht im SPIEGEL ist widerlich. Es reicht doch, wenn sie sich in den Talkshows tummelt.

Alfred Kolzuniak, Salzgitter

Soeben hat hierzulande die fünfte Jahreszeit begonnen. Deswegen erlaube ich mir, pointiert auf das Thema Sahras Welt und ihren BSW einzugehen. Diese Parteieugründung war von Anfang an ohne inhaltliche Tiefenschärfe ausgestattet. Man kann nämlich weder bei gewissen Themen Wagenknechts ehemalige Mitstreiter scharf links überholen noch gleichzeitig mit genauso platten rechtspopulistischen Meinungen der AfD das Wasser abgraben. Dieses Kauderwelsch funktioniert eben nicht und stabilisiert eher die

Originale. Dagegen war das Programm der einstigen APPD (Anarchistische Pogo Partei Deutschlands) fast schon genial. Die forderten ziemlich klar verständlich »Freibier für alle«. Selbst von solcherart vorzüglichen satirischen Einlagen ist diese vor rund zwei Jahren mit viel Tamtam entstandene und wenig Substanz ausstrahlende Gruppierung weit entfernt. Fazit: Es wird nicht viel übrig bleiben von dem Verein.

Roland Barwinsky, Hirschberg (Thür.)

Der Artikel von Linda Tutmann über Sahara Wagenknecht wirkt wie eine Bestätigung sämtlicher Klischees und bleibt dabei nicht bei Kritik, sondern greift zur Diskreditierung. Eine demokratische Debatte verdient mehr Fairness. Wagenknecht steht für gründliche Analyse, Empathie, Rückgrat und echtes Verantwortungsbewusstsein – Eigenschaften, die viele in der Politik heute vermissen. Statt der Frage nachzugehen, ob Wagenknecht »inszeniert« sei oder »unnahbar« wirke, wäre es hilfreicher, ihre politischen Vorschläge und Entscheidungen nüchtern einzuordnen. Kritik ist legitim – aber sie sollte sich auf belegbare Fakten stützen, nicht auf Unterstellungen. Eine lebendige Demokratie benötigt keinen Abschied von unliebsamen Stimmen, sondern faire Debatten über Inhalte.

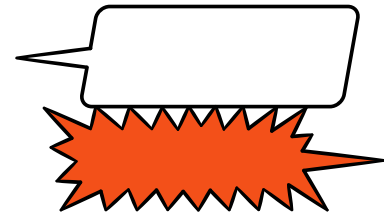
Corinna Wilde, Grafing (Bayern)

Kaum noch zu übertreffen

Nr. 47/2025 SPIEGEL-Gespräch mit Innenminister Alexander Dobrindt über seinen Kurs der Härte

Sei es nun die Aussage von Herrn Merz über das Stadtbild, indem er Frauen und Töchter für seine Zwecke instrumentalisiert. Ein Herr Jens Spahn, der von der patriotischen Pflicht syrischer Bürger spricht. Oder jetzt auch ein Herr Alexander Dobrindt, der an menschenunwürdigen Aussagen in Ihrem SPIEGEL-Interview kaum noch zu übertreffen ist. Ich bin fassungslos. Ich frage mich, wie

DEBATTE



Gibt es im öffentlich-rechtlichen Rundfunk ausreichend Meinungsvielfalt?

53% Ja

Nein 47%

Stimmabgaben: 5796

Täglich können Sie im Debatten-Ressort auf SPIEGEL.de über aktuelle Fragen diskutieren. Hier sind ausgewählte und gekürzte Antworten:

Ja

»Auf jeden Fall. Wer es lieber konservativer möchte, ist bei der ARD gut aufgehoben. Wer es etwas sozialer möchte, schaut ZDF.«

Michael Ott

Nein

»Natürlich gibt es im ÖRR nicht genügend Meinungsvielfalt, und das ist für ein zwangsfinanziertes System ein fundamentales Legitimitätsproblem.«

Siegfried Herzog

Sagen Sie auch digital
Ihre Meinung –
auf SPIEGEL Debatte:



DRAHT IN DIE REDAKTION

Welchem Thema sollte DER SPIEGEL mehr Aufmerksamkeit schenken? Worüber soll dringend berichtet werden?

Schreiben Sie an: draht@spiegel.de oder per Post an:

DER SPIEGEL / Draht, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

HOHLSPIEGEL

»Euronews«-Nachricht auf msn.de:

**Tanzender Roboter begrüßt Putin:
Er will 38 neue Atomreaktoren
bauen**

Aus der »Oberhessischen Presse«:

„Wer früher stirbt, spart“
Gemeinde Wohratal erhöht die Friedhofsgebühren über vier Jahre

Von der Website der »Berliner Morgenpost«
über Adolf Hitler und das Kallmann-Syndrom:

»Bereits 2015 wurde bekannt, dass Hitler
nur einen funktionalen Hoden
gehabt, beziehungsweise sich sein zweiter
Hoden nie abgesengt haben soll.«

Aus dem E-Paper der »Neuen Zürcher
Zeitung am Sonntag«:

15%
Dieser Zollsatz soll für Importe aus
der Schweiz in die USA gelten.
Damit halbiert sich der Satz von
bisher 39% beinahe.

Spammail mit Werbung für ein
Nahrungsergänzungsmittel:

100 % Gewichtsverlust dank Ketose! 🟢

Hinweis in einem Café in Gummersbach (NRW):

**Die Benutzung der Toilette ist nur
für Kunden**
Keine Kunden zahlen bitte 1,00 €

Eingesandt von Leserinnen und Lesern. Bitte schicken
Sie Ihre Vorschläge an: hohlspiegel@spiegel.de

Herr Dobrindt selbst bei Aussagen wie »Wir haben ... auch dafür gesorgt, dass es keinen verpflichtenden Rechtsbeistand für Menschen in Abschiebehaft mehr gibt« da noch in den Spiegel schauen kann. Vom SPIEGEL hätte ich an manchen Stellen eine noch kritischere Fragestellung erwartet. Vielleicht hätten Sie das Gespräch auch einfach beenden können mit »Herr Dobrindt, wir danken Ihnen für dieses menschenverachtende Gespräch.«

Luisa Frisch, Augsburg

Vollkommen empathielos verbeißt sich Dobrindt in Migranten, ohne die etwa unser Krankenhaus- und Pflegesystem zusammenbrechen würde. Um sein inhumanes Ziel zu erreichen, ist ihm jedes Mittel recht. Da werden auch fragwürdige Geschäfte mit Kriminellen, den Taliban, gemacht. Sein Ziel, der AfD die Wähler wegzunehmen, wird er damit nicht erreichen. Die AfD sieht sich nur unterstützt von seinem Maßnahmenpaket. Aber immerhin sorgt er dafür, dass die Brandmauer zum Ende der Legislaturperiode ihren Kippunkt erreicht.

Michael Danders, Bochum

Bäm!

Nr. 47/2025 Die AfD hat Staat und Gesellschaft schon verändert

Als ehemalige Studentin von Herrn Heitmeyer war dieser Beitrag für mich natürlich Pflichtlektüre. Es ist zurzeit absolut notwendig zu beleuchten, dass und wie der Kulturkampf seitens der AfD und ihres Umfelds funktioniert. Gerade weil die Autoren das einfach und nachvollziehbar erläutert haben, ist die hoffentlich erschreckende und aufrüttelnde Wirkung des relativ kurzen Debattenbeitrags umso größer. Dem Thema dürfte mal ein SPIEGEL-Titel gewidmet werden. Vielleicht auch unter Einbeziehung der Frage, wie Netzwerke sogenannter Männerrechtler aus dem rechten Spektrum in Justiz und Jugendämtern bereits die Theorie durchgesetzt haben, dass Mütter die Kinder vom Vater entfrem-

den. Auch das ist ein Aspekt des Kulturkampfes, bemüht um die breite gesellschaftliche Rekonstruktion eines konservativen Familienbildes. Das sind keine Einzelthemen, sie gehören zusammen.

Heike Pabst, Bad Oeynhausen (NRW)

Wer nach diesem brillanten Essay auf Einsicht bei den Verantwortlichen hoffte, wird durch den vorletzten Satz bitter enttäuscht. Was um Himmels willen hat nur die Bundeszentrale für politische Bildung geritten, das Buch abzulehnen? Wenn schon dort ängstlich der vorausseilende Gehorsam praktiziert wird, weil auch hier das Gebot der Neutralität als Fetisch missbraucht werden könnte, ist es wirklich bereits schlimm um unsere demokratischen Institutionen bestellt. Das Konzept der inneren Infizierung scheint bereits aufzugehen. Man mag sich gar nicht ausmalen, welche Repressionsformen folgen, wenn diese Bücklingshaltung in den einschlägigen Institutionen weiter um sich greift.

Hans-Dieter Schabram, Berlin

Bäm! Die Autoren Heitmeyer und Frankenberg legen auf zwei Seiten alles dar, was man über die AfD wissen muss. Die Beweise ihrer menschenverachtenden und für alle schädlichen Agenda? Liegen sämtlich auf dem Tisch. Valide Analysen zu den Wahlmotiven? Ebenfalls. Die bisherigen Versuche der Politik, die AfD kleinzuhalten? Krachend gescheitert. Wir schauen uns gerade selbst dabei zu, wie wir der rechten Katastrophe erneut die Türen weit öffnen. Die einen mit offenen (und weinenden) Augen, die anderen mit schlafenden. Und die AfD natürlich laut lachend. Wie bekommen wir das Ruder rumgerissen? Macht doch bitte ein Themenheft daraus.

Regina Abeld, Mayen (Rhld.-Pf.)

Leserbriefe bitte an:leserbriefe@spiegel.de

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter SPIEGEL.de zu archivieren.

FAMILIENALBUM



»Bei der Einstellungsuntersuchung musste ich in die Knie gehen«

Rosemarie Wrede-Grischkat, 90, aus Mühlthal über den Traum vom Fliegen und die frühen Jahre bei der Lufthansa

Das Bild wurde im Januar 1959 vor unserer »Lufthansa Super Constellation« aufgenommen, vor dem Rückflug von Teheran nach Beirut. Meine Lufthansa-Zeit hatte im Juli 1957 mit dem »9. Flugbegleiter-Lehrgang« in Hamburg begonnen. Wir waren 22 Teilnehmende. Es gab 2000 Bewerbungen – Flugbegleiterin galt damals als Traumberuf.

Der Lehrgang dauerte nur sechs Wochen. Doch man brauchte Abitur, Erfahrung im Umgang mit fremden Menschen, Hochdeutsch sowie zwei Fremdsprachen fließend, sollte aus »guter Familie« sein, ledig, Größe für uns Mädels: mindestens 165, maximal 172 Zentimeter. Ich war einen Zentimeter zu lang und musste bei der Einstellungsuntersuchung in die Knie gehen. Meinen ersten Flug erinnere ich noch: ein Ausbildungsflug mit Flugschülern aus Bremen. Fast allen wurde schlecht. Später flog ich regelmäßig nach New York und Chicago. Während der Aufenthalte dort konnten wir viel unternehmen. Besonders nach den Beirut-Flügen haben wir uns die Finger geleckert. Wir sind dort an den Strand gegangen, haben Kurztrips nach Luxor oder Jerusalem gemacht.

Ich genoss besonders den Umgang mit Menschen und die fremden Kulturen. Zum Beispiel flogen wir mal eine Regierungsdelegation aus Teheran raus. Die Herren aßen ihre Frühstückseier mit Schale, das war alles interessant. Besonders beliebt waren wir Flugbegleiterinnen bei den Amerikanern: Zu dieser Zeit gab es einen Hype um das »deutsche Fräuleinwunder«: Wir schminkten uns, trugen moderne Frisuren und relativ kurze Röcke. Und ich rauchte Zigarillos. Aber wir konnten nicht nur gut aussehen (mindestens so gut wie die Pan-Am-Ladys), sondern wir ackerten auch wie die Maurer.

Nach zweieinhalb Jahren heiratete ich den wohl letzten Junggesellenkapitän der Lufthansa. Damit war die Zeit als Flugbegleiterin für mich vorbei. Als verheiratete Frau durfte ich nicht mehr fliegen. Ich bekam Kinder, später studierte ich Germanistik und Politik, machte mich als Beraterin für internationale Businessetikette selbstständig, schrieb Bücher, für die ich in China, Japan und vielen anderen Ländern recherchierte. Ich habe mich dort immer unters Volk gemischt. Das Interesse an anderen Kulturen ist mir geblieben.

Aufgezeichnet von Dialika Neufeld

Sie haben auch ein Bild, zu dem Sie uns Ihre Geschichte erzählen möchten?
Schreiben Sie an: familienalbum@spiegel.de

WAS DAS LEBEN ZUM KLINGEN BRINGT



Hardcover: 256 Seiten - 24,00 € (D) - Auch als E-Book erhältlich

Musik hat die Macht, uns im tiefsten Inneren zu berühren. Als universelle Sprache verbindet sie Menschen auf der ganzen Welt, doch sie kann noch viel mehr. Ullrich Fichtner, vielfach ausgezeichnete Journalist und Musikliebhaber, geht der transformativen Kraft von Musik auf den Grund: Sie macht uns nicht nur glücklicher, sondern steigert auch unsere Gesundheit, unsere Intelligenz und Sozialkompetenz. Ein wahrer Lesegenuss, der zeigt, wie wir die Macht der Musik nicht nur genießen, sondern auch nutzen können – das ganze Leben lang.

DVA
www.dva.de

SPIEGEL
Buchverlag

»Jeder Baum, der fällt, schmerzt«

Der Kohleausstieg ist längst beschlossen, das Sündenwäldchen am Tagebau Hambach wurde trotzdem gerodet. Umweltschützer Dirk Jansen trauert.

SPIEGEL: Herr Jansen, Sie mussten sich gerade vom Sündenwäldchen verabschieden, einem kleinen Waldstück am Rande des Tagebaus Hambach, das von RWE abgeholzt und gerodet wurde. Wie geht es Ihnen damit?

Jansen: Es frustriert mich – weil ich die Zerstörung dieses Waldstücks für unnötig halte. Jeder Baum, der fällt, schmerzt mich persönlich.

SPIEGEL: Hätte das Sündenwäldchen gerettet werden können?

Jansen: Es geht nicht mehr um die Kohle, die dort im Boden liegt. Die wird nicht mehr benötigt: Nordrhein-Westfalen hat beschlossen, früher aus der Förderung auszusteigen als geplant. Das war ein Riesenerfolg der Klimabewegung. Lützerath hat das nicht gerettet, dafür große Teile des Hambacher Forsts.

SPIEGEL: Warum musste das Sündenwäldchen trotzdem weg?

Jansen: Der Energiekonzern RWE argumentiert, dass das Sündenwäldchen gerodet werden musste, um dort Kies und Sand abbauen zu können. Damit wollen sie die Böschung des geplanten Sees stabilisieren. Der See, der entsteht, wenn man den Tagebau Hambach eines Tages mit Wasser flutet.

SPIEGEL: Sie sind skeptisch?

Jansen: Wir glauben, dass es andere Möglichkeiten gegeben hätte. Die Braunkohle liegt im Rheinischen Revier sehr tief, teilweise mehr als 400 Meter in der Erde. RWE baggert bis zum äußersten Rand des erlaubten Gebiets, dadurch dürfte die Abbruchkante sehr steil werden. Wenn Wasser hineinläuft, droht das Ufer wegzubrechen. Wir glauben, dass RWE schonender hätte vorgehen können. Aber das wäre teurer gewesen.



David Klammer / laif

Naturschützer Jansen:

»Das hört mit dem Renteneintritt nicht auf«

SPIEGEL: Das Sündenwäldchen war zuletzt nur etwa einen Hektar groß, nicht mehr als eine kleine Ansammlung von Bäumen.

Jansen: Aber es war wichtig für das Ökosystem vor Ort. Die Tiere im Hambacher Forst – unter anderem zahlreiche Vogel- und rund 2000 Käferarten – sind durch das Sündenwäldchen in die benachbarte Steinheide gelangt. Nun ist dieser Weg abgeschnitten. Auch Bechsteinfledermäuse, die ja mittlerweile berühmt geworden sind, haben das Sündenwäldchen als Zwischenstopp benutzt. Dort gab es unersetzliche Quartiere.

SPIEGEL: Sie hatten versucht, die Abholzung des Sündenwäldchens gerichtlich zu stoppen.

Jansen: Das Oberverwaltungsgericht in Münster hat entschie-

den, dass die Rodung des Wäldchens erlaubt ist. Das müssen wir akzeptieren – auch wenn ich kaum hinsehen kann, wenn Bäume abgeholzt werden. Mich befremdet die Effizienz dieser Zerstörungsmaschinen.

SPIEGEL: Wie meinen Sie das?

Jansen: Einen Baum zu fällen, geht verdammt schnell: In wenigen Minuten verschwindet, was über 100 Jahre gewachsen ist. Das ist schon brutal. Der verbleibende Teil des Sündenwäldchens wurde innerhalb eines einzigen Tages vernichtet. Am Abend stand kein einziger Baum mehr. Nach der Rodung bleibt nur noch Brache. Danach kommen die Bagger.

SPIEGEL: Bis zuletzt hatten sich Aktivisten in Baumhäusern in dem Wäldchen verschanz. Die Polizei hat das Gebiet geräumt.

Jansen: Das ist sehr geordnet und friedlich verlaufen – auch die Polizei hat dazugelernt. Die waren perfekt vorbereitet.

SPIEGEL: Haben Sie selbst einmal in so einem Baumhaus übernachtet?

Jansen: Nein. So habe ich meine Rolle auch nie interpretiert. Der Wald wird hier vor Ort abgeholzt – aber die Entscheidung trifft die Landesregierung in Düsseldorf. Da müssen wir einwirken, das ist die Aufgabe von Lobbyorganisationen wie meiner.

SPIEGEL: Sie verabschieden sich in diesen Tagen auch von Ihrem Berufsleben. Sie gehen in Ruhestand, nach 35 Jahren beim BUND.

Jansen: Wir erleben gerade einen großen Rollback in der Umwelt- und Klimapolitik. Das macht mir Sorgen. Der Kohleausstieg, der für 2030 in Nordrhein-Westfalen beschlossen war, steht plötzlich infrage. Und bald rollen wohl auch wieder Castor-Transporte. Ich dachte, wir wären längst weiter. Meine Nachfolgerin wird viel zu tun haben.

SPIEGEL: Sie klingen ernüchtert.

Jansen: Ein großer Teil unseres Stroms stammt noch immer aus Braunkohle, Steinkohle und Gas, also aus fossilen Klimakillern. Ich sehe die Schwaden der Kühltürme von meinem Bürofenster aus. »Bis zur Rente haben wir die Energiewende geschafft«, das war lange mein Ziel. Jetzt muss ich mir eingestehen: Das hat nicht geklappt.

SPIEGEL: Wie sieht der Ruhestand eines Naturschützers aus?

Jansen: Ich werde ehrenamtlich weitermachen. Ich habe mehr als mein halbes Leben gegen den Kohleabbau gekämpft – das hört mit dem Renteneintritt nicht auf!

Interview: Miriam Olbrisch

5



52 Wochen lesen, 50 % sparen

Fakten statt Fake News: Bleiben Sie bestens informiert – mit Analysen, Hintergrundinformationen und Einordnungen.



Einfach Zugriff sichern unter:
abo.spiegel.de/52wochen

Nur 2,99 € pro Woche in den ersten 52 Wochen. Danach 5,99 € pro Woche.
Vierwöchentlich abgerechnet und kündbar.



„Flexibilität
heißt,
auf jede Situation
vorbereitet zu sein.“

Thomas März | Bergführer

**Kompetenz zahlt sich aus.
Auch bei der Geldanlage**

Wir reagieren immer flexibel und passen uns schnell an aktuelle Verhältnisse an den weltweiten Kapitalmärkten an. So helfen wir Ihnen, mit Investmentfonds mehr aus Ihrem Geld zu machen. Schon ab 25,- Euro im Monat.

Aus Geld Zukunft machen



Die Verkaufsprospekte, die Anlagebedingungen und die Basisinformationsblätter der Fonds erhalten Sie kostenlos in deutscher Sprache bei allen Volks- und Raiffeisenbanken oder direkt bei Union Investment Service Bank AG, 60329 Frankfurt am Main, oder auf www.union-investment.de/downloads. Stand: 15. Januar 2025

Lassen Sie sich hier beraten:



Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken

Sparda-Bank



BESTSELLER

Serien

Was war so gut an
»Stranger Things«?

Musik

Hania Rani
vertont den Krieg

Literatur

Am Schreibtisch
mit John Irving

A close-up portrait of actor Josh O'Connor. He has dark, curly hair and a light beard. He is looking directly at the camera with a slight, enigmatic smile. His right hand is raised, with his fingers gently touching his right eye and cheek. He is wearing a dark-colored sweater with horizontal stripes in olive green and white. The background is a solid, warm orange color.

»Ich will ein
Geheimnis bleiben«

Schauspieler **Josh O'Connor** erobert Hollywood



*Im Buchhandel
und überall, wo es
Kalender gibt*

Der neue Kalender 2026

53 Wochen voller faszinierender Einblicke in die wegweisende Epoche der Renaissance

Begeben Sie sich auf eine Zeitreise in die Welt der großen Entdecker, bahnbrechenden Erfindungen und einzigartigen Kunstwerke. Von Leonardo da Vincis visionären Flugapparaten über die revolutionäre Buchdruckkunst Gutenbergs bis hin zu Raffaels meisterhaften Fresken. Entdecken Sie, wie diese Epoche Europa veränderte und den Weg in die Moderne ebnete.

- Maße: 25 x 35,5 cm
- Spiralaufhängung

Besuchen Sie uns im Internet:
www.harenberg-kalender.de

In Kooperation mit:

Harenberg



Essayist Schreiber

Titel

Josh O'Connor S. 4
Der britische Hollywoodstar versteckt sich hinter seinen Rollen. Wir haben ihn in London gesprochen.

Bücher

Der sanfte Essayist S. 8
Daniel Schreiber schreibt unaufgeregt über Themen wie Einsamkeit oder Liebe und erreicht damit ein überraschend großes Publikum.

Neue Bücher S. 10
Noch kein Weihnachtsgeschenk? Wir empfehlen drei Bücher, die sich unbedingt lohnen.

Am Schreibtisch mit ... S. 12
John Irving. Der große Romancier verrät seine Schreibroutinen.

Bestsellerlisten Hardcover S. 14, 16

Autorin der Ausgabe: Patti Smith S. 15

Kolumne: Die Buchtherapie S. 17
Anja Rützel liest Rachel Cusk gegen die Angst, zur Statistin zu werden.

Bestsellerliste Essen und Trinken S. 28

Kolumne: Die Kochprobe S. 29
Barbara Supp macht Forelle, die aussieht wie eine Himbeerrolle

Kolumne: Und das soll ich lesen? S. 30
Keller & Hammelehle diskutieren über die Gewinnerin des Deutschen Buchpreises.

Filme & Serien

»Stranger Things« S. 20
Bevor die letzte Staffel kommt, blickt unser Popkritiker nostalgisch zurück – auf eine große Serie und die Achtzigerjahre.

Neue Filme und Serien S. 22
Noch nichts vor an den Weihnachtsfeiertagen? Man kann ja auch fernsehen. Oder ins Kino gehen.

Kinocharts S. 23

Musik

Neoklassik S. 24
Hania Rani hat ein erstaunlich experimentelles Album aufgenommen, in dem sie den Krieg vertont. Wir haben sie getroffen.

Neue Alben S. 27
Noch nichts vor auf der Zugfahrt in die Heimat an Weihnachten? Dann hören Sie doch hier mal rein.

IMPRESSUM

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

Herausgeber

Rudolf Augstein (1923 bis 2002)

Chefredaktion

Dirk Kurbjuweit (V.i. S. d. P.), Thorsten Dörting, Cordula Meyer

Leitung Derivate

Dr. Susanne Weingarten

Redaktion Xaver von Cranach

Gestaltung Helllo – Büro für Gestaltung

Bildredaktion Jens Rissing

Titelbild Suze Barrett

Chef vom Dienst Jörn Sucher

Schlussredaktion Gesine Block, Birte Kaiser, Sandra Pietsch, Fred Schlotterbeck

Organisation Kathrin Maas

Produktion Linda Grimmecke

Herstellung Silke Kassuba, Jan Reeger

Objektleitung Manuel Wessinghage

Anzeigen Britta Ermrich

Anzeigenpreisliste 2025

Mediaunterlagen

www.spiegel.media

Geschäftsführung

Thomas Hass (Vorsitzender), Stefan Ottlitz

Druck appl druck GmbH, Wemding



www.blauer-engel.de/uz195

Dieses Druckerzeugnis ist mit dem Blauen Engel ausgezeichnet

RMO

Die nächste Ausgabe von SPIEGEL BESTSELLER erscheint am 13. März 2026.



Schauspieler O'Connor: »Eine Möglichkeit, der Welt schöne Dinge zu zeigen«

Was er macht, ist Kunst

Kino Diesen Herbst gehen gleich vier Filme mit Josh O'Connor in der Hauptrolle an den Start. Gleichzeitig versucht er, zu verschwinden. Wir haben ihn trotzdem getroffen.

Etwas, das man vor einem Interview nun wirklich nicht hören möchte, ist, wie schweigsam das Gegenüber werden könnte. Wie lustlos. Wir hatten gerade zusammen »Wake Up Dead Man: A Knives Out Mystery« gesehen und sprachen darüber, wen wir aus dem Cast interviewen würden. Die britischen Journalistenkollegen hatten mitleidig geguckt. Josh O'Connor? Oh, der sei schwierig, hieß es. Vor allem am Ende eines Interviewtags sage er eigentlich gar nichts mehr. Einen Tag später, auf dem Flur eines Londoner Luxushotels sitzend, ist die Erwartungshaltung also nicht besonders hoch.

Josh O'Connor sieht ein bisschen aus wie ein Lehrer, als er in einem rosa Wollpullover mit einer weißen Katze darauf, schwarzer Anzughose und Loafers aus Leder die Tür öffnet. In der Suite, in der wir uns treffen, ist das Licht gedimmt, die schwere Holztür sperrt den Lärm aus. O'Connor reicht höflich die Hand. Während des Interviews ist er ungewöhnlich interessiert, vor allem für jemanden, von dem es heißt, er bekäme seinen Mund nicht auf. Er ist zugewandt, lacht viel, hört aufmerksam zu. Immer wieder baut er kurze Pausen ein, um nachzudenken und dann überraschend präzise auf die Fragen zu antworten. Er ist energiegelad und fokussiert, mit anderen Worten: Er verhält sich komplett anders, als es mir vorhergesagt wurde. Vielleicht liegt es daran, dass er dieses Mal keinen Indie-Film, sondern einen Blockbuster der »Knives Out«-Serie vorstellt. Vielleicht ist es die Uhrzeit. Vielleicht ist es einfach die Tatsache, dass er Spaß daran hat, sich nicht auf ein bestimmtes Image festlegen zu lassen. Vielleicht wählt er seine eigene Interview-Persona so aus wie seine sehr unterschiedlichen Rollen.

Josh O'Connor kommt eigentlich vom Theater, das er seine »erste Liebe« nennt. 2011 hat er seinen Abschluss an

der Bristol Old Vic Theatre School gemacht. Heute wird er in den Top Ten der Absolventen der Schule geführt; folgt dort auf Olivia Colman, Patrick Stewart und Daniel Day-Lewis – größere Fußstapfen gibt es eigentlich nicht.

So richtig berühmt wurde O'Connor 2019 – mit der wohl britischsten aller Rollen: In der Netflix-Serie »The Crown« spielte er in zwei Staffeln den jungen Prinz Charles. Er wollte das erst gar nicht, sagte er mal. Er verstehe sich als liberaler Linker, der Monarchie könne er nichts abgewinnen. Eine Sache an Charles' Leben faszinierte O'Connor

»Als würden zwei Welten aufeinanderprallen.«

dann aber doch: dass der heutige König von England sein Leben lang auf den Tod der Mutter warten musste, um sein eigenes Dasein überhaupt erst mit Sinn aufzuladen. O'Connor nahm die Rolle also an – und gewann dafür einen Emmy und einen Golden Globe.

In diesem Herbst wird er in vier Filmen die Hauptrolle spielen. In »Rebuilding« wird er ein Cowboy sein, dessen Ranch bei einem Brand zerstört wird. In »The Mastermind« ein trotteler Kunst- räuber. In »The History of Sound« ein Komponist, der sich in einen Musikkonservateur verliebt, dann aber 1917 in die Armee eingezogen wird. Und im Krimi-Franchise »Knives Out« ein Priester.

Geboren wurde O'Connor im britischen Cheltenham, wuchs dort als mittlerer von drei Brüdern auf. Sein Vater, inzwischen pensioniert, war Englischlehrer. Seine Mutter kümmerte sich um die Kinder. O'Connor ging nach London, spielte unter anderem am National Theatre und übernahm erste Fernsehrollen. Breitere Bekanntheit erlangte er, als er 2017 die Rolle des schwulen Schafzüchters Johnny Saxby in Francis Lees

Filmdrama »God's Own Country« übernahm. Zur Vorbereitung hat er wochenlang auf einer Farm gelebt – und bei rund 150 Schafgeburten assistiert.

Das Landleben, das liebe er, sagt O'Connor. Deshalb sei er von London wieder in die Nähe seiner Familie gezogen. Er habe sich nach einem Garten gesehnt, nach Ruhe. Gärtnern, so schwärmt er, sei seine große Leidenschaft. O'Connor tastet nach seinem Handy, würde gern Fotos seines Gartens zeigen, doch das Telefon liegt oben in seinem Zimmer.

Er habe sich auch nach seiner Familie gesehnt, sie sei sein »Inner Circle«. Das Zusammensein mit seinen Eltern, Brüdern und Nichten beschreibt er als das »wirkliche Leben«. Was denn ein unwirkliches Leben sei, will man wissen. »Der rote Teppich, die Kameras – das ist fast eine fiktive Welt.« So richtig gespürt habe er das im Mai in Cannes. Weil dort gleich zwei seiner neuesten Filme im Wettbewerb liefen, habe er seine Eltern mitgenommen.

Es gibt Fotos, wie die Familie O'Connor auf dem roten Teppich posiert, lacht, einander im Arm hält. Doch gefallen habe ihm das Verschmelzen des privaten und des beruflichen Josh nicht: »Da gab es ein paar Momente, in denen ich meine Eltern angeschaut habe und dachte: »Was machen wir hier eigentlich?« Das war, als würden zwei Welten aufeinanderprallen. Ich mochte das nicht.« Er würde rote Teppiche zu 100 Prozent skippen, wenn er könnte. Was bei anderen kokett klingen könnte, glaubt man ihm sofort.

Er wirkt immer noch mehr wie ein Theaterschauspieler, als dass seine Ausstrahlung »Hollywoodstar« schreit. Das liegt auch an der Auswahl seiner Rollen. O'Connor spielt mal Hochglanz und mal Arthouse. Er wählt Figuren, die so gut zu ihm passen, dass er gern in sie eintaucht. Über sich selbst verrät er wenig.

O'Connor tritt neben der Schauspielerei selten in Erscheinung. Es fällt



Szene aus »La Chimera«: Hollywood trifft Arthouse

schwer, ihn sich in Unterhosen mit Six-pack für Calvin Klein posierend vorzustellen. Er war mal das Kampagnengesicht der Luxusmodemarke Loewe. Aber die Zusammenarbeit fußte vermutlich eher auf seiner Freundschaft zu Loewes früherem Kreativdirektor Jonathan Anderson als auf O'Connors Wunsch, Model zu werden. Die Bilder sind mondan und unaufgeregt. O'Connor, wie er Gustave Flauberts »Madame Bovary« liest. O'Connor, wie er eine Auster in die Kamera hält. Auf den wenigsten Bildern sieht man O'Connor lachend. Meist schaut er nachdenklich in die Kamera oder knapp an ihr vorbei. Die Werbefotos wirken damit wie die Verlängerung von O'Connors Rollen. Als O'Connor in Luca Guadagninos Melodram »Challengers« sehr attraktiv Tennis spielte, kümmerte sich Anderson ums Kostüm.

Nun bringt die Schauspielerei aber ja Prominenz und Glitzer mit sich. Wie sehr beeinflusst ihn der Ruhm also? Nicht so sehr, sagt O'Connor. Er habe Glück gehabt, dass sich seine Karriere langsam entwickelt habe. »Ich bin nicht viral gegangen, das kam alles nicht über Nacht. Ich konnte mich einleben.«

Trotzdem ist O'Connor mittlerweile so berühmt, dass Paparazzi ihn ablich-

ten. O'Connor, wie er durch New York läuft, O'Connor im Urlaub. Auf den Bildern wirkt es meist, als würde er die Kameras nicht registrieren. Vielleicht liegt das daran, dass O'Connor kein Social Media hat. Er bekommt womöglich nicht mit, welche Fotos von ihm geteilt werden. Oder dass es auf TikTok Videos von ihm gibt, die mit »Habe gerade eine Schicht von über 12 Stunden in der ›Ich liebe Josh O'Connor‹-Fabrik hinter mir« überschrieben sind. Und dass bei Instagram jemand einen Account mit dem Namen »Josh O'Connor News« betreibt.

Es ist nicht so, als hätte O'Connor kein Interesse an Instagram. Er habe es jedoch vor einiger Zeit gelöscht, weil es ihm »einfach überhaupt nichts gebracht« habe. »Ich habe Instagram am Anfang geliebt. Es war eine weitere Möglichkeit, der Welt schöne Dinge zu zeigen: eine Keramik, die ich gesehen hatte. Oder einen Baum, den ich mochte. Ich fotografiere und bastle gern. Instagram war in gewisser Weise ein zusätzliches Ventil, ein Sammelalbum.«

Es sei schön gewesen, diese Dinge mit Freunden und Familie zu teilen. Und zu Beginn auch mit den Fans. »Ich dachte: ›Oh, vielleicht sehen sie dann

noch diese andere Seite von mir.« Doch dann sei sein Account größer und größer geworden. Er habe, so sagt es O'Connor, immer mehr den Druck verspürt, über die Filme zu posten, die er drehe. Öffentlichkeitsarbeit zu machen. Dafür habe er Instagram aber nie nutzen wollen. »Es sollte kein Marketinginstrument sein. Es sollte dort eigentlich nie um mich gehen. Ich wollte den Menschen eigentlich nur etwas Schönes zum Anschauen geben.« Er liebe es, Kunst außerhalb seiner Filme zu schaffen.

Kunst. Darum geht es bei Josh O'Connor eigentlich immer. Es ist das Thema, das ihn auf seinem Stuhl herumrutschen lässt. Bei dem er viel mehr gestikuliert, als man gedacht hätte, weil er in seinen Rollen meist die Schultern hängen lässt oder den Kopf einzieht.

Er habe sich nie nur als Schauspieler gesehen, sagt er. Die Schauspielerei sei zwar das, was ihn immer tragen werde, aber es gebe so viele andere Dinge, »die mir ebenso Freude bereiten und die ich gern für andere mache«. Was zum Beispiel? »Ich sticke und töpfere viel.«

O'Connor ist damit zum Beispiel einer neuen Männlichkeit geworden. Leiser, emotionaler, ohne Machismen und mit Interessen, die dem Männlich-

keitsklischee widersprechen. In »The History of Sound« spielt er zum zweiten Mal einen schwulen Mann. Vom »Guardian« nach einem Rat für sein 21-jähriges Ich gefragt, sagte er: »Such dir einen Therapeuten.« Zur Therapie gegangen zu sein, bezeichnete er als »mit das Beste, was ich je getan habe«.

O'Connors Suche nach dem Kunstvollen zeigt sich vor allem in dem Projekt, auf das er wohl am stolzesten ist: dem italienischen Arthouse-Drama »La Chimera«. O'Connor habe schon ewig mit Regisseurin Alice Rohrwacher arbeiten wollen, sagte er mal. Mehrere Fanbriefe habe er an sie geschickt. Rohrwacher sei die Schöpferin seiner Lieblingsfilme. Er habe alles gegeben, um einen Kontakt zu ihr zu bekommen. Er schaffte es – und nennt Rohrwacher heute seine beste Freundin.

Auch in unserem Interview bringt O'Connor »La Chimera« von sich aus auf. Er habe die Geschichte unbedingt erzählen müssen – und dafür extra Italienisch gelernt. »Dieser Film – das war einfach ich.«

In »La Chimera« spielt O'Connor einen britischen Archäologen, Arthur, der im Italien der 1980er-Jahre sein Geld als Grabplünderer verdient. Anders als seine Bandenkollegen ist Arthur von den etruskischen Keramiken fasziniert und nicht an deren Wert interessiert. Und eigentlich ist da auch etwas ganz anderes, das Arthur quält: die Suche nach der Seele seiner verstorbenen Verlobten – und nach einer Verbindung ins Jenseits zu ihr.

Regisseurin Rohrwacher sagte, sie habe die Rolle eigentlich an einen älteren Schauspieler geben wollen, dann aber das Drehbuch auf O'Connor passend umgeschrieben. Wie Archäologe Arthur liebt O'Connor Keramiken. Seine Großmutter war Keramikerin. Etwa ein Jahr bevor er »La Chimera« drehte, starb sie. Heute sagt er: »Ich glaube, dass Drehbücher und Charaktere auf eine Art spirituelle Weise genau dann auftauchen, wenn man sie braucht. Sie beantworten oft eine Frage, auf die man unbewusst eine Antwort sucht.«

Und wenn er jetzt in »Wake Up Dead Man« einen erschreckend frommen Priester spielt, was sucht er da? »Es ging – ähnlich wie bei »La Chimera« – um Spiritualität, Glaube, Zweifel, Hoffnung, Vergebung und Versöhnung.

All diese Dinge schwebten irgendwie unbewusst in mir herum. Ich glaube, Priester Jud hat mir erlaubt, sie ein bisschen in mir zu öffnen.«

Er habe Glück, dass er auswählen könne, welche Projekte er überhaupt machen wolle. Denn mit ihm drehen wollen offenbar alle: aktuell zum Beispiel Steven Spielberg.

Damit das so bleibt, wolle er nun eine Schauspielpause einlegen, sagt O'Connor. Immerhin würden im Herbst vier Filme mit ihm ins Kino kommen. Das sei doch wirklich ganz schön viel. Er wolle etwas verloren gehen. Wieder Theater spielen. Auch um noch ein wenig ein Geheimnis zu bleiben.

Ein Geheimnis? Warum?

»Na ja, ich denke, man kann die Welt mit Josh überschwemmen, wenn man zu viel macht. Wenn man nicht so viel über mich weiß, dann kann man auch nicht zu viel von dem Typen haben.«

Trotz aller Bescheidenheit, die O'Connor ausstrahlt, offenbart er damit die Strategie, wie er die Kontrolle über sein Image zu behalten versucht: Um weiterhin die kunstvolle Indie-Bandbreite in seinen Projekten halten zu können, darf er nicht zu viel von sich preisgeben. Vor allem wenn er tatsächlich die Rolle übernehmen würde, für die sein Name immer mal wieder fällt: James Bond. Bislang zeichnet sich O'Connors Schauspielkunst dadurch aus, gänzlich hinter seinen Charakteren zu verschwinden, sich selbst unsichtbar zu machen und umgekehrt nicht auf ein Rollenbild festgelegt zu werden. Aber gelänge ihm das auch, wenn er den berühmtesten Agenten der Welt mimen würde? Bestätigt ist bislang nichts. In London sagt O'Connor nur, dass er sich nicht auf ein Genre beschränken wolle.

Eine Rolle loszuwerden, obwohl die Figur jeder kennt, das ist O'Connor allerdings schon einmal gelungen. Obwohl er mit der Verkörperung von Prinz Charles – einer der berühmtesten zeitgenössischen Figuren – bekannt geworden ist, konnte er ihn unmittelbar nach seinem Ende bei »The Crown« wieder abschütteln. Man sah später nicht den britischen Royal als Archäologen durch Italien stolpern oder in »Challengers« mit Zendaya flirten. Man sah aber auch O'Connor nicht.

Annina Metz

SCHÖNER SCHREIBEN

50 neue literarische Glanzlichter



Hardcover · 208 Seiten · 20,00 € (D) · Auch als E-Book erhältlich

Seit vielen Jahren präsentiert Hauke Goos in seiner beliebten SPIEGEL-Kolumne »Schöner schreiben« meisterhafte Beispiele der deutschen Sprache: markante Sätze aus Romanen, berührende Auszüge aus Briefen oder kraftvolle Passagen aus Reden, die zeigen, wie elegant das Deutsche sein kann. Dieser Band versammelt 50 neue, teils unveröffentlichte Kolumnen über Franz Kafka, Elfriede Jelinek, Otfried Preußler, Brigitte Reimann, Gotthold Ephraim Lessing, Saša Stanišić und viele andere mehr.



Bereits erschienen

DVA
www.dva.de

SPIEGEL
Buchverlag

Der Sanfte

Sachbuch Daniel Schreiber wechselt vom großen Ganzen ins Private und umgekehrt. Mit seinen Essays begeistert er eine neue Generation von Lesern. Wie macht er das?

Ein Autor geht durch den Wald oder betrachtet ein Stück Natur, fängt an zu denken. Und verarbeitet schreibend, was das Außen mit dem Inneren macht. Sei es Goethe, Novalis oder Hesse, diese Verbindung von Natur und Selbst reicht quer durchliterarische Gattungen, abgeändert nach Moden und Epochen.

So macht es auch der Schriftsteller Daniel Schreiber in seinem neuen Essayband »Liebe! Ein Aufruf«: »Ein Schritt nach dem anderen. Ein Atemzug nach dem anderen. Über mir schloss sich das immer noch helle Grün der frühlingshaften Buchen zu einem lockeren Blätterdach, der Waldweg, den ich schon oft genommen hatte, war in das sanfte Spiel des Lichts getaucht.« Der Autor und Ich-Erzähler des Essays lustwandelt durch den ihm bekannten Wald nahe dem Seminarhaus, in dem er regelmäßige Schreibworkshops gibt.

Der 48-Jährige genießt die Natur mit allen Sinnen, erinnert sich an Pilze, Waldmeister und Roten Fingerhut zu den verschiedenen Jahreszeiten, bis ihn plötzlich eine schmerzliche Erkenntnis überkommt, die er sonst verdrängt: »Mir war die Fähigkeit abhandengekommen, die Welt zu lieben.« Wie umgehen mit dem Gefühl von Ohnmacht, Angst und Lähmung im Jahr 2025, das von multiplen Krisen geprägt ist?

Ausgehend von dieser Frage, sinnt Schreiber unter Zuhilfenahme verschiedenster Denkerinnen und Denker über die politische Kraft der Liebe. Ob mittelalterliche Theologen wie Augustinus und Meister Eckhart, Friedensikonen wie Mahatma Gandhi und Martin Luther King oder Intellektuelle des 20. Jahrhunderts wie Erich Fromm, Thomas Mann und Hannah Arendt: Schreiber fängt bei ihnen an und kommt dann immer wieder auf

zutiefst persönliche Erfahrungen zurück.

Auf diese Art und Weise hat er etwas geschafft, was im deutschen Literaturbetrieb bislang als unmöglich galt: erfolgreiche Essays schreiben, die den Leserinnen und Lesern auch noch als Distinktionsmerkmal dienen können.

Daniel Schreiber wuchs in Mecklenburg-Vorpommern auf, in seinen Büchern beschreibt er die Scham, der (seines Wissens nach) einzige schwule Junge auf dem Provinzgymnasium zu sein, die Angst vor den umherziehenden Springerstiefel-Gangs. Diese Traumata und ihre Folgen verarbeitet er in seinen Büchern. Bevor er mit den Essaybänden bekannt wurde, studierte Schreiber unter anderem Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, lebte in New York, schrieb eine Susan-Sontag-Biografie und arbeitete als Journalist.

Einem breiteren Publikum wurde Schreiber während der Coronapandemie mit seinem Essay »Allein« (2021) bekannt. Es war für viele das Buch zur Pandemie: In »Allein« ging er der Frage nach, wie die Pandemie alleinstehende Menschen isolierte. Schreiber fragte nicht nur: »Aber kann man allein, ohne romantische Beziehung, wirklich ein gutes Leben führen?« Sondern auch, welchen Wert Freundschaften haben: »Ich hatte immer in dem Glauben gelebt, dass meine Freundinnen und Freunde eine unkonventionelle, erweiterte Familie für mich darstellten. Dieser Glaube kam mir in der Pandemie abhanden.«

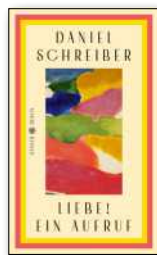
Daniel Schreiber kommt oft etwas abhanden. In »Liebe!« ist es die Liebe zur Welt, in »Allein« sicher geglaubte Lebenskonzepte, in »Zeit der Verluste« ein Vertrauen in die Zukunft (»Fast automatisch beginnt sich unser Gespräch um unser Gefühl zu drehen, dass uns so etwas wie der selbstverständliche Blick in

die Zukunft endgültig abhandengekommen zu sein scheint«). Ausgehend von diesem Abhandenkommen, ergründet er sein Inneres und die Welt, in der sich dieses Innere befindet.

Damit schreibt er sich in eine Literaturtradition ein. Schon 1902 entwarf Hugo von Hofmannsthal den fiktiven Poeten Lord Chandos, der in einer Sinnkrise war: Chandos konnte sich selbst, sein Dasein und die Welt um sich herum nicht mehr beschreiben. Er ließ ihn in »Ein Brief« schreiben: »Mein Fall ist in Kürze dieser: Es ist mir völlig die Fähigkeit abhandengekommen, über irgendetwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen.«

Dieses Unvermögen in Anbetracht der von politischen und persönlichen Krisen geprägten Welt nimmt Daniel Schreiber auf. Darin scheint ein Teil seines Erfolgs begründet zu sein: Schreiber präsentiert sich nicht als Problemlöser, sondern als suchendes Subjekt, das versucht, sich in dieser Welt zurechtzufinden. Indem er extrem persönliche Momente teilt, etwa die Abstürze während seiner Zeit als Alkoholiker, wenn er sich völlig verkatert in die Badewanne legen musste, oder schambehaftete Emotionen wie das Gefühl von Einsamkeit ausspricht, trifft er einen Nerv im Zeitalter von Social Media. Er präsentiert sich in seinem Werk selbst, wie es auch online gerade gängig ist: schreibt von Therapien, Traumata, Körperarbeit. Nimmt den Leser oder die Leserin mit aufs Sofa, wenn er strickt.

Dass dieses intime Grundrauschen nicht cringe wird, liegt zum einen daran, dass Schreiber nach den meisten persönlichen Anekdoten wieder aufs große Ganze zu sprechen kommt. Nur manchmal wird es belanglos, wenn Beschreibungen seltsam genau, aber überhaupt nicht zielführend sind: »Wenn ich auf dem Balkon saß und rauchte – es war mir, nachdem ich vier Jahre zuvor wieder damit angefangen hatte, noch immer nicht gelungen, damit aufzuhören ...«



Daniel Schreiber:
Liebe! Ein Aufruf.
Hanser Berlin;
160 Seiten.



Autor Schreiber: Es könnte doch noch besser werden

Schreibers Fans können sich in seinen Büchern zu Hause fühlen. Sie erkennen seine New Yorker Wohnung in Park Slope wieder, wenn er sie in mehreren Büchern erwähnt, kennen Episoden aus seinem Aufwachsen. Sie erkennen sich in ihm wieder, wenn er nach längerer Pause zurück auf die Yogamatte findet und dann doch den Drive verliert, das Rauchen aufgibt, nur um erneut anzufangen. Dass er oft im Präteritum schreibt, verstärkt den Effekt, hier nicht belehrt zu werden, sondern einem sehr privaten Geschichtenerzähler beiwohnen zu dürfen. Das klingt dann so: »Ich war unfähig, auch nur eine Zeile zu schreiben. Obwohl ich wusste, dass es eine dumme Idee war, fing ich wieder mit dem Rauchen an. Das, was an Routine in meinem kleinen Londoner Alltag existiert hatte, verflüchtigte sich, als wäre es nie da gewesen.«

Auf Instagram adressiert Schreiber seine Leser mit der ihm eigenen sanften

Art: »Hey there, happy Sunday, ich hoffe, es geht euch gut«, sagt er gern in die Kamera, bevor er Gedanken oder Buchempfehlungen teilt. In einem Post kündigte er »Liebe!« an und sagte, es sei sein bisher wichtigstes Werk. Tatsächlich kulminieren in dem Buch viele Gedanken, die Schreiber schon in seinen vergangenen Essays beschäftigt haben. Zum einen die Klimakrise, die Frage nach einer gerechten Gesellschaft und letztlich auch die Frage nach einem guten, erfüllten Leben.

Das neue Buch scheint sehr schnell geschrieben worden zu sein, so steht es in der Danksagung, so fühlt es sich beim Lesen an. Teils liest es sich wie eine Mischform aus Tagebucheintrag und Hausarbeit im Fach Politikwissenschaft, wenn in langen Schachtelsätzen Analysen vorgenommen werden: »Im Zuge der neoliberalen Revolution der vergangenen Jahrzehnte wurde nicht

nur von den konkreten, überaus erfolgreichen fiskalischen Maßnahmen Abstand genommen, auf denen der Wohlstand des industrialisierten Nordens beruhte, sondern auch von den Ideen, die zum Ergreifen dieser Maßnahmen führten.« Schreiber schafft es eigentlich sonst, komplexe Gedanken gut lesbar und niedrigschwellig zu verpacken.

Wie auch in den vorangehenden Büchern wählt Schreiber seine Zitate pointiert aus, durch die Einbettung verschiedener Denkerinnen und Denker, die seine Argumentationen stützen, schafft er etwas, was ihm eigen ist: Bei der Lektüre von Schreibers Essays wird Leselust geweckt, es wird deutlich, dass Bildung ein Wert an sich ist, wie schön das Nachdenken über Menschen sein kann, indem man sich in Texte aus verschiedensten Epochen stürzt. Schreiber vermittelt seinen Lesern nicht das Gefühl, zu wenig zu wissen, sondern dass es noch so viele Texte zu entdecken gibt. Auch das ist etwas, das in der heutigen Instagram-Literaturwelt ein großes Thema ist: Man will lesen, aber man schafft es nicht. Schreiber hilft einem dabei, wieder damit anzufangen.

Bei Schreiber wirkt das nicht wie Namedropping, weil Literatur eng mit seinem Leben verknüpft ist. Auch wenn ihm wirklich zu jeder Gelegenheit zufällig ein Text einfällt (»Ich musste an ... denken« kommt sehr häufig vor), wirkt es nicht aufgesetzt, weil er nun mal Literaturwissenschaftler ist. Bloß am Ende von »Liebe!« fallen ein paar Namen etwas gehäuft und hektisch.

Dennoch ist das Buch eine Bereicherung. Immer wieder gelingt es ihm, zu zeigen, dass er mit Liebe als politischer Kraft kein naives »Wird schon werden« meint, sondern eine begründete Form der politischen Praxis. Darin liegt die Stärke des Buchs: Schreiber legt dar, warum und wie jeder Einzelne dazu beitragen kann, in dieser Welt, die bereits verloren scheint, einen Unterschied zu machen. Und das ist wahrscheinlich ein weiteres Erfolgsmerkmal von Daniel Schreiber. Egal, wie schlimm es um ihn selbst stehen mag, egal, wie unerbittlich er das System kritisiert, er schließt stets mit einem versöhnlichen Ton, dass es doch noch besser werden könnte – die Welt und man selbst.

Anna Weiß

Neue Bücher



Autorin Baltasar

Roman

Ungewöhnliche Systemkritik

Eva Baltasar: *Mammut*. Übersetzt von Petra Zickmann. Schöffling & Co.; 112 Seiten; 20 Euro.

● Für die Ich-Erzählerin in »Mammut« ist Sex bloßes Mittel zum Zweck. Besessen von dem Wunsch, ein Kind auszutragen, zu spüren, wie es in ihrem Körper entsteht, schläft die lesbische Frau mit Männern. Ihr kalkulierte Vorgehen ist ein Widerspruch in sich. Denn eigentlich will sie dem kapitalistischen Hamsterrad entfliehen – und kann sich doch nicht von dessen analytischer Denkweise lösen. »Mammut«, so heißt der jüngst auf Deutsch erschienene Roman der katalanischen Autorin Eva Baltasar. Es sind 112 Seiten ungewöhnliche Systemkritik und interessant für diejenigen, die im marxistischen Lesekreis mit neuer Lektüre Eindruck machen wollen. Statt einem Nine-to-five-Job in Barcelona nachzugehen, giert die Ich-Erzählerin nach einem Urzustand, in dem Essen, Schlaf und Sex den Alltag bestimmen. Sie zieht aufs Land, in ein verlassenes Haus, um das sich blaue Berge »wie ein Kontinent« türmen. Mitten im Nirgendwo stellt das nackte Überleben plötzlich einen Kraftakt

dar. Zurückgeworfen auf existenzielle Tätigkeiten wie Holzhacken und Brotbacken, spürt die Ich-Erzählerin eine neue Lebenslust. »Es ist, als würde ich mich auflösen, weil ein wiedererwachtes uraltes Ich, ein fossiles Ich, jetzt Anspruch auf mich erhebt«, denkt sie nach tagelangen Versuchen, streunende Katzen von dem Anwesen zu verjagen. Ihr Schwangerschaftswunsch lässt sie auch nach dem Umzug nicht los. Sie schläft mit zufällig vorbeiziehenden Wanderern und ihrem Nachbarn, bis sich ein Kind in ihr zu regen beginnt. »Mammut« bildet den Abschluss von Eva Baltasars Triptychon über Frauen in der modernen Gesellschaft; der zweite Teil »Boulder« stand 2023 auf der Shortlist des International Booker Prize. Mit »Mammut«, das in Spanien bereits 2022 erschienen ist, liegt zum ersten Mal ein Werk auf Deutsch vor. Endlich. Es ist vor allem Eva Baltasars Schreibstil, der diesen schmalen Roman so lesenswert macht. Die Suche nach einem Naturzustand spiegelt sich in der leidenschaftlichen, brachialen Sprache wider. Am Schluss scheitert der Fluchtversuch an der Ich-Erzählerin. Zu tief sitzt die kapitalistische Mittel-Zweck-Logik, der sie sogar die eigene Wollust unterordnet. Ein unberührter Naturzustand scheint mit den Mammuten ausgestorben. Sophia Coper

Psychologie

Bahnbrechend gut kommuniziert

Bertolt Meyer: *Anders*.

Was wir aus der Psychologie über den Umgang mit Unterschieden lernen können. Ullstein; 352 Seiten; 22,99 Euro.

● Wie fühlt es sich an, anders zu sein als die Mehrheit? Und wie geht die Mehrheit mit dieser Andersartigkeit um? Der Psychologieprofessor Bertolt Meyer nähert sich seinem Thema aus zwei Perspektiven: aus der des Wissenschaftlers, der an der Technischen Universität Chemnitz zu Vielfalt in Gesellschaft und Arbeitswelt forscht. Und aus der des Privatmenschen, der ohne linken Unterarm geboren wurde, mit einem Mann verheiratet ist und eine Zeit lang als Deutscher in der Schweiz gelebt hat, ein akademischer Gastarbeiter.

Meyer sieht die Psychologie als Werkzeug, um die Gesellschaft zu entpolarisieren. Er erklärt die Funktion von negativen Stereotypen: Sie reduzieren Komplexität, sparen Energie und Zeit. »Unser Gehirn ist ein kognitiver Geizhals.« Sie stützen den eigenen Selbstwert, festigen die eigene Identität. Ausgehend davon diskutiert er mögliche Gegenstrategien: mehr Kontakt mit Andersartigkeit, mehr Sichtbarkeit von Körpern und Identitäten, die bislang selten sichtbar sind. »Die Aufgabe unserer Zeit ist nicht, Unterschiede unsichtbar zu machen, sondern sie auszuhalten.« Meyer liefert in seinem Buch keine bahnbrechend neuen Erkenntnisse, aber er kommuniziert sie bahnbrechend gut. »Agree to disagree« heißt ein Fernsehformat, das er moderiert – sich darauf einigen, uneinig zu sein. Wann wäre eine solche Botschaft wichtiger als zur Weihnachtszeit? Tobias Becker



Professor Meyer

Literatur

Ein Geschenk aus England

David Szalay: *Was nicht gesagt werden kann*. Claassen; 384 Seiten; 25 Euro.

● Der Booker Prize für den besten englischsprachigen Roman des Jahres ging Mitte November an ein Buch namens »Flesh«. Dass dieses Buch, verfasst hat es David Szalay, nun unter dem Titel »Was nicht gesagt werden kann« ohne allzu großen Wirbel in der Öffentlichkeit auf Deutsch erscheint, lässt sich auch als kleines Kapitel in der Kulturgeschichte der englisch-deutschen Differenzen verstehen.

Dort der catchy Titel, die Begeisterung für einen gegenwartsnahen Großstadtroman. Hier eine Übersetzung dieses Titels, die dem Textinhalt zwar nahekommt, aber doch ziemlich sperrig ist. In der deutschsprachigen Literatur sind Bücher wie dieses eher die Ausnahme. In Großbritannien nennt man sie »middlebrow«. Sie sind weder kompliziert noch leicht.



Booker-Prize-Gewinner Szalay

Im Mittelpunkt des Buchs steht István, zu Beginn des Romans ist er 15 und hat eine Affäre mit einer Frau von nebenan. Sie ist Anfang vierzig. Da lebt István noch in Ungarn. Es kommt zu einer Auseinandersetzung, ein Mann stirbt. Schließlich verlässt István das Land, dient als Soldat im Irak und findet

später im Londoner Stadtteil Kensington eine Stellung als Personenschützer in der Upper Class. Das Muster für sein weiteres Dasein ist gesetzt: Immer stehen Affären, Auseinandersetzungen voller Gewalt an den entscheidenden Wendepunkten von Istváns Leben. Das Fleisch, im Originaltitel gemeint im Sinne des menschlichen Körpers, ist bekanntlich schwach. Und immer sind seine Begierden der Antrieb, der István im Laufe der Geschichte fast ganz nach oben führt und ihn ebenso gefährdet. Über die damit verbundenen Konflikte zu reden, ist für ihn allerdings fast unmöglich. Sie sind das, »was nicht gesagt werden kann«.

Verfasst in knapper Sprache, noch lakonischer als Hemingway, ist dieser handlungsreiche, dichte Roman geradezu ein Geschenk für das deutschsprachige Publikum: ein Buch für alle, die einmal wieder eine Geschichte lesen wollen, die ebenso unterhaltsam wie nachdenklich ist. Man braucht damit nicht bis Weihnachten zu warten. Sebastian Hammelehle

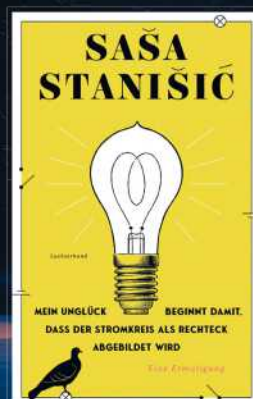
Verschenke Bücher, **die Mut machen.**



Ferdinand von Schirach über die Verletzlichkeit des Menschen, seine Triumphe und sein Scheitern.



Der renommierte Philosoph analysiert unsere aktuelle Empörungskultur und plädiert für mehr Gelassenheit.



Reden gegen das Nichtstun. Gehaltene und ungehaltene. Von Bestsellerautor Saša Stanišić.

Noch mehr Geschenkideen unter penguin.de/weihnachten



Am Schreibtisch mit ... *John Irving*

1. Wann stehen Sie an einem normalen Arbeitstag auf?

Jeder Tag, an dem ich nicht auf Reisen bin (oder ein Buch veröffentliche), ist ein normaler Arbeitstag. Ich arbeite sieben Tage die Woche. Ich stehe zwischen 7.30 und 8.15 Uhr morgens auf.

2. Haben Sie eine feste Schreibzeit?

Vor dem Frühstück lese ich meine E-Mails. Einigen Leuten antworte ich, kurz. Normalerweise sage ich ihnen, dass sie eine Weile nichts von mir hören werden. Beim Frühstück schaue ich einen Nachrichtensender und lese Zeitung. Ich versuche, ab 9.30 oder 10 Uhr mit dem Schreiben (oder Überarbeiten) anzufangen.

3. Beginnen Sie Ihren Tag am Schreibtisch gewöhnlich damit, bereits Geschriebenes zu redigieren, um warm zu werden, oder schreiben Sie sofort etwas Neues?

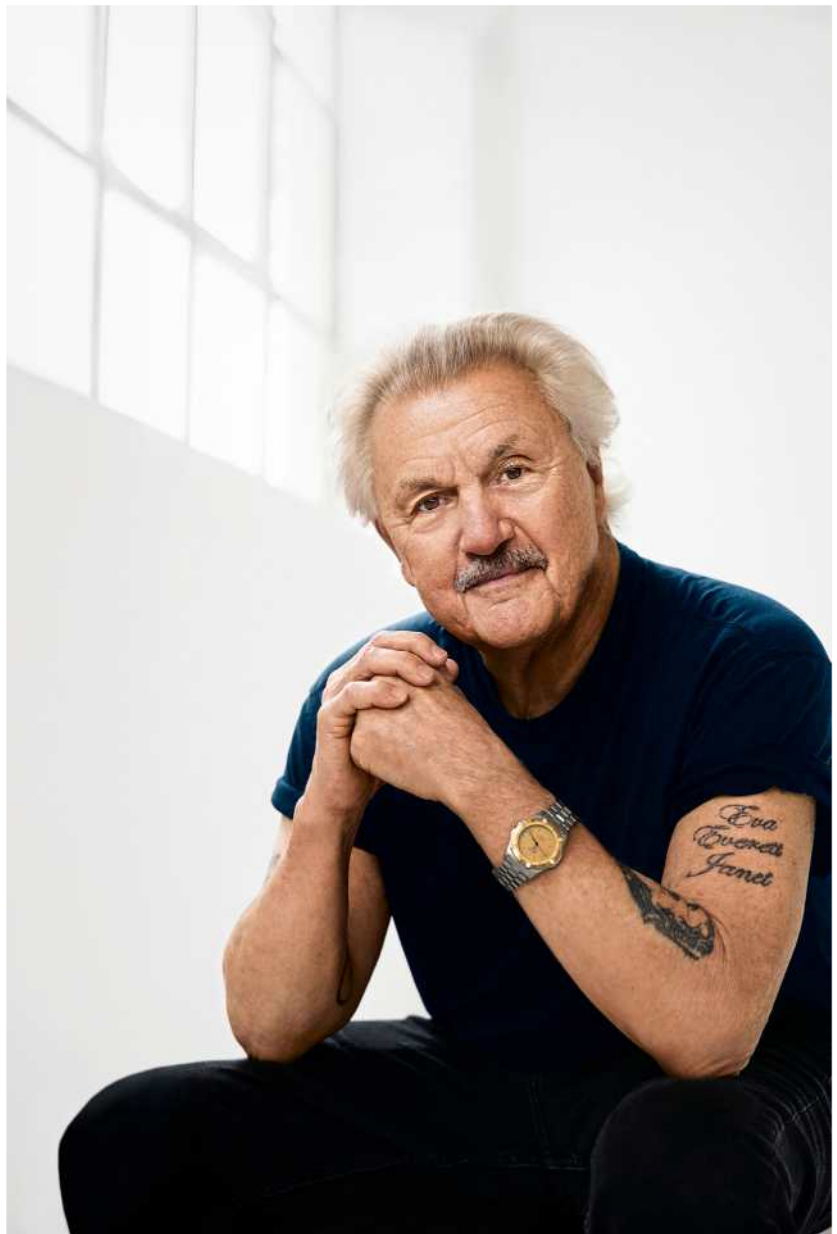
Das hängt ganz davon ab, wo in einem Kapitel ich bin.

4. An welchem Computer arbeiten Sie?

Das ist irrelevant für mich. Ich habe meine ersten Entwürfe immer mit der Hand geschrieben, bis ich meinen 16. Roman, »Königin Esther«, fertiggestellt hatte. Dann hinderte mich die Arthrose in meinen Fingern daran, den ganzen Tag mit der Hand zu schreiben. Ich begann, auf einem Laptop zu schreiben. Meine Mutter brachte mir das Tippen bei, bevor ich zur Highschool kam. Ich tippe schnell. Ich schrieb immer gern mit der Hand, weil mich das verlangsamte. Die Arthritis wurde durch zahlreiche Verletzungen beim Ringen ausgelöst, sagt meine Handchirurgin. Sie muss es wissen, denn sie hat viele Operationen an meinen Fingern und Händen durchgeführt.

5. Welche Schrift, welche Schriftgröße und welchen Zeilenabstand verwenden Sie?

Didot 24, doppelter Zeilenabstand.



6. Redigieren Sie auf dem Bildschirm oder auf dem Ausdruck?

Jetzt am Bildschirm; früher, vor der Arthrose, auf Papier.

7. Haben Sie noch einen Lieblingsstift?

Ich hatte nie einen Lieblingsstift. Ich habe immer Stifte gewählt, die leicht zu ersetzen waren.

8. Wo schreiben Sie am liebsten?

Mein Schreibtisch ist ein langer, L-förmiger Tisch, auf dem ich meine Notizen und Recherchematerialien ausbreiten kann – wo ich sie gut sehe. Mein Schreibtischstuhl hat Rollen.

9. Was muss auf Ihrem Schreibtisch immer griffbereit und funktionsfähig sein?

Mit einem L-förmigen Schreibtisch und einem Stuhl auf Rollen ist alles griffbereit.

10. Was essen und trinken Sie während des Schreibens?

Wasser, Kaffee, Tee. Einen Apfel, etwas Joghurt.

11. Wenn Sie an einem längeren Werk arbeiten: Strukturieren Sie zuerst ein Kapitel oder das ganze Buch, bevor Sie mit dem eigentlichen Text beginnen, oder schreiben Sie einfach drauflos?

Ich bin ein Schriftsteller, der sich immer am Ende orientiert. Ich schreibe lange, durchkomponierte Romane. Ich muss wissen, wo eine Geschichte endet und wie der Zeitrahmen aussieht, bevor ich anfangen. In meinen Büchern gibt es sehr viele Figuren; ich muss wissen, was mit jeder einzelnen von ihnen passiert, bevor ich beginne, ihre Geschichten zu schreiben.

12. Nehmen Sie sich für jeden Schreibtag ein genau festgelegtes Pensum vor, eine bestimmte Anzahl von Zeichen oder Wörtern?

Nein.

13. Beenden Sie Ihren Arbeitstag eher, wenn der Text stockt, oder, wie es Billy Wilder empfahl, an einer Stelle, an der Sie am nächsten Tag sofort wissen, wie es weitergeht?

Ich bewundere Billy Wilder sehr, aber meine Arbeitstage sind in dieser Hinsicht immer unterschiedlich.

14. Wem lesen Sie aus einem entstehenden Text vor?

Ich lese nicht vor. Mein Assistent ist mein erster Leser. Meine Frau Janet – heute meine Literaturagentin für die USA – war meine Lektorin, als ich sie kennenlernte. Sie war die kanadische Verlegerin von »Gottes Werk und Teufels Beitrag«. Janet ist nach wie vor eine wichtige erste Leserin für mich.

15. Wie kommen Sie zu den Eigenamen Ihrer Figuren?

Es gibt kein System. Ich schaue mir Telefonbücher oder Wählerverzeichnisse von Orten an, an denen ich einen Roman ansiedle – ich suche nach gewöhnlichen, aber interessanten Namen. Auch nach den Namen von Highschool-Absolventen eines bestimmten Jahrgangs. Manchmal wähle ich auch bewusst Namen wie aus einem Buch von Charles Dickens – Namen, die eine Figur auf komische Weise repräsentieren oder übertreiben.

16. Fällt es Ihnen leichter, aus der eigenen Erfahrung und Erinnerung zu schreiben oder zu erfinden?

Ich suche nicht nach dem, was leichter ist. Viele Anfänge basieren auf meinen autobiografischen Erfahrungen. Was später in einer Geschichte passiert, ist komplett erfunden. Das Schicksal meiner Figuren ist immer erfunden.

17. Wie wichtig ist Fantasie für Ihr Schreiben?

Die Vorstellungskraft ist das Wichtigste. Man kann sich kein Ende ausdenken, bevor man einen Roman beginnt, wenn man sich nicht die ganze Geschichte vorgestellt hat.

18. Müssen Sie sich manchmal eingestehen, dass Sie bestimmte

Facetten des literarischen Handwerks einfach nicht beherrschen?

Nein. Es gibt aber viele Aspekte des literarischen Handwerks, die mich nicht interessieren. Der Roman des 19. Jahrhunderts war und ist für mich das Vorbild dieser Form.

19. Was können Sie dagegen Ihrer Ansicht nach besonders gut?

Enden, Handlungen, Figurenzeichnung.

20. Haben Sie Angst, sich zu wiederholen oder stilistische Manierismen zu entwickeln? Wenn ja, welche?

Alle guten Romanautoren wiederholen sich. Denken Sie an die Brontë-Schwester, Dickens, Hardy und Melville; denken Sie an Balzac, Flaubert und Mann. Und, bevor es Romanautoren gab, denken Sie an Shakespeare.

21. Schreiben Sie eigentlich gern?

Ich weiß nicht, was ich sonst tun würde, wenn ich mit dem Schreiben aufhören würde. Ich hoffe, dass ich schreibend sterbe, mein Kopf auf meinem Schreibtisch.

John Irving gilt seit »Das Hotel New Hampshire« als zeitgenössischer Meister des klassischen Romans. Gerade erschien sein neues Buch »Königin Esther« bei Diogenes.

Bestseller Sachbuch

1 Florian Illies: *Wenn die Sonne untergeht*

S. Fischer; 26 Euro

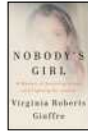
Der Bestsellerautor geht baden mit der wohl berühmtesten Familie der deutschen Literaturgeschichte: den Manns.



2 Virginia Roberts Giuffre: *Nobody's Girl*

Yes Publishing; 26 Euro

So erinnert sich Jeffrey Epsteins prominentestes Opfer. Ein Buch als Vermächtnis, erschienen nach dem Suizid der Autorin.



3 Giulia Enders: *Organisch*

Ullstein; 24,99 Euro

Die Medizinerin über eine Hauptfigur, die man einfach lieb haben muss: den eigenen Körper



4 Dirk Steffens: *Hoffnungslos optimistisch*

Penguin; 20 Euro

Weil die Zeiten schlecht sind, erzählt der Wissenschaftsjournalist gut gelaunt von der Zukunft. Pessimismus hält er für unvernünftig.



5 Katja Gloger, Georg Mascolo: *Das Versagen*

Ullstein; 26,99 Euro

Das Journalistenpaar seziert die deutsche Russlandpolitik.



6 Anne Brorhiler, Traudl Binger: *Cum/Ex, Milliarden und Moral*

Heyne; 24 Euro

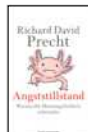
Die ehemalige Staatsanwältin dokumentiert den komplexen Kampf gegen Wirtschaftskriminelle.



7 Richard David Precht: *Angststillstand*

Goldmann; 20 Euro

Der Philosoph sieht die Meinungsfreiheit bedroht und landet mit einem Buch darüber im Mainstream der Bestsellerliste. Was bleibt, ist die Frage, ob das seine These stützt – oder widerlegt.



8 Axel Hacke: *Wie fühlst du dich?*

DuMont; 22 Euro

Gefühl steht der Kolumnist immer mit irgendeinem seiner vielen Bücher auf dieser Liste. Muss sich gut anfühlen.



9 Volker Weidermann: *Wenn ich eine Wolke wäre*

Kiepenheuer & Witsch; 23 Euro

Der große Schwärmer der deutschen Literaturkritik schreibt über den Schwarm vieler Intellektueller: die deutsch-jüdische Dichterin Mascha Kaléko.



10 Florence Gaub: *Szenario*

dtv; 25 Euro

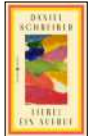
Die Politikwissenschaftlerin erstellt normalerweise Zukunftsprognosen für die Nato. Hier nun auch für alle anderen.



11 Daniel Schreiber: *Liebe! Ein Aufruf*

Hanser Berlin; 22 Euro

Was lässt sich dem politischen Hass entgegensetzen? Der Essayist hat eine naheliegende, aber umso bessere Idee.



12 Götz Aly: *Wie konnte das geschehen? Deutschland 1933 bis 1945*

S. Fischer; 34 Euro

Warum wurden die Deutschen zu Nazis? Der große Historiker sucht Antworten.



13 Harald Jähner: *Wunderland*

Rowohlt Berlin; 32 Euro

Der Feuilletonist wirft einen Blick zurück in jene deutschen Sehnsuchtsjahre, in denen angeblich noch alles in Ordnung war.



14 Aladin El-Mafaalani: *Misstrauensgemeinschaften*

Kiepenheuer & Witsch; 26 Euro

Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser, heißt ein Sprichwort. In diesem Buch erklärt der Soziologe, warum das meist falsch ist.



15 Carolin Kebekus: *8000 Arten, als Mutter zu versagen*

Kiepenheuer & Witsch; 22 Euro

Die Comedienne sägt am Muttermythos – vielleicht das Beste, was eine Mutter für sich und ihre Kinder tun kann.



16 Volker Busch: *Gute Nacht, Gehirn*

Droemer; 18 Euro

Die Bettlektüre eines Neurowissenschaftlers: ein Buch, das nicht anregen, sondern einschläfern will



17 Michael Sommer, Stefan von der Lahr: *Die verdammt blutige Geschichte der Antike*

C. H. Beck; 26 Euro

Von wegen Weisheit und Tugend: In diesem Buch wirkt die Antike nicht weniger irrational und brutal als die Gegenwart.



18 Konstantin Richter: *Dreihundert Männer*

Suhrkamp; 30 Euro

Der Journalist porträtiert die Patriarchen der deutschen Industrie.



19 Patti Smith: *Bread of Angels*

Kiepenheuer & Witsch; 26 Euro

Nach »Just Kids« ein neues Memoire der Punkrock-Ikone. Dieses Mal nimmt sie Leserinnen und Leser mit in ihre Kindheit.



20 Gabor Steingart: *Systemversagen*

Penguin; 30 Euro

Die Wirtschaftsnation Deutschland stand schon mal besser da. Der Journalist analysiert die Gründe.





Auf Platz 19: Patti Smith, 78, wurde als Musikerin bekannt, als furchtlose Avantgardistin, Godmother of Punk. Spätestens seit ihrem Memoire »Just Kids« von 2010 weiß die Welt, dass sie auch eine begnadete Schriftstellerin ist. Das Buch wurde damals mit dem National Book Award ausgezeichnet. Nun ist ein weiteres autobiografisches Buch erschienen. In »Bread of Angels« geht es hauptsächlich um zwei Dinge. Den Tod als ewigen Begleiter des Lebens. Smith zählt die Menschen auf, die wichtig waren für sie und die nicht mehr da sind, es sind viele. Vor allem aber geht es um ihre große Liebe: das Schreiben. Man lernt hier Patti Smith noch einmal neu kennen, als Poetin, die, egal wie schlecht es ihr ging, zum Stift greifen konnte, um Kunst zu schaffen.

Bestseller Belletristik

1 Sebastian Fitzek: *Der Nachbar*

Droemer; 25 Euro

Die dunkle Jahreszeit beginnt passend mit einem grausamen Fitzek.



2 Simon Beckett: *Knochenkälte*

Wunderlich; 26 Euro

Nicht gerade erbaulicher geht es mit Platz zwei weiter. Kein Weihnachtsschmuck hängt hier von einer Fichte, sondern ein Skelett.



3 Robert Galbraith: *Der Tote mit dem Silberzeichen*

Blanvalet; 32 Euro

J.K. Rowling schreibt hier unter Pseudonym. Schon wieder ein grausamer Mordfall. Hat denn niemand Lust auf gute Laune?



4 Dan Brown: *The Secret of Secrets*

Lübbe; 32 Euro

Robert Langdon vielleicht. Den beliebten Symbolforscher hat Dan Brown aus der Versenkung geholt, um an alte Erfolge anzuknüpfen. Allerdings: »Ein brutaler Mord stürzt die Reise in ein unvorhersehbares Chaos.« Na dann.



5 Ferdinand von Schirach: *Der stille Freund*

Luchterhand; 22 Euro

Der Autor will Literatur schreiben und verfasst Leitartikel, besser wäre es umgekehrt.



6 Dorothee Elmiger: *Die Holländerinnen*

Hanser; 23 Euro

Für diese düstere Reise in den Dschungel erhielt die Autorin den Deutschen Buchpreis. Zu Recht? Siehe auch Seite 30.



7 Walter Moers: *Qwert*

Penguin; 42 Euro

Qwert, der Gallertprinz aus der 2364. Dimension, erwacht in der Parallelwelt Orméa. Wie bitte? Genau.



8 Nello Biedermann: *Lázár*

Rowohlt Berlin; 24 Euro

Der Überraschungserfolg eines sehr jungen Schriftstellers, der in altertümlicher Manier über ungarischen Adel schreibt. Muss man mögen. Tun offenbar viele.



9 Ken Follett: *Stonehenge – Die Kathedrale der Zeit*

Lübbe; 36 Euro

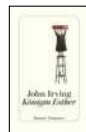
Neues vom Meister der großen Welterzählung. Es geht um nichts weniger als die Frage: Woher kommen wir?



10 John Irving: *Königin Esther*

Diogenes; 32 Euro

Der neue Roman des US-Amerikaners spielt im Wien der Sechzigerjahre. Wie er seine Romane schreibt, erfahren Sie ab Seite 12.



11 Jussi Adler-Olsen, Stine Bolther, Line Holm: *Tote Seelen singen nicht*

Penguin; 28 Euro

Der Autor ist schwer krank und schreibt sein Werk mit zwei Autorinnen weiter. Funktioniert offenbar auch.



12 Lucinda Riley: *Die Frauen von Ballymore*

Goldmann; 25 Euro

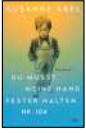
Endlich was zum harmlosen Schmökern. Eine behütete Kindheit in Irland. Die große Liebe. Aber dann: »Ein Drama, das unerbittlich seinen Lauf nimmt...« Oh weh.



13 S. Abel: *Du musst meine Hand fester halten, Nr. 104*

dtv; 24 Euro

Ende des Zweiten Weltkriegs, ein Junge ohne Geschichte. Transgeneracionales Trauma ist als Thema gerade sehr en vogue. Dieses Buch macht es hoffentlich besser, als so manch andere es tun.



14 SenLinYu: *Alchemised*

Forever; 34,99 Euro

Was passiert, wenn Draco und Hermine ein Kind bekommen? Düstere Fan-Fiction.



15 Ellen Sandberg: *Rahnnächte*

Penguin; 22 Euro

Für die Protagonistin bricht an Heiligabend ihre Welt zusammen. Ob dieses Buch das richtige Weihnachtsgeschenk wäre?



16 Caroline Wahl: *Die Assistentin*

Rowohlt; 24 Euro

Keine Autorin war dieses Jahr so präsent wie Caroline Wahl. Das muss man einfach mal wertfrei feststellen. Für alles Weitere: Buch lesen, dann weiterreden.



17 David Safier: *Miss Merkel – Mord unterm Weihnachtsbaum*

Kindler; 16 Euro

Die Faszination der Deutschen für ihre ehemalige Bundeskanzlerin sollte dringend einmal untersucht werden, aber vielleicht nicht von David Safier.



18 Stephan Schäfer: *Jetzt gerade ist alles gut*

Park X Ullstein; 22 Euro

Endlich. Niemand wird ermordet. Alles ist gut. Gerade. Oder? Oder??



19 Salman Rushdie: *Die elfte Stunde*

Penguin; 26 Euro

Die ersten Erzählungen, die Rushdie schrieb, nachdem er fast umgebracht worden ist. Schon deshalb ist dieses Buch ein Statement.



20 Takis Würger: *Für Polina*

Diogenes; 26 Euro

Schöner Abschluss: Hier wird bestimmt am Ende alles gut. Bestimmt.





Anja Rützel liest ein Buch gegen ... *Statisten-Angst*

Man sitzt in Meetings wie ein Möbelstück, nickt bei Familienfeiern wie ein desillusionierter Wackeldackel Meinungen ab, gegen die man eigentlich anbrüllen müsste, und beantwortet WhatsApp-Nachrichten mit »Haha, ja!«, obwohl man sie nur grob überflogen hat. Es gibt solche Phasen im Leben, in denen man anwesend ist, aber nicht gemeint. Sich nicht als Hauptfigur im eigenen Leben fühlt, sondern wie eine Statistin, die sich unnötigerweise noch mit ins Bild gedrängt hat. Das klingt jetzt natürlich ein bisschen melodramatisch. Aber in einer Welt, in der alle gleichzeitig senden, auf Bühnen, bei Panels, in Reels, fühlt sich jedes Kurzmal-Innehalten schnell wie ein Verschwinden an. Wer nicht performt, hat offensichtlich nichts zu sagen. Und wer nicht gut ausgeleuchtet sichtbar ist, existiert nur halb. Das Buch »Outline« von Rachel Cusk ist eine elegante, fast radikale Absage an diese Vorstellung. Der erste Band einer Romantrilogie ist ein Text voller Stimmen, nur die zentrale Figur, eine Autorin, die nach Athen reist, um einen Schreibworkshop zu geben, bleibt erstaunlich still. Sie tut, was man eben so

tut in der Sommerhitze: Sie unterrichtet, sie schwimmt, sie redet mit Menschen. Aber je länger man liest, desto mehr fällt einem auf: Eigentlich sagt sie fast nichts. Sie fragt, hört zu, lässt erzählen. Das fängt schon bei der Hinreise im Flugzeug an, als ihr Nebensitzer ihr seine ganze Lebensgeschichte aufnötigt: die Ehe, die Scheidung, die zweite Ehe, der Streit um das Bootshaus. Sie unterbricht kaum, korrigiert nicht, erklärt nichts über sich selbst und beobachtet dafür umso präziser. Die Erzählerin verschwindet nicht, sie macht Raum und lässt darin andere ihre Geschichten ablegen. Das klingt zuerst nach Selbstverlust, nach Passivität, nach Verblassen. Aber diese scheinbare Leere ist ein Trick. Wer so zuhört, verschwindet nicht, sondern wird zur Projektionsfläche. Die Menschen legen der Erzählerin ihr Leben, ihre Versäumnisse und ihre Sätze hin, die sie vorher nie gesagt haben. Das Wesen der Erzählerin wird dabei nach und nach durch ihre sehr reduzierten Er widerungen, aber vor allem ihre unausgesprochenen Gedanken zu diesen Stimmen der anderen sichtbar. »Während er sprach, sah sie sich selbst als Form, als Umriss,

und alle Details legten sich von außen daran, während der Umriss selbst leer blieb. Und dennoch vermittelte ihr dieser Umriss, obwohl sein Inhalt unbekannt war, zum ersten Mal eine Ahnung davon, wer sie jetzt sein könnte«, denkt die Erzählerin einmal über eine andere Frau, aber es beschreibt sie auch selbst sehr gut. »Outline« ist kein drängeliges Aufrüttelbuch. Es nötigt einen nicht, wieder die Hauptfigur im eigenen Leben zu werden. Sondern beruhigt auf fast meditative Weise, dass es manchmal auch in Ordnung ist, sich am Rand auszuruhen. Sich aufzulösen, um genauer hinzusehen, und die eigene Kontur davon formen zu lassen, was man *nicht* ist, was man alles *nicht* erlebt hat. Wenn man sich also vorkommt wie die dritte Frau von links im lauten Chor, die nur mitsummt und dabei das Notenblatt falsch herum hält, dann ist »Outline« ein tröstliches Buch. Es zeigt, dass es manchmal reicht, einfach da zu sein – nicht vorn im Scheinwerferlicht, sondern an der Seite. Wo man viel besser sehen wird, weil man nicht vom Lichtkegel geblendet wird, in dem man steht.

Anja Rützel hätte aus Camouflage-Gründen gern einen Overall in den Sitzfarben der Bahn, um ihre Mitreisenden belauschen zu können.

Weihnachten, das dein Herz höher- schlagen lässt

Lass die Weihnachtszeit unter die Haut gehen. Mit literarischem Nervenkitzel und sanften Klängen sind Gänsehaut-Momente vorprogrammiert – für gemütliche Tage, die zum Lesen und Hören anregen und das Herz schneller schlagen lassen.



Herzfluch

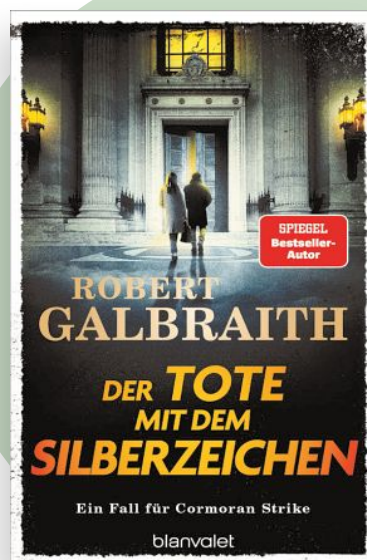
Eine verschwundene Frau und eine Insel, die ein tödliches Geheimnis birgt...Die Wiener Privatdetektivin Elena Gerink ist auf der Suche nach einem zu Unrecht freigesprochenen Mörder, der sich vor fünfzehn Jahren ins Ausland abgesetzt hat. Nach schwierigen Recherchen führt sie der Fall schließlich nach Griechenland. Dorthin sind auch Elenas Mann Peter und sein Kollege Dino Scatozza unterwegs – beides Entführungsspezialisten des österreichischen BKA. Unter Zeitdruck versuchen sie eine vermisste junge Urlauberin zu finden, die zuletzt auf einer Party der Athener High-Society gesichtet wurde. Als sich die Spuren beider Fälle auf einer kleinen griechischen Privatinsel kreuzen, ermitteln Elena, Peter und Dino dort gemeinsam weiter...und werden in die düstere Vergangenheit der Insel hineingezogen.

Andreas Gruber, Herzfluch
Paperback | 608 Seiten | 17,00 € [D]
Auch als Hörbuch und E-Book erhältlich

Der Tote mit dem Silberzeichen

Im Tresorraum eines Silberhändlers wird eine verstümmelte Leiche gefunden. Die Polizei geht davon aus, dass es sich um einen verurteilten Einbrecher handelt. Doch Decima Mullins, die Privatdetektiv Comoran Strike um Hilfe bittet, ist überzeugt davon, dass es sich bei der Leiche um ihren Freund handelt, der unter mysteriösen Umständen verschwand. Je tiefer Strike und seine Geschäftspartnerin Robin Ellacott in den Fall eintauchen, desto undurchsichtiger wird er. Denn der Silberladen neben der Freemasons' Hall ist kein gewöhnliches Geschäft: Er hat sich auf Freimaurersilber spezialisiert. Und es werden noch weitere Männer vermisst, die auf das Profil der Leiche passen könnten. Neben dem komplizierten Fall steht Strike vor einem weiteren Dilemma. Robins Beziehung zu ihrem Freund Ryan scheint immer ernster zu werden. Doch Strikes Wunsch, endlich seine Gefühle zu gestehen, ist größer denn je ...

Robert Galbraith, Der Tote mit dem Silberzeichen
Hardcover | 1.248 Seiten | 32,00 € [D]
Auch als Hörbuch und E-Book erhältlich



Die dunkle Seite der Geschichte

Unheimliche Fundstücke und ihre düsteren Geheimnisse lauern in ganz Deutschland. SPIEGEL-Redakteur Guido Kleinhubbert hat sie aufgespürt und erzählt ihre faszinierenden Geschichten: Was verbindet ein unscheinbares Trinkglas mit einem grausamen Hinrichtungsritual des Spätmittelalters? Und was verraten Katzenmumien aus Mauerwerken?

Ein spannendes Lesevergnügen: True History mit Gruselfaktor und eine Einladung, den Spuren der Vergangenheit zu folgen.



Guido Kleinhubbert, Düstere Geheimnisse
Paperback | 272 Seiten
20,00 € [D]
Auch als E-Book und Hörbuch erhältlich



Konzert-Highlights live – in der Digital Concert Hall

Mit der Digital Concert Hall der Berliner Philharmoniker schenken Sie nachhaltig Freude: Ein Jahr voller Konzert-Highlights mit einem der weltbesten Orchester und allen Stars der Klassik – live und on demand. Bestellen Sie jetzt einen 12-Monats-Zugang und erhalten Sie dazu unsere limitierte CD-Edition mit Weihnachtsklassikern, gespielt von beliebten Ensembles wie den 12 Cellisten der Berliner Philharmoniker, den Berliner Barock Solisten sowie Berlin Philharmonic Brass.

Mehr erfahren auf
digitalconcerthall.com/weihnachten



Verschont mich mit dem Demogorgon, gebt mir mehr Eighties-Hits

Popkultur Unser Kritiker blickt zurück: auf die Serie »Stranger Things« und jede Menge Achtzigerjahre-Anspielungen. Ist Nostalgie wirklich unpolitisch?

Stranger Things« war immer schon laut und wurde von Staffel zu Staffel lauter. Durch den ersten Trailer für die fünfte und letzte Staffel (erster Teil ab 27. November) zieht sich eine Lautstärkeanzeige – aufgedreht bis zu 100 Dezibel. Wie ein Sinnbild für das Bohei, das Netflix um das Serienfinale macht.

Die Pause war lang, die letzten Folgen liefen 2022; die Frage drängt sich auf: Wartet man überhaupt auf die letzte Staffel? Gibt es Vorfreude?

Die Trailer betonen den Action-Aspekt. Ross Duffer, einer der beiden Serienschöpfer, sagt, die Staffel sei speziell, weil »sie direkt im Chaos beginnt«. Sonst habe man ja erst den Alltag der Figuren gezeigt, »die Schule, das Leben in Hawkins, bevor schließlich das Übernatürliche einbricht. Doch dieses Mal ist es anders. Die Staffel startet sofort mit einem Sprint«.

Ich muss gestehen, mir macht der »Sprint« ins »Chaos« Sorgen. Denn ich werde beim »Stranger Things«-Gucken unaufmerksam, wenn es in die »Upside Down«-Welt geht, wenn die Demogorgons wüten oder Vecna röchelt.

Dass ich trotzdem bei »Stranger Things« drangeblieben bin, hat mit zwei Dingen zu tun. Zum einen haben die Duffer-Brüder Figuren erschaffen, die man begleiten möchte, beim großen Kampf gegen das Böse, aber auch bei den kleinen Kämpfen des Erwachsenwerdens.

Vielleicht noch wichtiger ist der Retro-Aspekt von »Stranger Things«. Die Serie spielt Mitte der Achtzigerjahre – da war ich Teenager in Südhessen, fern von den USA, vom realen Indiana und dem fiktiven Hawkins. Dennoch ist das Wiedererkennen und Abgleichen mit der eigenen Erinnerung ein Quell der Freude.

Da sind der Vokuhila von Steve »The Hair« Harrington, Dustins Käppis und Nancys Pullover. In der Shoppingmall wird die kurzlebige New Coke getrunken. Der *bad guy* düst im Camaro

umher, und die Kinder fahren BMX-Räder. Spielzeuge, Spielhalle, Rollenspiele.

Auch Musik ist mehr als nur Dekor. Man braucht nur den Postpunk von Wills großem Bruder Jonathan zu hören, um zu wissen: Der ist keiner von den Populären an der Highschool.

Vielleicht der schönste musikalische Moment ist, als Dustin und seine Camp-Liebe Suzie per Walkie-Talkie im Duett Limahls Hit »Never Ending Story« singen, den cheesy Titelsong aus »Die unendliche Geschichte«.

Beleg für die Wirkung der Musik beim »Stranger Things«-Publikum ist die zweite Hitkarriere von »Running Up That Hill«. Über eine Milliarde Streams sammelte Kate Bushs Lied nach der vierten Staffel ein; die Gen Z wollte wissen, was ein Walkman ist.

Auch visuell ist »Stranger Things« voller Eighties-Reminiszenzen. »Zurück in die Zukunft« sehen die Freunde im Mall-Kino, und zu Halloween verkleiden sie sich als »Ghostbusters«. Das Kino der Achtziger ist tief in der Grundidee von »Stranger Things« eingeschrieben. Ross Duffer: »Die Erwachsenen befinden sich in einem Spielberg-Film, die Teenager in einem Horrorfilm wie »Halloween« oder »Nightmare on Elm Street« und die Kinder in einer Stephen-King-Geschichte wie »Stand by Me«.

Während ich Spielbergs »E.T.«, die »Goonies« oder »Stand by Me« als Teenager in den Achtzigern gesehen habe, konnte ich mit dem Horrorgenre seinerzeit wenig anfangen. Auch deshalb ist mein nostalgisches Vergnügen an »Stranger Things« selektiv: Lasst mich in Frieden mit den Demogorgons, gebt mir mehr Popmusikanspielungen! Doch Nostalgie bezieht sich schließlich nie auf das komplette, reale Geschehen der Vergangenheit.

Der Begriff »Nostalgie« bezeichnete im 17. Jahrhundert eine Art krankhaftes Heimweh, das vor allem Schweizer Söldner befiel. Erst im 20. Jahrhundert

entwickelte sich der heutige Sprachgebrauch als ein mehr auf eine Zeit als auf einen Ort bezogenes Phänomen.

Um es metaphorisch zusammenzubringen: Vielleicht entwickelt man ja sein popkulturelles Zuhause in den Teenagerjahren. Schließlich wird da Popkultur so existenziell empfunden wie später nie mehr. Dann wäre es nur logisch, dass ich mich in den Mittachtzigern, in denen »Stranger Things« spielt, heimisch fühle.

Dafür, dass das so unschuldig klingt, hat die Nostalgie einen ganz schön schlechten Ruf, sie gilt als geradezu »gefährliches Gefühl« – so der Untertitel eines Buchs der britischen Historikerin Agnes Arnold-Forster.

In den Siebzigern beschrieb der Futurologe Alvin Toffler die Nostalgiewelle als Reaktion auf den »Zukunftsschock« der modernen Welt: Zu viel Veränderung in zu kurzer Zeit löse eine Sehnsucht nach den überschaubaren Verhältnissen der Vergangenheit aus.

Für die Popkultur benannte der Musikjournalist Simon Reynolds das Phänomen 2011 als »Retromania«: Selbst das vorgeblich Neue sei nur Remix und Neuverpackung des Schondagewesenen. In der Gegenwart sei »der wahre Albtraum« aber die »politische Retromanie«, sagt Reynolds. Damit spielt er an auf die Variationen von Trumps »Make America Great Again«: Ging es dem Konservatismus noch ums Bewahren des Guten für Gegenwart und Zukunft, wollen die Rechtspopulisten das Rad zurückdrehen – und bedienen sich dazu nostalgischer Sehnsüchte in der Wählerschaft.

Dazu passt eine aktuelle Umfrage des Instituts Ipsos in 30 Ländern: 44 Prozent der Befragten wären lieber 1975 als 2025 geboren. 55 Prozent glauben, die Menschen seien vor 50 Jahren glücklicher gewesen als heute. Dabei berichten Zeitzeugen der Mittsiebziger von Paranoia und Chaos, von Ölkrise, Inflation und Terrorismus.



Retro-Collage mit Seriendarstellern: Wird es Anspielungen auf »Dirty Dancing« geben?

Auch die Achtzigerjahre, wie sie in »Stranger Things« präsentiert werden, sind nicht identisch mit den realen. Das ist ja auch nicht der Anspruch, es ist kein Dokumentarfilm. Doch auch wenn man damals zeitgenössische Spielfilme mit heutigen Augen ansieht, ist der Unterschied gewaltig. Der Versuch, mit meinen Teenagerkindern Comedy aus meiner Teenagerzeit zu schauen, endete im Desaster: Ob »Otto«-Filme oder »Police Academy« – geht alles gar nicht mehr.

Bei »Stranger Things« kommt Rassismus vor, Sexismus wird gezeigt, und Homophobie schwingt zumindest mit (auch wenn Steve das Outing seiner Kollegin Robin umstandslos zur Kenntnis nimmt). Alles andere wäre unglaublich. Aber es wirkt fast pflichtschuldig und wird in der Geschichte prompt negativ sanktioniert.

Insofern hat die Einladung zur Nostalgie, die die Duffer-Brüder in »Stranger Things« aussprechen, einen Hauch von Utopie. Nostalgie ist hier nicht als Zeichen zu verstehen, dass früher alles besser war. Sondern dass es möglich ist, ein besseres Früher zu imaginieren.

Womit wird diese imaginierte Achtzigerjahrewelt nun für die letzte Staffel

ausgestattet? Sie spielt im Herbst 1987. Wenn man weiß, wie »Stranger Things« funktioniert, fängt man da fast zwangsläufig an zu spekulieren.

Welche Filme waren damals populär? Wird es Anspielungen auf »Dirty Dancing« geben? Vorab zu erfahren ist, dass Hawkins inzwischen militärisches Sperrgebiet ist. Denkbar wäre, dass sich ein »Robocop« mit den Monstern anzulegen versucht. Im Militär spielten zwei andere Blockbuster von 1987: Wird ein Drill-Instructor wie in »Full Metal Jacket« zu sehen sein? Oder gibt es ein Truppenradio wie in »Good Morning Vietnam«?

Zumindest spielt ein Radiosender eine Rolle in der finalen Staffel, das zeigte der Teaser-Trailer mit dem Lautstärkeregler. Doch warum erklang darin »Child in Time«, ein Deep-Purple-Heuler von 1970? Beim zweiten Trailer stimmte wenigstens die Epoche: »Who Wants To Live Forever?« sangen Freddie Mercury und Queen 1986. Aber ist das nicht eine sehr unoriginelle Wahl?

Unter Kollegen munkelt man, in den ersten Folgen komme ein Lied prominent vor, dem 1987 kaum auszuweichen war, das aber seither gründlich in Vergessenheit geraten ist. Hier ein kleiner Hinweis für die Gen X zum Raten:

Shoppingmalls spielten eine Rolle in der Entstehungsgeschichte dieses Hits.

Was Mode betrifft, stellen die »Stranger Things«-Macher im Presseheft aus, wie detailversessen sie arbeiten. Wills Topfschnitt: von Bastian Balthazar Bux aus »Die unendliche Geschichte« inspiriert. Elf trägt Shorts über der Jogginghose? »Eine bewusste Hommage an Punky Brewster und Josh Brolins Figur aus »Die Goonies«.

Aller scheppernden Auftakt-Action zum Trotz wird es also weiter viel Zeitkolorit geben. Schließlich gehört das Retro-Gefühl konstitutiv zum »Stranger Things«-Konzept. Ganz explizit auch kommerziell: Nike hat zum Serienfinale einen speziellen Turnschuh design – mit »vorverschmutzten Sohlen, vergilbten Zungen und rissigen Lederdetails«.

Agnes Arnold-Forster referiert übrigens, dass Psychologen zufolge so gut wie jeder Nostalgie empfinde und diese eine extrem positive Erfahrung sei: »Sie stärkt das Selbstbewusstsein und lässt die Probanden optimistischer in die Zukunft blicken.« Also: Ja, die Vorfreude ist da. Die Nike-Sneaker kaufe ich trotzdem nicht.

Felix Bayer

Neue Filme und Serien



Darsteller Prenn (unten), Rupp

Familiendrama

Teufelskreis der Eskalation

Zweitland. Regie: Michael Kofler; 112 Minuten; Start: 4. Dezember.

● Eine bleierne Zeit in der Nachkriegsgeschichte Norditaliens und Österreichs beschreibt der Südtirolfilm »Zweitland« mit atmosphärischer Genauigkeit. Durch die Sprengung von Strommasten versuchen im Jahr 1961 meist junge Aktivisten, Zeichen zu setzen gegen die angebliche Unterdrückung der deutschsprachigen Bevölkerung durch den italienischen Staat und für die Unabhängigkeit Südtirols – und es gibt bald Tote. Der mit der Familie seines älteren Bruders auf einem Bauernhof unweit von Bozen lebende Held des Films heißt Paul. Schauspieler Thomas Prenn spielt ihn als sanften Zweifler und hochbegabten Künstlertyp. Paul schuffet hart, bewirbt sich für ein Kunststudium im fernen München und versucht, sich aus allem politischen Streit herauszuhalten. Er erlebt die brutalen Nachstellungen italienischer Polizeikräfte, die auch vor Folter nicht zurückschrecken. Und er sieht sich konfrontiert

mit der radikalen Verbohrtheit von selbst ernannten Patrioten und offensichtlich der Nazizeit nachtrauernden Südtiroler Separatisten, die von Österreich aus unterstützt werden. Der Regisseur Michael Kofler zeigt die Schönheit und die Enge der Welt, in der sich Paul nach dem Untertauchen des Bruders zu behaupten versucht. Den stumpfen Hass, der in Wirtshäusern gepredigt wird. Den Fanatismus der im Untergrund lebenden Kämpfer. Den Mut und die Unbeirrtheit, mit der vor allem die von der tollen Schauspielerin Aenne Schwarz dargestellte Schwägerin des Helden gegen die Bürgerkriegsfantasien der Männer kämpft. Die feindlichen Parteien scheinen in einem Teufelskreis der Eskalation gefangen. Der junge Held Paul droht zwischen die Fronten zu geraten – und scheint auch körperlich mehr und mehr niedergedrückt zu werden von der Last der Verhältnisse, von einem Konflikt, der all seine Hoffnungen zu zermalmern droht. »Zweitland« erinnert differenziert und mit kluger Zurückhaltung an eine Zeit des Terrors und der Armut in einer Weltgegend, in der heute viele Menschen begeistert Urlaub machen. Wolfgang Höbel

Tragikomödie

Kaum zu begreifen

Sorry, Baby. Regie: Eva Victor; 103 Minuten; Start: 18. Dezember.

● Als sich das Leben von Agnes von Grund auf ändert, ist der Zuschauer nicht dabei. Er sieht aus der Ferne, wie die junge Frau ein Haus betritt und darin die Lichter angehen. Stunden später kommt sie wieder heraus und ringt um Fassung. Ihrer besten Freundin Lydie (Naomi Ackie) erzählt sie, was passiert ist: Ihr Professor, der sie zu sich gebeten hatte, um ihre Doktorarbeit zu besprechen, hat sie vergewaltigt. Sie scheint kaum begreifen zu können, was sie erlebt hat. »Sorry, Baby« ist ein feinfühlig, komplexer und überraschend witziger Film über eine Frau, die ein Trauma verarbeiten muss und sich zurück ins Leben tastet. Das Regiedebüt der 31-jährigen Schauspielerin Eva Victor, die hier auch die Hauptrolle übernommen hat, ist in fünf Kapitel unterteilt, die nicht chronologisch aufeinanderfolgen. Es beginnt mit einer Szene, die einige Zeit nach dem Übergriff spielt. Lydie besucht Agnes und berichtet, dass sie Mutter wird. Agnes lehrt inzwischen selbst an der Uni. Hinter all der Ausgelassenheit, mit der die beiden Frauen herumalbern, ist zu spüren, wie verwundbar Agnes noch immer ist. Victor spielt die Figur mit einer bezwingenden Mischung aus Toughness und Fragilität. Wenn Agnes in der letzten Szene des Films mit Lydies Baby redet, das sie noch gar nicht verstehen kann, wenn sie ihm Mut für das bevorstehende Leben zuspricht, ist dies im besten Sinne herzerwärmend und nicht eine Sekunde lang kitschig. Lars-Olav Beier



Schauspielerin Victor

Serie

Hysterie und Paranoia

The Chair Company. 8 Folgen auf WOW.

● Mit Comedy lebt es sich besser, sollte man denken. Der US-Amerikaner Tim Robinson ist zwar von Berufs wegen Komiker, aber wer seine neue Serie »The Chair Company« sieht, fühlt eher Unbehagen als Erheiterung. Der Achtteler wirkt wie eine Mischung aus dem »Stromberg«-Vorbild »The Office« und dem Gene-Hackman-Klassiker »Der Dialog« – aus Bürokomödie und düsterem Paranoithriller also. Es geht um William Trosper, einen Projektmanager, der nach dem Scheitern seiner eigenen Firma für einen großen Konzern eine Shoppingmall entwickelt. Bei der öffentlichen Vorstellung des Projekts geschieht ihm ein Missgeschick: Nach seiner gegückten Rede bricht der Schreibtischstuhl, auf den er sich setzt, unter ihm zusammen. Peinlich, aber nach außen hin scheint William gut über sich selbst lachen zu können. In Wahrheit jedoch lässt ihn



Szene aus »The Chair Company«

der Vorfall nicht los. Er will sich bei dem Stuhlhersteller beschweren, bekommt aber niemanden ans Telefon. William recherchiert weiter und zweifelt bald daran, dass die Firma überhaupt existiert. »The Chair Company« spiegelt eine Welt, in der der Einzelne sich zuweilen wie der Spielball finsterner Mächte fühlen mag. Hysterie in sozialen Netzwerken, Verschwörungstheorien, Paranoia – Robinson nimmt das Abbild einer Zeit existenzieller Verunsicherung und formt es zu einem bizarren Komödienstoff. Lustig ist das nur in Grenzen. Dafür hochinteressante Serienkunst. Oliver Kaever

Kinocharts

- 1 Pumuckl und das große Missverständnis**
Constantin; FSK: ab 0 Jahren
- 2 Die Unfassbaren 3 – Now You See Me**
Leonine; FSK: ab 12 Jahren
- 3 Paw Patrol – Rubbles Weihnachtswunsch**
Sony / Paramount; FSK: ab 0 Jahren
- 4 The Running Man**
Sony / Paramount; FSK: ab 16 Jahren
- 5 Die Schule der magischen Tiere 4**
Leonine; FSK: ab 0 Jahren
- 6 Predator – Badlands**
Disney; FSK: ab 16 Jahren
- 7 All das Ungesagte zwischen uns – Regretting You**
Constantin; FSK: ab 12 Jahren
- 8 Mission: Mäusejagd – Chaos unterm Weihnachtsbaum**
Capelight / Central; FSK: ab 0 Jahren
- 9 No Hit Wonder**
Warner Bros.; FSK: ab 12 Jahren
- 10 Amrum**
Warner Bros.; FSK: ab 12 Jahren

HAPE
KERKELING

CHRISTOPH MARIA
HERBST

FAHRI
YARDIM

ANJA
KNAUER

FRIEDRICH
MÜCKE



EIN FILM VON MARCUS H. ROSENMÜLLER

EXTRA WURST

VERBODEN VOOR KINDELN VAN 15 JAAR EN JONGEREN
ABC Disney ABC 2
KINOTHEAT
FF BAYERN
FFN
POLYMEDIA
STUDIOCANAL

AB 15. JANUAR IM KINO

Die Ich-Reporterin

Klassik Hania Rani stand mal für hyggelige Kaffeehausmusik, jetzt hat die Polin ein von den Kriegen in der Ukraine und in Gaza inspiriertes Werk geschrieben. Wie macht man etwas Schönes aus dem Schrecklichen?

Die junge Frau, deren Name in Spotify-Playlists wie »Ruhe« und »calm vibes« auftaucht, Playlists, wie gemacht für Cafés in Berlin-Mitte, setzt sich jetzt selbst in so eines und trinkt unerkannt ihren Kaffee. Draußen ist es mild und schön, ein letztes Aufbäumen des Sommers gegen den November, und es könnte alles so einfach sein, so hyggelig, wäre Hania Rani nicht auch die Frau, die aus Horror Musik macht – und einem ins Gedächtnis ruft, dass draußen, nur 1000 Kilometer von Berlin entfernt, ja ein Krieg tobt.

Unweit des Cafés in der Neuen Nationalgalerie, in dem Rani sitzt, im Skulpturengarten des Museums, hat sie vor ein paar Monaten erst ein Konzert gespielt; wie bereits in der benachbarten Philharmonie, vor dem Pariser Invalidendom, im Sydney Opera House, aber auch beim Reeperbahn Festival in Hamburg. Die 35-Jährige hat Millionen Hörerinnen und Hörer jeden Monat auf Spotify, von denen vermutlich nicht viele wissen, wie sie aussieht. Ihre meist instrumentale Musik firmiert oft unter »Neoklassik«, einem Genre der nahezu gesichtslosen Stars, die Ludovico Einaudi, Max Richter oder Nils Frahm heißen und sich hinter Klavieren, Synthesizerburgen und, in Frahms Fall, noch weiteren mehr oder weniger obskuren Tasteninstrumenten zu verstecken scheinen. Ein Genre, in dem Rani als Frau ziemlich allein dasteht. Aber Musikgenres mag sie eh nicht.

Rani mag Literatur von essayistischen Schriftstellerinnen wie Zadie Smith und Schriftstellern wie Teju Cole oder Hisham Matar, sie hat ihr neues Album, das nicht auf reiner Fantasie fußt, sondern auf realen Gräueln, mit einem Begriff betitelt, den man im Plattenladen vergebens sucht und in der englischsprachigen Buchhandlung als literarische Kategorie findet: »Non Fiction«. Nichtfiktionale Instrumentalmusik, wie soll das klingen? Und wie

arrangiert man Angst und Schrecken fürs Orchester?

Nachdem Rani ihren Kaffee ausgetrunken hat, geht sie ins Foyer der Nationalgalerie, dieses wohl aus einem Wes-Anderson-Wunschtraum stammenden, symmetrischen Ludwig-Mies-van-der-Rohe-Premiumglaskastens. »Auf dem Album vermischen sich zwei Welten ständig miteinander«, sagt sie, und es wirkt, als kommentierte die Komponistin auch die gleichzeitig stattfindenden, lauten Bauarbeiten im Gebäude der klaren Linien: »Harmonie und *noise*.«

Rani kennt viele verschiedene Welten. In Berlin, wo sie sich wegen einer Listening Session ihres neuen Albums

»Auf dem Album vermischen sich zwei Welten ständig miteinander: Harmonie und *noise*.«

aufhält, hat sie schon mal gewohnt, gerade lebt sie in London. Doch um »Non Fiction« schreiben zu können, musste Hanna Raniszewska, wie sie bürgerlich heißt, gedanklich in ihre Heimat Polen zurückreisen, in Raum und Zeit.

Im Warschauer Ghetto galt Josima Feldschuh als Wunderkind. Ihre Mutter Perla, eine Musikwissenschaftlerin, hatte der Tochter Klavier beigebracht, Josima übte stundenlang auf dem vermutlich einzigen wertvollen Gegenstand in der Wohnung der verarmten jüdischen Familie, einem Flügel. Sie trat im Ghetto auf, spielte Mozart, aber auch eigene Stücke, und erhielt Standing Ovationen. Sie wollte Komponistin werden.

Die Feldschuhs versuchten, aus dem Ghetto zu entkommen. Perla wollte sicherstellen, dass Josima nicht krank wird, und packte ihre Tochter in warme Kleidung ein. Josima überhitzte und erkrankte erst an einer Lungenentzündung, dann an Tuberkulose. Sie starb

1943, an einem der ersten Tage des Aufstands im Warschauer Ghetto. Josima wurde nur elf Jahre alt. Sie blieb ein Wunderkind.

Irgendwann fand man auf dem Gebiet des früheren Ghettos Notizbücher. Sie enthielten Kompositionen von Josima Feldschuh. 2020 beauftragte das Warschauer Museum der Geschichte der polnischen Juden Rani, Feldschuhs Musikstücke als Klavierkonzert auf die Bühne zu bringen. Rani entschied sich allerdings gegen diese »oldschoolige« Lösung, sagt sie in der Nationalgalerie. »Mir war sehr wichtig, Josimas Geschichte nicht als etwas Museales zu betrachten, sie nicht zu romantisieren und dadurch in gewisser Weise zu etwas Unwirklichem zu machen.«

Rani recherchierte zum Leben der Juden im Warschauer Ghetto, sie ließ Feldschuhs Kompositionen in sich arbeiten, erkannte sich in ihnen wieder, etwa die gemeinsame Begeisterung für Mozart, Bach und Chopin. »Diese Sprache war mir so vertraut.« Rani übersetzte sie in ihre Gegenwart, in die Online-Allgegenwart der Kriegsbilder aus der Ukraine, aus Gaza, aus beiden Kriegen, und schrieb etwas Eigenes, etwas mit »reporterhaftem Charakter«, wie sie sagt, nicht fiktionale Instrumentalmusik eben.

Wie Feldschuh wollte auch Rani schon als Kind Konzertpianistin sein. Das überraschte ihre Eltern, eine Ärztin und einen Architekten, erzählt die Tochter. Zwar habe es bei den Raniszewskis zu Hause immer Musik gegeben, die Familie umgab sich mit Klassik von der Mutter oder mit Rock vom Vater, der im Autoradio auch mal Cat Stevens auf Georg Friedrich Händel folgen ließ, zwar schickten die Eltern sie mit sieben Jahren auf eine Musikschule in Danzig, Rani habe jedoch nie üben müssen. Sie habe üben wollen.

Anders als Feldschuh wollte Rani aber erst spät Komponistin werden. Während ihres Studiums an der Frédéric-Chopin-Universität für Musik in



Musikerin Rani: Eher Sturm als Ruhe

Warschau habe sie ständig eigene Sachen geschrieben, ohne das Bedürfnis, sie jemandem zu zeigen. »Ich wusste nicht, dass auch Frauen Komponisten sein können, weil sie zum Beispiel an der Universität nie erwähnt wurden – mit Ausnahme von Hildegard von Bingen.« Die logische Folge einer Kultur, in der einem in erster Linie Männer einfallen, wenn man an Komponisten denkt (traurige Bilanz in diesem Text bislang: acht Männer, zwei Frauen).

Als Rani dann doch ihre Kompositionen veröffentlichte, verwandelte sich das in eine Karriere: Sie komponierte Klaviermusik für ihr pandemisches Durchbruchalbum »Esja«, sparsamer Soundtrack einer erzwungenermaßen heimelig-hyggeigen Zeit. Sie experimentierte mit Elektronik, unter anderem inspiriert von Berlin, Stadt der elektronischen Erweckungserlebnisse. Sie komponierte Filmmusik, zuletzt für »Sentimental Value« des dänisch-norwe-

gischen Regisseurs Joachim Trier (»Der schlimmste Mensch der Welt«), der Anfang Dezember in die deutschen Kinos kommt. Sie kollaborierte mit anderen Komponisten wie dem isländischen Multiinstrumentalisten Ólafur Arnalds, der über Rani sagt, sie habe »diesen besonderen *drive*, diese unerklärliche Energie, in und für die Kunst zu leben, was sie zu einer einzigartigen, besonderen Künstlerin macht und ihre Kunst so lebendig zu uns sprechen lässt«.

»Non Fiction« spricht eine andere Sprache als Ranis ältere Musik, eine komplexe bis komplizierte, bei der es sich lohnt, mehr als einmal genau hinzuhören. Das Album ist ihr erstes sinfonisches Werk in Form eines Klavierkonzerts, aufgenommen mit Orchester in den Londoner Abbey Road Studios. Es rückt weit weg von den »calm vibes«, ist eher Sturm als Ruhe.

Aus den ersten Takten erwacht ein einsamer Ton, führt er ins Verderben

oder in Sicherheit? Ein Klavier kommt hinzu, die Harmonien von einer osteuropäischen Melancholie durchzogen, tröstet oder trauert es? Hoffnung vor Sirenen, Raketen am Horizont. Vögel, die zwitschern? »Non Fiction« steckt voller offener Fragen. Es klingt schön und schrecklich und läuft bald wohl in keinem Café in Berlin-Mitte.

Die Idee, Anmut und Ängste ineinanderfließen zu lassen, hat gewissermaßen Tradition in der zeitgenössischen klassischen Musik. Der New Yorker Minimalist Steve Reich, einer der einflussreichsten lebenden Komponisten, über den Rani sagt, sie sei ein »Riesenfan«, hat das vorgedacht und vorgemacht: Sein Stück »Different Trains« aus dem Jahr 1988, in dem ein Streichquartett diktiert, wie schnell sich die akustischen Züge durch musikalische Landschaften bewegen, verbindet Reichs Erfahrungen als Kind, das im Amerika der Vierzigerjahre zwischen den Eltern pendeln

EXKLUSIVE VINYL-EDITIONEN

BEI
DEUTSCHE
GRAMMOPHON



Martha Argerich & Mstislav Rostropovich

Chopin: Sonate Op. 65 · Polonaise Op. 3 ·
Schumann: Adagio & Allegro Op. 70

Original Source 1LP Vinyl / 1LP White Label
Ab 5. Dezember erhältlich.



Víkingur Ólafsson Opus 109

2LP Crystal Clear Vinyl mit Bonus Inhalt
2LP Vinyl / 1CD Mintpack
Jetzt erhältlich.



James Horner & London Symphony Orchestra Braveheart

30-jährige Jubiläumseditionen

2LP Blue Streak / 2LP Vinyl / 2CD
Ab 12. Dezember erhältlich.

Signierte Editionen
im Deutsche
Grammophon Shop



store.deutschegrammophon.com

Musik



Komponistin Rani: Mit »reporterhaftem Charakter«

musste, mit dem zur damaligen Zeit parallel stattfindenden Holocaust. Wäre er in Europa gewesen, sagte Reich über »Different Trains«, »hätte ich als Jude in ganz anderen Zügen fahren müssen«. Er stellte das eigene, kleine Erleben künstlerisch in Beziehung mit dem großen Elend in der Welt. Wie einer jener nahezu gesichtslosen Stars der sogenannten »Neoklassik«, der Brite Max Richter, dessen Musik ihren Ausgang häufig in Krisen und Kriegen nimmt. Wie nun Rani mit »Non Fiction«.

Sie folgt damit noch einer anderen Art Tradition: Eine Reihe renommierter polnischer Komponisten des 20. Jahrhunderts – Krzysztof Penderecki, Henryk Górecki, Mieczysław Weinberg – hat den Krieg und das daraus folgende Leid zu Musik verarbeitet. Beim Namen Penderecki bekommt man im Westen Angst, dank seiner Horrorfilmmusiken zu Stanley Kubricks »The Shining« und William Friedkins »Der Exorzist«. Aber er hat auch ein »Klagelied für die Opfer von Hiroshima« geschrieben oder »Dies Irae«, ein Oratorium zum Gedächtnis der Opfer von Auschwitz. »Non Fiction« ist von Penderecki beeinflusst.

»Ich weiß nicht, ob wir, die in diesem Teil Europas geboren sind, überhaupt in der Lage sind, nicht in einer politischen Sprache zu sprechen«, sagt Rani, »denn mir scheint hier jedes Haus von derartigen Gesprächen durchdrungen zu sein.«

Sie kennt das aus dem Haus ihrer Großeltern, wo über die Kriegszeit gesprochen wurde, eine Zeit der zerrissenen Familien, der vielen Umzüge und Umsiedlungen in einem lange von der Karte gestrichenen Polen. Sie kennt das aus dem Elternhaus, wo die kommunistische Zeit ein wiederkehrendes Thema war, ebenfalls eine Zeit der Repressionen. Vielleicht hat der real existierende Schrecken in Polen seinen Weg leichter in die Kunst gefunden als anderswo, vielleicht ist er so auch in Ranis Musik gelandet.

Viele Polen empfanden die Kategorisierung als Osteuropäer als eine Form von Makel, erzählt Rani, und wollten als Mitteleuropäer verstanden werden. Sie nicht. »Ich mag Unterschiede«, sagt sie, »und deshalb habe ich das Gefühl, dass wir Polen uns damit rühmen müssen, dass wir mit einem Bein im Osten stehen.«

Ranis Werk ist auch eine Feier der Unterschiede, die sich nicht ausschließen, die nebeneinander existieren, wie Klaviermusik und Elektronik, wie Harmonie und noise. Und vielleicht kann instrumentale Musik, »zu der Worte keinen Zugang haben und die keine Antworten gibt«, wie Rani jetzt in Berlin sagt, es sogar schaffen, dass Menschen sich einen Moment lang wortlos über Fronten hinweg verbunden fühlen.

Jurek Skrobala

Neue Alben



Sänger Jassin

Pop

Das schöne Unbehagen

Jassin: *Arsenalplatz*. Sony Music

● Als Jassin im vergangenen Jahr zum ersten Mal vor Tausenden Zuschauern auf der Bühne stand, brach beim Singen seine Stimme, weil der damals 19-Jährige laut lachen musste. So unglaublich war das, was da gerade geschah: sein erster großer Auftritt, noch ohne veröffentlichte Musik, aber das Berliner Publikum wollte schon eine Zugabe von ihm. Jetzt erscheint das Debütalbum des singenden Rappers oder rappenden Sängers Jassin Awadallah, Sohn einer Deutschen und eines Ägypters, es heißt »Arsenalplatz«, benannt nach dem Platz in der Lutherstadt Wittenberg, auf dem er als Jugendlicher die ersten Mixery trank und die ersten Joints rauchte, und natürlich muss man an dieser Stelle bereits die eine entscheidende Frage stellen: Ist der Hype um Jassin berechtigt? Kurze Antwort: Ja, aber. Lange Antwort: Das Album ist weniger wütend als die vorangegangene EP »Kinder können fies sein«. Statt von schmerzhaft präzisen Alltagsbeobachtungen sind die Texte nun geprägt von großen, aber auch wohlfeileren Fragen

wie »Soll ich lachen oder weinen?«. Außerdem überwiegen Wohlfühl-melodien, ganz so, als ob bei diesem Debüt nichts riskiert werden sollte. Doch das Unbehagen, das Jassins frühe Tracks so stark gemacht hat, ist nicht ganz weg. In »Ohne Regen keine Blumen« rappt er mehr als in anderen Songs auf dem Album, und die Lyrics sind pointierter: »Auf dem Arsenalplatz fandest du alles, was du willst, aber sicher nicht, was du brauchst.« Und in Lines wie »Morgen gehen wir zur Moschee, kein Plan, für wen ich da bete« kommt die Rauheit seiner ersten Songs wieder raus, in denen Jassin beiläufige Episoden aus dem Leben erzählt hat, ohne dass es plakativ wurde. Und seine Heimat in Sachsen-Anhalt? Besingt er nur am Rande. Im Gespräch sagt Jassin, er habe versöhnlicher klingen wollen als auf der EP. »Ich bin 20, ich will nicht ständig für irgendetwas herhalten müssen.« Nur weil er eine Migrationsgeschichte habe und im Osten aufgewachsen sei, könne er trotzdem »lieben, Freunde haben, kiffen – das muss nicht alles politisiert werden«. Man kann das verstehen und vermisst auf »Arsenalplatz« trotzdem etwas mehr Mut, Wut und vor allem: noch mehr von diesem schönen Unbehagen. Carlotta Böttcher

Jazz

Ein Haufen Hochbegabter

Out Of/Into: *motion II*. Blue Note Records

● Jeder Jazzmusiker kennt das Problem: Wie kommt man gegen die Vergangenheit an? Wer heute Jazz spielt, steht immer im Schatten der Riesen, die diese Musik einmal erfunden und Ende der Fünfziger, Anfang der Sechziger zu einer der großen Kunstformen des 20. Jahrhunderts gemacht haben – als sie künstlerischen Avantgardismus, schwarze Kultur und die Coolness der Nachtclubs zu etwas Neuem verschmolzen, dessen Energie bis heute strahlt. Die amerikanische Band Out Of/Into hat eine simple Lösung: einfach weitermachen, die Linien von damals weiterziehen. Es ist gewissermaßen ihr Arbeitsauftrag. Zum 85. Geburtstag des legendären Blue-Note-Labels gingen im vergangenen Jahr der Pianist Gerald Clayton, der Saxofonist Immanuel Wilkins, der Vibrafonist Joel Ross, der Bassist Matt Brewer und der Schlagzeuger Kendrick Scott als das »Blue Note Quintet« auf Tour – sie alle stehen bei dem Label unter Vertrag. Und weil die Musik, die sie dort spielten, so überwältigend war, gibt es sie jetzt auch als reguläre Band: mit dem nunmehr schon zweiten Album, etwas sehr sachlich »motion II« betitelt. Denn sachlich ist diese Musik nie. Zusammengehalten von Gerald Claytons Klavier, machen vor allem Wilkins und Ross da weiter, wo Himmelsstürmer wie Eric Dolphy, Joe Henderson oder Bobby Hutcherson damals begannen, als sie Abstraktion, Gefühl und Groove zusammenführten. Damals wie heute: ein Haufen Hochbegabter, die es mit der Welt aufnehmen. Was könnte schöner sein. Tobias Rapp



Band Out Of/Into

WAS DAS LEBEN ZUM KLINGEN BRINGT



Hardcover · 256 Seiten · 24,00 € (D) · Auch als E-Book erhältlich

Musik hat die Macht, uns im tiefsten Inneren zu berühren. Als universelle Sprache verbindet sie Menschen auf der ganzen Welt, doch sie kann noch viel mehr. Ullrich Fichtner, vielfach ausgezeichnete Journalist und Musikliebhaber, geht der transformativen Kraft von Musik auf den Grund: Sie macht uns nicht nur glücklicher, sondern steigert auch unsere Gesundheit, unsere Intelligenz und Sozialkompetenz. Ein wahrer Lesegenuss, der zeigt, wie wir die Macht der Musik nicht nur genießen, sondern auch nutzen können – das ganze Leben lang.



Musikgruppe Kraftklub

Rock

Gegen den Doom-Zeitgeist

Kraftklub: *Sterben in Karl-Marx-Stadt*.
Eklat Tonträger/Universal

● Wer 15 Konzerte an einem Abend gibt, ist alles andere als lebensmüde: Auf dem Reeperbahn-Festival spielten Kraftklub vor Kurzem auf die Art einen Miniauftritt nach dem anderen. Der Titel des fünften Albums der nach 15 Jahren immer noch recht vitalen Rockband aus Chemnitz führt also bewusst in die Irre – die Songs auf »Sterben in Karl-Marx-Stadt« signalisieren nicht etwa Resignation oder das bevorstehende Ende der Musikgruppe, sondern wenden sich gegen den allgemeinen Doom-Zeitgeist. Schon die durch eine verliebte Partynacht wehende Single »Unsterblich« wendet sich stürmisch gegen das Gerede vom Verfall. Provokant oft geht es ums Rauchen oder um die Sehnsucht danach, rückfällig zu werden: »Wenn ich tot bin, fang ich wieder an«, heißt ein Lied. In »Marlboro Mann« offenbart sich der tiefere Sinn dieser morbiden Setzung: Wer nicht über Tabuthemen wie Tod und Rechtsruck spricht, bleibt allein mit seinen Sorgen. Kraftklub formen daraus ein energisches Durchhalte-Manifest gegen das Verzagen angesichts des Aufstiegs der AfD in Ostdeutschland: »Auch wenn es Abfuck ist und schwer, wir haben es geschafft schon bis hierher.« Ein Album fürs Zusammenrücken unterm rot und grün geschmückten Weihnachtsbaum. Andreas Borcholte

Bestseller Essen und Trinken

- 1 Steffen Henssler:**
Hensslers schnelle Nummer – morgens, mittags, abends
Gräfe und Unzer; 29,90 Euro
- 2 Fabian Kowallik, Gamze Kılıçarslan:** *Das originale Gottesnahrung-Kochbuch*
DGV; 26,90 Euro
- 3 Christian Henze:**
Airfryer-Blitzrezepte
Becker Joest Volk; 29,95 Euro
- 4 Jamie Oliver:**
Eat Yourself Healthy
Dorling Kindersley; 32 Euro
- 5 Christiane Emma Prolic:**
Emmi backt einfach
ZS; 24,99 Euro
- 6 Zora Klipp:** *Hej!*
Brandstätter; 34 Euro
- 7 Patricia Kelly:** *Patricia Kelly's Family-Kochbuch*
Becker Joest Volk; 29,95 Euro
- 8 Stefano Zarrella, Benny & Angie:**
Schmackofatz für Groß und Klein
Community Editions; 32 Euro
- 9 Wir in Bayern –**
Das Backbuch
Edition Michael Fischer; 30 Euro
- 10 Andreas Michalsen:**
Mein Mikrobiom-Masterplan
ZS; 24,99 Euro



Dieser Fisch sieht aus wie eine Himbeerrolle

Hannelore Fisgus: *Das Allgäu-Kochbuch*

Wunderschön ist das Allgäu, es gibt keine Lastwagenrastplätze, Logistikzentren, Discounter, Burgerketten, Autowaschanlagen, nur Bäume, Seen, Gras und Vieh und so weiter, in diesem Buch jedenfalls. Aber das ist ja oft so in Büchern und Broschüren und Landschaftsfilmen, wenn etwas gefeiert werden soll: Es darf keinen Makel haben. Aber lassen wir das. Gehen wir über zum geräucherten Saibling. Ich hatte mir den ausgesucht, weil ich dachte, dass er vielleicht gut als Vorspeise für Weihnachten taugt, und hier ist er:

Geräucherter Saibling im Frischkäse-Pumpnickelmantel

Dies braucht man für 4 Personen:
150 g Pumpnickel (nein, weniger),
3 Stängel Dill, 200 g Doppelrahmfrischkäse, Saft und Abrieb einer ½ unbehandelten Zitrone (dazu später), Salz, Pfeffer aus der Mühle, 3 Blätter weiße Gelatine, 4 geräucherte Saiblingsfilets (auch dazu später) ohne Haut und Gräten. Und so geht's: Den Pumpnickel in einem Standmixer fein mahlen. Dill waschen, trocken schütteln, Blätter fein

hacken (ich hatte zu wenig Dill und ergänzte mit Zitronenmelisse, passte prima). Den Frischkäse in eine Schüssel geben, plus Dill, etwas Zitronensaft (wirklich nur etwas!), plus Zitronenabrieb, mit Salz und Pfeffer abschmecken. Die Gelatine 5 Minuten in kaltem Wasser einweichen, ausdrücken, in einer Schale über Wasserbad auflösen. Einen Esslöffel Frischkäsecreme unterrühren, etwas abkühlen lassen und dann unter die restliche Frischkäsecreme mischen. Ein Stück Frischhaltefolie auslegen, eine rechteckige Fläche (20 mal 10 cm) etwa einen halben Zentimeter dick mit Creme bestreichen, ein Fischfilet darüber, etwas Creme aufstreichen, dann noch ein Fischfilet obendrauf. Folie fest einrollen und eine Stunde in den Kühlschrank. Mit dem restlichen Material ebenso verfahren. Danach rausnehmen, Folie weg und das Fischarrangement in den Pumpnickelbröseln wälzen. Laut Rezept servieren Sie dazu Riesling-gelee und einen Salat mit Preiselbeerdressing.

Aber: Anders als bei der Kartoffel-Bier-Suppe aus dem Buch und der Käse-quickie, die ich auch ausprobiert habe –

ein paar Einwände habe ich hier schon. Die Ungenauigkeit des Rezepts (der Zitronensaft!). Und dass da nicht steht, wie dick das Saiblingsfilet sein darf; ich würde sagen: 1 cm darf er haben, mehr nicht. Nächstes Problem: Der Pumpnickel »hat et ghoba«, falls jemand hier Schwäbisch versteht, also er haftete nicht am Fisch. Ich würde also unbedingt noch eine Schicht Creme auf das obere Filet streichen.

Weil ich einen Fischzüchter meines Vertrauens in der Nähe habe, wollte ich diese Kochprobe mit einem Fischtest verbinden. Ich holte Saibling, Forelle, Lachsforelle, verwendete alle drei, und was soll ich sagen: Die Forelle kam am besten an. Sie macht farblich nicht so viel her in der hellen Creme, aber man kann ja die weiße Gelatine durch rote ersetzen. Auch kann man, so dachte ich, einen Teil des Frischkäses durch geschlagene Sahne ersetzen, damit es fluffiger wird. Das Ergebnis, ich gebe es zu, sieht ein wenig nach Himbeerrolle aus, aber der Geschmack: Yeah! Passt!

Die Schwäbin **Barbara Supp** kann sich nicht recht daran gewöhnen, dass man im Allgäu von Spätzn spricht statt von Spätzle, mag diese Gegend ansonsten aber sehr. Und wünscht sich, es würde rundum so aussehen wie in diesem Buch.



»Ein Buch wie ein gelehrtes Zirkustier« Dorothee Elmiger: *Die Holländerinnen*

Keller: Hörst du True-Crime-Podcasts?

Hammelehle: Nein. Doch wenn ich sie hörte, wären »Die Holländerinnen« wohl kaum das richtige Buch für mich. Oder siehst du das anders?

Keller: Im Gegenteil. Ich teste gerade die Alltagshypothese, dass man einen Menschen nur fragen muss, woher er die Namen Kris Kremers und Lisanne Froom kennt, und prompt ziemlich viel über ihn weiß.

Hammelehle: Beide Namen kenne ich nicht. Was verrät das über mich?

Keller: Dass du offenbar so viel Selbstdisziplin hast, dass du diesen Roman lesen konntest, ohne abzuschweifen und im Internet etwas über den Vermisstenfall der beiden nachzulesen, die bei Elmiger eben nur »die Holländerinnen« heißen. Kremer und Froom sind von einer Wanderung durch den Dschungel Panamas nicht zurückgekehrt. Was ihnen zugestoßen ist, wurde nie geklärt. Im Roman will ein Theatermacher den Fall rekonstruieren.

Hammelehle: Google, mit Verlaub, ist kaum das Werkzeug, das einem Romanleser geziemt! Pardon, ich muss dich um Nachsicht ersuchen, dass ich kurz in die Sprache des vordigitalen Zeitalters verfal-

len bin. »Die Holländerinnen« allerdings ist ein Buch, bei dessen Lektüre man mit Suchmaschinen nicht weiterkommt: ein Meta-Roman – jedoch nicht im Sinne von Marc Zuckerbergs gleichnamiger Firma. Hier steht das Wörtchen Meta für ganz viel Überbau und wenig Basis. Ein Buch, das in seinem Aufbau verschachtelt ist wie diese russischen Holzpuppen. Eine Geschichte in der Geschichte in der Geschichte. Wahrscheinlich wurde es deshalb mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet.

Keller: Sprachlich hat Elmiger das dadurch umgesetzt, dass sie den kompletten Roman in indirekter Rede verfasst hat. Eine Professorin erzählt während einer Vorlesungsreihe von ihrem Protokoll des Theaterprojekts. Teil dieses Protokolls sind wiederum viele Zitate, Gedanken, Assoziationen und Anekdoten, die wiederum die Beteiligten erzählt haben. Dabei geht es mal um die beiden Holländerinnen, mal um Ziegen, mal um einen Schinken, der auf einer Party serviert wird. Mal um Werner Herzog, mal um Walter Benjamin, mal um Adorno, mal um den Poolreiniger der Gedenkstätte für den 11. September.

Hammelehle: Ich kannte mal eine Person, die für derartige Konstruktionen das

Wort »Brainfuck« verwendet hätte. Und weil Elmiger ihr Buch in der indirekten Rede geschrieben hat, wird sie gern mit Thomas Bernhard verglichen. Dessen Roman »Holzfällen« beispielsweise ist auch in der indirekten Rede verfasst, auch ist die Erzählsituation irgendwie ähnlich. »Holzfällen« ist allerdings lustig. Bei den »Holländerinnen« hat mich bei aller Sprachkunst nur die von dir erwähnte Ziegegeschichte beeindruckt. Eine leicht absurde Binnenerzählung von einer Ziegenhüterin in der Schweiz. Ansonsten kommt mir das Buch wie ein sehr gelehrtes Zirkustier vor: eine Ziege, die lesen und rechnen kann sozusagen. Bravo! Aber was soll das alles?

Keller: Die Frage kann ich nicht beantworten. Ich habe gehört, dies sei ein Roman, den man dreimal lesen müsse, um ihn zu durchdringen. Ich werde nur nicht dazu kommen, da ich viel weniger Selbstdisziplin habe als du und ab jetzt damit beschäftigt sein werde, Theorien zum Fall der Holländerinnen zu googeln.

Maren Keller ist Redakteurin im Ressort Leben. Zu Ziegen hält sie grundsätzlich etwas Abstand. Das hat sie der Streichelzoo gelehrt.

Sebastian Hammelehle ist Autor im Kulturressort. Thomas Bernhards »Holzfällen« hat er bislang erst zweimal gelesen.

WAHRE VERBRECHEN. WAHRE GESCHICHTEN.

Das True-Crime-Magazin vom *stern*.



Alle zwei Monate neu im Zeitschriftenhandel
oder direkt bestellen : stern-crime.de



Hörtripp: Der neue -Podcast „Luchterhandt“ –
über einen der mysteriösesten Mordfälle Berlins.
Ein Doku-Podcast in zwölf Folgen.

WIE WEIT WIRST DU GEHEN?

DER
KINOHIT
AUS
DÄNEMARK!

TOOLBOX FILM PRÄSENTIERT

NIKOLAJ LIE KAAS

KEIN WEG ZURÜCK

EIN FILM VON CHARLOTTE SIELING

24
BILDER

 Creative
Europe
MEDIA

AB 11. DEZEMBER IM KINO